Glarner Heimatbuch









Glarner Heimatbuch

Lehrmittel für den Unterricht an der Volksschule des Kantons Glarus

Impressum

Lehrmittel für den Unterricht an der Volksschule des Kantons Glarus. Das Lehrmittel besteht aus dem Heimatbuch und der dazugehörigen Internetplattform.

Unter www.glarner-heimatbuch.ch sind Lernaufträge, interaktive Übungen, Bildreihen, Kurzfilme, Informationen zu Schulreisen und Exkursionen, Links sowie ein Glossar mit Mundartausdrücken und ein Glossar mit Worterklärungen zu finden.

Herausgeber:
Departement Bildung und Kultur
des Kantons Glarus

Bezugsquelle:
Lehrmittelverlag des Kantons Glarus

Projektleitung:
Fritz Trümpi

Redaktion Heimatbuch:
Fridolin Baumgartner, Gabriel Leuzinger,
Kurt Meyer, Roland Schiltknecht

Autoren der Internetplattform
www.glarner-heimatbuch.ch:
Daniel Emmenegger, Gian-Paolo Lampietti,
Walter Muggli, Balz Schegg, Peter Zweifel

Bildredaktion und Fotografie:
Fridolin Walcher

Wissenschaftliches Lektorat:
Susanne Peter-Kubli

Sprachliches Lektorat:
Niklaus Hauser

Korrektorat:
Alexander Stuber

Gestaltung und Druckvorstufe:
Typowerkstatt GmbH, Glarus
Tanja Schrepfer und Tobias Knecht

Verwendete Schriftfamilie:
Linotype News Gothic

Druck:
Spälti Druck AG, Glarus

Papier:
Euro Bulk, matt leichtgestrichen,
hochweiss, 115 g/m^2

Einband:
Buchbinderei Burkhardt AG, Mönchaltorf

© 2008
Texte: Departement Bildung und Kultur
des Kantons Glarus
Fotos: bei den jeweiligen Fotografen

ISBN 978-3-85546-188-2

Unser Land Glarus

14 Üsers Ländli isch nu chly …
Jost Hösli

16 Beschreibung von dem Land Glarus
Johann Heinrich Tschudi

18 Lob der Berge
Heinrich Pfändler

19 Ds Vreenelisgäärtli
Sage

20 Frühe Beschreibung der Gewässer
Christoph Trümpi

22 Glarus
Ruedi Hertach

24 Die Weissenberge im Glarnerland
Hans Bäbler

25 Das Martinsloch
Sage

26 Die Karren
Jost Hösli

28 Die Glarner Überschiebung
Mark Feldmann

30 Die ältesten Sedimente der Schweiz
Mark Feldmann

32 Messungen am Bifertengletscher
Hanspeter Klauser

34 Der Schlattstein bei Netstal
Rudolf Ferndriger

35 Zytli verrunne und eebig verbrunne
Sage

36 Der Bergsturz von Elm
Otto Herold

40 «Mit förchterlichem Sturm»
Christoph Trümpi

42 Wetterbeobachtungen in Schwanden
Fridolin Zopfi

45 Der «älteste Glarner»
Kaspar Freuler

46 Windwurf!
Fritz Marti

48 Unwetterkatastrophe im Hinterland
Oskar Börlin, Samuel Streiff

52 D Fridlislaui
Hans Thürer

54 Lawinennot
Kaspar Zimmermann

56 «Modergeruch und Froschgeschrei»
Gabriel Leuzinger

59 Hans Conrad Escher von der Linth
Steve Nann

62 Linth-Limmern
Jakob Stähli, Max Blumer, Fridolin Baumgartner

66 Am Ursprung der Linth
Fritz Kamm

68 Technik verändert die Landschaft
Impressionen

Tiere und Pflanzen

72 Oswald Heer (1809–1883)
Jost Hösli

73 D Beergli-Aatere
Sage

74 Gamswild
Albert Schmidt

75 Muntere Höhlenbewohner
Rudolf Zwicky

76 Opfer des Aberglaubens
Albert Schmidt

78 Die bewegte Geschichte des Steinadlers
David Jenny

80 Der Luchs
Steve Nann

81 Dr Trache vum Glääärnisch
Sage

82 Unser Wald
Fritz Marti

84 Wald und Wild
Thomas Rageth

86 Leben im Bach
Hans Rudolf Wettstein

88 In der Fischbrutanstalt in Netstal
Hans Rudolf Wettstein

90 Die Natur braucht unseren Schutz
Dr. Hans-Jakob Zopfi

92 Wildasyl Freiberg
Fridolin Baumgartner

Glarnerinnen und Glarner

96 Leben im Glarnerland um 1400
Gabriel Leuzinger

98 Schule früher
Oswald Heer

100 Leben im Alter
Paul Aebli

102 D Beerghalb-Lüüt
Walter Elmer

104 Der Fall Anna Göldi
Susanne Peter-Kubli

106 Anni Elmer
Maya Rhyner

109 Dr Chnopfbaart
Sage

110 Frieda Gallati (1876–1955)
Susanne Peter-Kubli

112 «Schybefleuge»
Otto Brühlmann

114 Fridolinstag
Karin Knobel, Ruedi Ferndriger

115 Klausschellen
Franz Feldmann

116 Auf alten Wegen und Stegen
Heini Etter

118 Kunsthaus in Glarus
Christa Wiedenmeier

120 Vom Glarnerland inspiriert?
Fridolin Walcher

Gesundheit und Krankheit

126 Heilkunst früher
Gabriel Leuzinger

128 Pest und andere Krankheiten
Hans Thürer, Jakob Trümpy

130 Aus dem Totenbuch
Johannes Goldbach

132 «Nüd guet, aber gsund»
Heinrich Stüssi

134 Im Kantonsspital Glarus
Madeleine Kuhn-Baer

136 Emilie Paravicini-Blumer (1808–1885)
Susanne Peter-Kubli

138 Luftverschmutzung gefährdet die Gesundheit
Walter Blumer, Jakob Marti

Kulinarisches aus dem Glarnerland

142 «Spys Gott, tröösch Gott»
Oswald Heer, Roland Schiltknecht

145 Auf der Zigeralp
Stefan Grob

146 Der Schabziger
Stefan Grob

148 Mild, fett und weich
Kaspar Elmer

151 Margarine aus Mitlödi
Eugen Knobel

152 Glarner Spezialitäten
Kaspar Freuler

154 Chocolatier suisse Läderach
Ruedi Ferndriger

156 «Burgwegler»
Steve Nann

158 Die Elmer Mineralquellen
Marianna Bai

Bauwerke

162 Von der Wildnis zum Wohnraum
Jost Hösli

164 Einfach und zweckmässig
Gabriel Leuzinger

165 Burg Sola
Fridolin Baumgartner

166 Der alte Dorfbrunnen
Oskar Börlin

168 Bauwerke
Impressionen

170 I ds Grossvatters Huus
Kaspar Freuler

172 Der Brand von Glarus
Kaspar Freuler, August Berlinger

176 Kirchen in Glarus
Jürg Davatz

178 Hilarius-Kirche in Näfels
Ruedi Ferndriger

180 Der Freulerpalast in Näfels
Gabriel Leuzinger

182 Die Planurahütte
Heinrich Stüssi

Arbeitsplatz Glarnerland

186 Glarus – der Industriekanton
Jost Hösli

188 Schattenseiten der Fabrikindustrie
Bernhard Becker

191 Dr Geisser am Oberblegisee
Sage

192 Fridolin Schuler (1832–1903)
Jürg Davatz

194 Glarner Tüechli
Heinz Kindlimann

197 Das bluetig Chnöchli
Sage

198 Die Baumwollindustrie kämpft ums Überleben
August Rohr

200 Samuel Blumer (1881–1959)
Fridolin Baumgartner

202 Arbeiterinnen und Arbeiter
Impressionen

203 Die tote Heuerin
Sage

204 «glarnersteg»
Hedy Steiger

206 «Maschinen von Netstal» aus Näfels
Reto Morger

208 Faserzement Eternit
Josef Hunold

210 Metall und Plastik
Jean-Fritz Stöckli, Armando Beccaletto

212 Kunststoff Schwanden AG
Kurt Meyer

214 Sauter, Bachmann AG
Christian Bosshard

216 Orgelbau Mathis
Ruedi Ferndriger

218 Der Glarner Giessen
Hans Rudolf Wettstein

Ferienland Glarnerland

220 Landwirtschaft im Flachland
Hans Peter Hauser-Berther

222 Bergbauernbetrieb in Elm
Kurt Meyer

223 D Saag vum Gläärnisch
Sage

224 Wildheuet auf Baumgarten
Jakob Zimmermann

226 Unsere Alpen
Jost Hösli

228 Viehschau in Glarus
Jann Etter

230 Alp Fessis
Fridolin Baumgartner

232 Gämsjäger David Zwicky (1740–1796)
Friedrich von Tschudi

233 Ds Venediger Manndli
Sage

234 Eigenes Eisen
Mark Feldmann

236 Schieferabbau im Sernftal
Martin Baumgartner, Fridolin Baumgartner

239 Dr Jeger und dr Bäärggeischt
Sage

240 «Gletschern» im Klöntal
Kaspar Freuler

242 Kalkfabrik Netstal AG
Kurt Meyer, Urs Höhner

244 Alte Hammerschmiede Mühlehorn
Jost Hösli, Gabriel Leuzinger

248 Wie in Näfels der grösste Skatepark der Schweiz entstand
Andri Brugger, Michi Frefel

250 Moderne Sportarten
Impressionen

252 Pioniere des Skisports
Fritz Marti

254 Abseits der Piste
Werner Leisinger

256 Traumberg Tödi
Emil Zopfi

259 Vreni Schneider
Kurt Meyer

260 Hansjürg Kessler
Kurt Meyer

262 Das Klöntal
Impressionen

264 Schwanden – Wildmad – Elm
Wanderbuch Glarnerland

266 Der Hüttenwart
Romano Frei

268 Der Walensee
Impressionen

270 Motoren am Berg
Kaspar Freuler

272 Das Sportzentrum Kerenzerberg
Kurt Meyer, Walter Hofmann

Verkehr

276 «Voll Stein, Schläg und Morast»
Fridolin Baumgartner

278 Der Panixer
Rudolf Ferndriger

280 «Von des Wassers Gfahren entledigt»
Rudolf Ferndriger

282 «… nach Holland oder Engelland»
Hans Thürer

283 Untergang des Dampfers «Delphin»
Zeitungsbericht

285 Zwii Chrüüzer zwänig
Hans Thürer

286 «Ziegelbrücke umsteigen!»
Urs Stöckli, Kurt Meyer

288 Dr Heiri Jenni gaat gu Züri
Caspar Streiff

290 «Linthal – Endstation!»
Heinrich Stüssi

292 Bahnhofvorstand im Hauptort Glarus
Roland Schiltknecht, Bruno Scherrer

294 Die Braunwaldbahn
Kurt Meyer

296 Schwanden – Elm
Rudolf Zwicky

298 Die Heli-Linth als Camionneure der Lüfte
Fridolin Walcher, Kurt Meyer

302 Flugzeugabsturz
Walter Mittelholzer

Staat und Gesellschaft

306 Vom «Guzen» und «Trölen»
Hans Thürer

307 Die Kantonsverfassung von 1836
Landesarchiv

308 Joachim Heer (1825 – 1879)
Jürg Davatz

310 Landsgemeinde
Ruedi Hertach

312 Leichtsinn mit Folgen
Madeleine Kuhn-Baer

314 Unser Landesarchiv
Fritz Rigendinger

316 Wasser im Haus
Fridolin Baumgartner

318 Wieder sauberes Wasser
Ruedi Ferndriger

320 Unser Abfall wird entsorgt
Rico Bertini

322 Feuerwehr früher
Fridolin Baumgartner

323 Der Sumpfreiter
Sage

324 «Zum besten des vaterlandes»
Gabriel Leuzinger

326 Kantonspolizei Glarus
Hannes Murer

328 Der Wildhüter
Hans Zopfi

330 Der Schiessplatz Wichlen
Kurt Meyer

Geschichtliche Ereignisse

334 Römisches Kleinkastell auf Kerenzen
Kurt Meyer

335 Felix und Regula
Sage

336 Sankt Fridolin
Kurt Meyer

337 «Ursus, stand uuf!»
Kurt Meyer

338 Maarchelauf
Sage

340 Die Vorburg
Fritz Trümpi

342 Das Land Glarus entsteht
Susanne Peter-Kubli

346 Die tote Braut
Sage

348 «Allenthalben vil Unruow»
Valentin Tschudi

350 Glarus und der Reformator Huldrych Zwingli
Roland Schiltknecht

351 Dr Schlaafstei
Sage

352 Aegidius Tschudi (1505–1572)
Jürg Davatz, Steve Nann

354 Unter Glarner Vögten
Jürg Davatz

356 Krieg und Elend im Glarnerland
Jürg Davatz

359 Dr Geischterjodler
Sage

360 Napoleon Bonapartes Brief an die Glarner
Susanne Peter-Kubli

362 In fremden Kriegsdiensten
Fridolin Baumgartner

364 Glarner wandern nach Amerika aus
Aus dem Tagebuch des Matthias Dürst

366 Eine neue Kantonsverfassung
Rudolf Ferndriger

Anhang

370 Bildnachweis

371 Stichwortregister



Klein, aber fein

Unser Land Glarus



Südlicher Talabschluss des Kleintals mit Elm. Im Hintergrund der Hausstock.

Regionen im Glarnerland

Üsers Ländli isch nu chly …

Mit einer Fläche von 684 Quadratkilometern gehört das Glarnerland zu den kleinen Kantonen der Schweiz. Vom hohen Gebirgswall im Süden bis in die Linthebene im Norden messen wir höchstens 40, von der West- zur Ostgrenze meist weniger als 25 Kilometer. Seine einfache, geschlossene Form entspricht weitgehend dem Einzugsgebiet der Linth.

Unsere Berge und Täler sind das Ergebnis der Alpenfaltung, bei der mächtige Gesteinsschichten eines ehemaligen Meeresbodens während mehr als 60 Millionen Jahren emporgepresst wurden. Seither haben Gewässer und Gletscher die über den Meeresspiegel hinausgehobene Erdkruste zerfurcht.

Vom Tödi fliessen die Quellbäche der Linth dem einzigartigen Talschluss im Tierfehd zu. Hier, am Ende der Linthschlucht, beginnt das trogförmige Grosstal, das Glarner Hinterland. Es reicht bis Schwanden. Die Gewässer haben den felsigen Grund, der von den eiszeitlichen Gletschern tief ausgeschürft wurde, wieder mit Geschiebe, Sand und Schlamm bedeckt. Auffällig sind die zahlreichen Schwemmkegel der Runsen und Wildbäche. Sie bieten seit frühen Zeiten die bevorzugten Wohn- und Wirtschaftsflächen, so etwa in Linthal, Betschwanden, Hätzingen oder Haslen.

Bei Schwanden öffnet sich von Osten her das Sernf- oder Kleintal. Durch ein steiles, enges V-Tal erreicht man Engi. Von hier reicht ein dem Grosstal ähnlicher, jedoch höher gelegener Trog weit über Elm hinaus in das Weidegelände der Wichlenalp.

Das Glarner Mittelland von Schwanden bis Netstal ist hügelig. Riesige Gesteinsmassen vorgeschichtlicher Bergstürze prägen den Talabschnitt. Schwändi und Sool sind typische Bergsturzdörfer. In der geräumigen Mulde zwischen Glärnisch, Wiggis und Schilt liegt, in der naturgegebenen Mitte des Landes, der Hauptort Glarus.

«Das Bild des Glarnerlandes ist das eines Baumes, der in ebenem Boden und an einem Seegelände wurzelt, mit kurzem Stamm, zwei grossen Verzweigungen und vielen Verästelungen.»

(F. Becker, Glarnerland, 1912)

«Berge gibt es nur, wenn es Täler gibt, Täler nur, wenn Flüsse fliessen, Flüsse nur, wenn Firne und Gletscher bestehen, Firne und Gletscher wiederum nur, wenn Berge ragen: Eines setzt das andere voraus, eines bedingt das andere, ist die Folge des anderen …»

(H. Hiltbrunner, Das Hohelied der Berge, 1944)





Oben: Das Glarner Hinterland ist ein Trogtal. Blick von Leuggelen südwärts.

Unten: Unterland vom Plattenberg aus.

Von Netstal erstreckt sich bis an die Kantonsgrenze im Norden das flache Unterland. See- und Flussablagerungen kleiden den tiefen Felsgrund. Die Linthebene entstand als «Kehrichtplatz» der Linth. Auch hier befinden sich die alten Dorfkerne auf den Schwemmkegeln der Seitenbäche.

Üblich ist auch die Gliederung des Landes in Tal-, Berg- und Alpregion. Auf den Terrassen der Bergflanken und in den höher gelegenen Seitentälern breiten sich in Höhen von 600 bis 1500 Metern die «Berge» aus. Ihre Wiesen erweitern das beschränkte Kulturland der Talsohle. Grosse Berggebiete sind der Kerenzerberg, die Näfelser Berge, der Mullerenberg, die Ennetberge, die Weissenberge und die Braunwaldberge. Die grossen «Berge» weisen als Dauersiedlungen Höfe, Weiler und Dörfer auf, während die kleinen Berggüter in der Regel nur zeitweise bewohnt werden.

Die Alpen bilden das dritte Stockwerk. Sennhütten, Viehställe und Käsespeicher zeugen von der Bedeutung der Alpwirtschaft. Rinder weiden bis in eine Höhe von 2400 Metern. Weniger hoch «fährt» der Hirte mit den Milchkühen, höher klettern nur Schafe und Ziegen.

Tal, Berg und Alp ergänzen einander. Sie bilden die vertraute Welt der Glarner.



Blick übers Glarner Mittelland bis in die Linthebene: Schwanden, Schwändi, Mitlödi, Ennenda, von der Auenalp aus.

Johann Heinrich Tschudi: Chronik von 1714

Beschreibung von dem Land Glarus

Des Lands Situation / Angräntzungen / und dergleichen / können am besten aus den Land-Charten des Schweitzerlands ersehen werden. Es wird auf drey Seithen / namlich gegen Morgen / Mittag und Abend / mit sehr hohen / und fast unwegsamen Gebirgen / gleich als unüberwindlichen Ringmauren umgeben / so dass man sie auch an denen Orthen / wo man den Pass in Italien oder Welsch-Land nehmen muss / nicht ohne grosse Beschwerd und Arbeit besteigen kan. Gegen Mittnacht aber / wo die Linth zwüschen der March und dem Gaster / den Durchfluss nimmet / ist das Land offen / und wer will / wie auch mancher thut / kan da eynsitzen / und zu Wasser in Engelland und weiters kommen.

Es sind aber insgemein die Berge so hoch nicht / dass man nicht anderstwo eben so hohe und noch viel höhere antreffe. Die fürnemsten und berühmtesten sind der Weiggis / der Glärnisch / der Schilt / und der Tödiberg / welcher unersteiglich und von vielen vor den höchsten im gantzen Schweitzerland gehalten wird / wie er dann auch sein weisses / und allezeit mit Schnee bedektes Haupt weit über alle andere Berge erstreket.

Des Lands Bezirck und Grösse kan / wegen eben der hohen Gebirgen / nicht wol aussgemessen und benamset werden. Die Länge aber des Thal-Geländs / von Mittnacht gegen Mittag erstrecket sich ungefehr auf 40 Schweitzer-Meil; Theilt sich aber hinder Schwanden in zwey besondere Thäler / das grosse und kleine Thal / wiewol die verschiedenen Gebirge auch noch viel andere Thäler hin und wider formiren / die aber von niemand / als den Sennen und Vieh-Hirten meistens nur zur Sommers-Zeit bewohnet werden.

Das gantze Land ist dem Thal nach / vast allerdings eben / so dass man biss zu hinderst in Linthal mehr nicht / als etwann ein paar / nicht grosse Hügel / besteigen muss. In das Sernfft-Thal aber / hat es von Schwanden biss gegen Enge / eine Stund weit / einen mühsamen und stotzachten Wäg. Sommers-Zeit gibt es wol zuweilen schwere Wetter / wordurch die Runssen und Wald-Wasser angetrieben / und etwann / wie aus der historischen Erzellung zu ersehen / nicht wenig Schadens verursachet wird. Doch ist der Hagel nicht so gemein / als an vielen anderen Orthen; fallet zwar zuweilen so starck auf die Alpen / dass man ihn gleich wie Schnee sehen kan / mag aber selten in den Grund oder das Thal hinunter kommen.

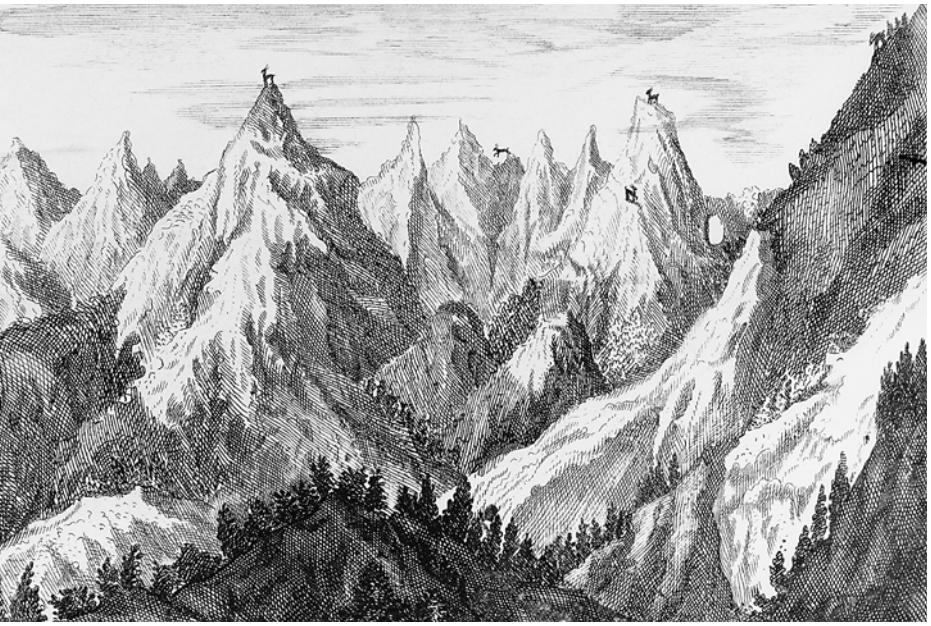
Zu Winters-Zeit fallet zwar oft ein tieffer und grosser Schnee / absonderlich hinder Schwanden / da man dann auch der so genannten Lauwinen halber / nicht aller Orthen sicher und ohne Gefahr ist. Allein / wann bey Frühlings-Zeit die warmen Lüffte einbrechen / so gehet innert wenig Tagen etwann ein sehr grosser Gewalt Schnees zum Land hinauss / und haben alsdann oft die zu hinderst in dem Land / mit denen zu underst in demselbigen / Grass und Kraut / ob gleich diese etwann den ganzen Winter durch / wenig Schnee gehabt ... Dass aber sonst das Land so rauch und kalt nicht seye / wie viel sich einbilden möchten / kan man auss dem abnehmen / dass man etwann noch eine Stund hinder Glarus / zeitige Erdbeere / hinden im Meyen zeitige Kirschen / und um Bartholomäi Tag zeitige Wein-Trauben gefunden.

Im übrigen hat das Land / gleich wie alle andere seine Vor- und Nachtheile / Komlich- und Unkomlichkeiten. Dann obgleich die hohen Berge ihr unfreundliches Gesichte aller Orthen hervor strecken / so dass das Land / wann man von Mitternacht her / erst hinein kommet / einem gar rauch in die Augen fallet. Dannoch / wann man es recht betrachtet / so wird man auch seine Güte / Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten darin finden / daher dann auch frömde Persohnen / sich da sehr wol gewohnen können / und oft ungern widerum wegscheiden / wiewol neben anderen Ursachen die gute und subtile Lufft nicht wenig hierzu beytragen mag.



Möglicherweise die älteste Karte des Glarnerlandes. Ob es sich um einen Entwurf zur sogenannten «Hunger-Karte» von 1682 oder um eine Gebrauchskopie davon handelt, ist ungewiss.

(Museum des Landes Glarus, Freulerpalast Näfels)



Tschingelhoren mit Martinsloch.

Anonyme Radierung aus «Beschreibung der Naturgeschichte des Schweizerlandes», J. J. Scheuchzer, 1708 (Zentralbibliothek Zürich)

Heinrich Pfändler: Chronik von 1670

Lob der Berge

Nun seyen diese hohe Berge diss Landes Glarus so rauh und wild sie wollen / so sind sie dannoch

1. Lieblich
2. Nutzlich

a) Lieblich sind solche Alpgebirge / als auff denen wir zur lieben Sommerszeit anschawen / das liebe Vieh in grosser Anzahl / kleines und grosses / ihr Nahrung begierlich suchende.

b) Lieblich finde ich solche Berge / weil an vielen Orten in der Höhe den darauf wandlenden / für ihre Augen kommen / Steinhüner / die von einem Felsen auff den andern fliegen / und denen man bey gläntzender Sonnen / und einem new gefallenen Schnee nachkommen / sogar mit Steinen nach diesem herrlichen Wildbrät werffen kan.

c) Lieblich kommen einem Menschen für / allerley in andern Alpen ligende See / Firnberge / Heerden Vieh.

d) Lieblich / wann die zum Vieh geordnete Knechte mit ihrem Frewdengesang und einem mehr als Klaffterlang von gewissem Holtz / gemachtem Horn / oder Rohr auffspielen / damit es im Gebirg einen Widerhall gantz lieblich und anmuthig gibt.

e) Was ist nun aber Lieblichers / als anschawen die Gembsen / mit ihrem schnellen Lauff? Gembs ist seiner Natur nach ein sehr wildes Thier / lässt sich nicht bald zähmen / ob man schon etwan seine Jungen / welches doch selten geschicht / ergreiffen / und auss der Wilde in die Zähme bringen kan / behält es gleichwol seine Art eine lange Zeit / biss es von einer zahmen Geissen wol abgesaugt / zur Raritet in Klöster / oder anderer grossen Herren Höff verkauffet wird.

f) Lieblich sind unsere Berge / wann zur lieben Sommerszeit die Muncken / unserm Gesicht fürkommen / wie die Alten und Jungen so begierlich in ihren Hölen und tieff in die Erden / von ihnen selbst gemachte Löcher / zum sanfften Schlaf des Winters Hew im Mund hineintragen.

Es sind endlich diese unsere wilden Alpgebirge gantz nutzlich / darauff werden zur lieben Sommerszeit erhalten / viel tausend Stuck / von allerley Gattung Viehes.

Wie viel Butter / Käss / Ziger / darzu eine grosse Menge allerley Viehs auff unseren Alpgebirgen gesommert / man jährlich an frembde Orte verkauffe / umb Wein / Korn / und andere Lebensmittel / wissen die so alle Jahr besuchen unsere Ordinari Märckt.

O was edler Kräuter tragen diese hohen Alpen / wie viel nutzliche Wurtzeln / die den Ärtzten, Apotheckern und Leibsscherern fast dienlich sind … Wie viel und mancherley Kräuter die Alpgebirge tragen / wissen die darvon zu sagen / die ein und alle Jahr auss Städten und Landen hieher kommen / und mit sich fort führen: Wer solche herrliche Kräutlein zur Sommerszeit / mit so mancherley Farben gezieret beschauet.

Sage

Ds Vreenelisgäärtli

Es isch emaal en übermüetigi Jumpfere gsii, de hät Vriine gheisse. De hät gmeint, si chäm zoberscht uffem mittlere Gläärnisch e Gaarte mache. D Lüüt händ si gwaarnet und händ züenere gseit: «Me törf Gott nüd versueche!» Sii aber hät gseit: «Und ietz guun i ztratz ufe, sigs em Herrgott lieb oder leid.»

Due ninnt de Jumpfere, es isch e bäumigstarchs Meitli gsii, e groosses Sännechessi übere Chopf, as si nüd nass wäärdi, wänns chääm gu schnye. Wo si aber dobe gsii isch, häts esoo raass aafu fogge, as d Vriine ds Chessi vor Schweeri gaar nümme hät chänne abzie. Dr nass, schwäär Schnee hät das Meitli z Bode truggt, und es isch ganz iigschnyt woorde.

Me gsiit uffem mittlere Gläärnisch ietz nuch vu wyt ummen e chlys viergeggets Schneefäld. D Lüüt säged dem ds Vreenelisgäärtli, wil de übermüetig Gäärtneri drunder begrabe lyt.

Vreenelisgärtli.
Flugaufnahme von Norden.



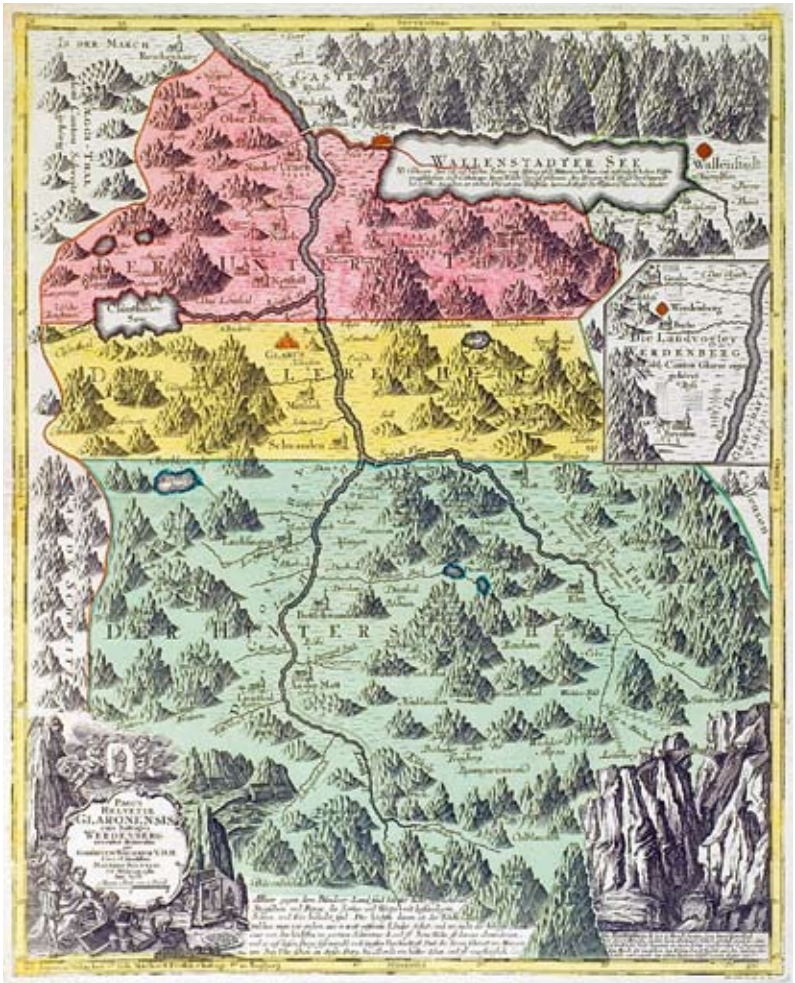
Christoph Trümpi: Chronik von 1774

Frühe Beschreibung der Gewässer

Der grösste Fluss des Landes, der dasselbe von Mittag gegen Mitternacht durchfliesst, ist die Linth. Der Sand- und Limmern-Bach sind die ersten Quellen. Unter der Panten-Bruck sind sie schon vereiniget. Bald wird sie durch den Fissmat- und den Fettsch-Bach verstärket, giebt dem Pfarrdorf Linthal den Namen, nihmt die Bäche des grossen Thals, in Schwanden den Sernft, und so fort alles Wasser des Landes zu sich. Bey der Ziegel-Bruck vereiniget sich mit ihr die Mag aus dem See bey Wesen, bald verlässt sie unsere Gränzen, und ergiesset sich in den Zürich-See.

Der zweyte Fluss ist der Sernft, der alles Wasser des kleinen Thals sammlet, und nach einem Lauf von drey Stunden der Linth überliefert.

Der dritte Fluss ist der Löntsch, der aus dem See in Klönthal fliesst, und unter Netstall in die Linth fallet. In grosser langer Winters-Kälte mag er zwar mit seinem



Kanton Glarus um 1740.

Radierung von Tobias C. Lotter, nach einer Zeichnung von Gabriel Walser (Landesarchiv des Kantons Glarus)



Diesbachfall.

Wasser noch Riederen erreichen, bey Netstall aber wird er dann troken, so sehr er oft des Sommers herfür brauset.

Von diesen Flüssen und zahlreichen Waldrunsen hat das Land oft schädliche Überschwemmungen erlidten. Die 1726, 1762, 1764 waren die gröste. Die Geschichte erzehlet sie. Gute Wuhre, auch veste Dämme, Erd-Wälle, dergleichen man nun bey Mollis, Näfels, Urnen etc. siehet, sollten aller Orten gute Anstalten für die Zukunft seyn.

Von den Seen des Lands hat man zu bemerken bekannte und unbekannte Berg-Seen, und den wichtigsten Wallenstatter-See. Unser fürnehmste Berg-See ist der See aus Klönthal, seine Länge beträgt eine kleine Stund, die Breite ist um die Helfte geringer. Der See ist fischreich, besonders werden in demselben in Menge Hechte geschossen, oder eigentlicher von dem Schwall des durch das Schiessen bewegten Wassers betäubt, dass man sie mit Händen fangen kann. Man flösset Holz über diesen See.

Merkwürdig scheint, da wir von unsern Wassern reden, der Reichthum vieler Quellen des Lands, welche mit einem mahl ganzen Bächen den Ursprung geben. Ob Näfels, und durch den Flecken selbst, siehet man unvergleichlich schöne Quellbäch von Brünnen … Glarus hat eine so reiche Quell, dass daraus die Brünnen des Fleckens, viel eigne in Häusern, über 60 in Gütern gespiesen werden, und ein Bach zugleich daraus fliesset, der einiche Gewirbe treibt. Derley finden sich zu Nieder- und Oberurnen, Linthal, Elm, im Klöntal, ja hin und her durchs Land.

Dieser Beschreibung der Wassern füge bey, dass man im untern Land in Linth und See allerley Arten der Fischen findet. Der Fischfang auf dem See ist oft reich. In hintern Gegenden des Lands finden sich nur Flanken-Lächse, die etwann Salmen heissen, sehr gute Forellen, und des Frühlings Groppen … Über den Fischfang des Sees zu Wesen bestellt der Rath einen See-Vogt.



Im Quellgebiet der Rauti, oberhalb Näfels.



Glarus.
Ansicht vom Burghügel gegen den Vorderglärnisch.

Die kleinste Hauptstadt

Glarus

«Glarus – die kleinste Hauptstadt»: So heisst seit etlichen Jahren ein Motto, das der Ort am Fusse des Glärnisch verwendet. Das ist ungenau, aber treffend.

Nein, Glarus ist eigentlich keine Stadt. Weder hat es alte Stadtmauern noch eine fünfstellige Einwohnerzahl. Deutlich weniger als 6000 Leute leben hier, in einer «blossen» Gemeinde – allerdings in einer, die sich anschickt, ihre Grenzen zu sprengen. Zusammen mit Ennenda im Osten, Netstal im Norden und Riedern im Nordwesten wird Glarus dann wohl doch noch zur Stadt.

Ein Dorf jedenfalls ist Glarus schon bisher nicht gewesen. In den Jahren nach 1861, als ein verheerender Brand das alte, enge, verwinkelte Glarus zerstört hatte, baute man eine schachbrettartige städtische Anlage, weg von engen Gassen und kleinen Plätzen – hin zu breiten Strassenzügen und stattlichen Bauten.

Von den einstigen Fabriken zeugen nur einige Baudenkmäler. Glarus ist in die Rolle eines Dienstleistungszentrums geschlüpft.

Da sind das Rathaus als optischer Mittelpunkt des Ortes und das Gerichtshaus, von dem der Spielhof dominiert wird. Da sind die kantonalen Bildungsangebote wie die Kantonsschule, die kaufmännische Berufsschule oder die Pflegeschule. Da ist der Zaunplatz, wo alljährlich am ersten Maisonntag die Glarner Landsgemeinde tagt. Da sind das Kantonsspital, das Kunsthaus, die Landesbibliothek und die beiden Kirchen, die katholische Fridolinskirche und die reformierte Stadtkirche. Da sind die vielfältigen Einkaufsmöglichkeiten, mit denen versucht wird, dem Konkurrenzdruck von aussen zu trotzen. Da ist der schlossähnliche Bahnhof als Zentrum des öffentlichen Verkehrs. Das produzierende Gewerbe gruppiert sich am Rande von Glarus, wo im Laufe der Zeit neue Wohnquartiere entstanden sind.

Kleinste Hauptstadt? Es ist klug, zur natürlichen Begrenztheit zu stehen: als Banken- und Versicherungsplatz, als Ort gepflegter Gaststätten, als Zentrum der



Glarner Giebelhäuser am Zaunplatz.

Freizeitangebote vom Schwimmbad über die Kunsteisbahn bis zum Jugendzentrum. Doch Glarus hat alles, was man braucht – und der vermeintlichen Schwäche seiner Kleinheit steht die Stärke seiner Überschaubarkeit gegenüber.

Der Trumpf aber ist die Einbettung von Glarus in eine Landschaft der Superlative. Schon der leichte Gang auf die nahen Bergsturzhügel – aufs Bergli oder zur Burgkapelle – öffnet den Blick für die eindrückliche Schönheit der Natur. Wer wollte nicht die einmalige Kulisse des Klöntals geniessen, die sich von der Zinne der Schwammhöhe aus offenbart – Gebirgswucht und Lieblichkeit zugleich im verträumten Spiegel des stillen Sees!

Ja, Glarus ist eine Stadt – aber keine gewöhnliche. Die kleinste Hauptstadt eben: ohne Grössenwahn und Starallüren, dafür mit lebendiger Vielfalt. Ihr Charme mag nüchtern wirken, denn Fantasten mit grossem Getue sind die Glarnerinnen und Glarner nicht. Wer Glarus besucht, spürt viel Unverfälschtes und nichts Vorgetäuschtes. So ist es keine Grossspurigkeit, sondern leiser Stolz, wenn der Hauptort am Glärnisch seine Gäste zu sich einlädt mit der schlichten, aber aufrichtigen Ermunterung: «Chänd züenis!»

Festliche Stimmung auf dem Rathausplatz.





Blick auf die Weissenberge von Süden.

Streusiedlungen im Sernftal

Die Weissenberge im Glarnerland

Der «Wysseberg» oberhalb Matt ist einen Besuch wert. Wenn im Tal der Nebel liegt, scheint droben sicher die Sonne. Die vielen Bäche laden zum Verweilen ein, und Holz für ein Feuer findet man überall. Man sitzt an der Sonne und freut sich über die Ruhe, die vielen Blumen und die dunklen Wälder.

Eilige bringt die Luftseilbahn in knapp fünf Minuten an den Fuss der Siedlung. Wer mehr Zeit hat, erreicht sie in einer knappen Stunde auf dem Strässchen. Der Name «Weissenberge» oder «Wysseberg» hat kaum etwas mit weisser Farbe oder mit Schnee zu tun. Wahrscheinlich hat die Liegenschaft früher einmal einer Familie Wyss gehört.

Der «Wysseberg» ist eine der wenigen heute noch gut erkennbaren Streusiedlungen des Glarnerlandes. Bei genauerem Hinschauen entdeckt man, dass die älteren Häuser nicht wahllos in die Landschaft gestellt wurden. Ganz im Westen liegt die «Hoschet», daneben das «Hoschetbort» und ganz im Osten die «Schmiidhoschet». In jeder «Hoschet» steht ein Wohnhaus und unmittelbar daneben ein Stall. Die «Hoschet» genügte aber nicht, um mehrere Stück Vieh zu halten. Im oberen Teil des «Wyssebergs», wo steile Borde mit leicht geneigten Terrassen abwechseln, hatte deshalb jeder Bauer noch einen «Berg». Flurnamen erinnern heute noch daran: der «Stygerberg», zu dem man hinaufsteigen musste, der «Hüüsliberg» mit einer kleinen Feuerhütte, der «Sattelberg» und viele andere. In den «Bergen» wurde das Heu in kleine Ställe eingebracht und in der Zeit nach der Alpabfahrt verfüttert. Im Hochwinter konnte das Vieh dann in den Ställen neben den Wohnhäusern gehalten werden. Über den «Bergen», nahe der Waldgrenze, lagen früher die Weidgebiete: «Zwyfelweid», «Weide», «Weidberg» und andere.

Heute ist diese geschickte Art der Nutzung des Bodens nicht mehr gebräuchlich. Durch Erbteilung, Abwanderung und Motorisierung ist die Wanderbewirtschaftung verschwunden. Das Heu wird in grosse Ställe in der Nähe der Häuser transportiert. Heuställe zerfallen oder werden zu Ferienhäusern umgebaut, die «Berge» dienen als Weidland, und die Weiden werden zum Teil gar nicht mehr genutzt.

In den letzten Jahrzehnten sind die Weissenberge auch zum Erholungsgebiet vieler Menschen geworden.

Sage

Das Martinsloch



Martinsloch, Bündner Seite.

Im zackigen Grat der Tschingelhörner ist ein mächtiges, 9 Meter breites und 16 Meter hohes Fenster zu sehen, das Martinsloch. Es sieht aus, als ob ein Riese mit einem ungeheuren Hammer ein haushohes Loch aus dem grauen Gestein herausgeschlagen hätte. Zweimal im Jahr, am 12. und 13. März sowie am 1. und 2. Oktober, scheint die Sonne durch dieses Loch auf den Käsbissenturm der Elmer Kirche.

In alten Zeiten hütete in dieser Gegend der heilige Martin in allem Frieden seine Schafe. Eines Tages machte sich ein Riese von der anderen Seite an die Herde heran. Darüber geriet der Heilige dermassen in Zorn, dass er ihm seinen schweren, eisenbeschlagenen Bergstock nachwarf. Den Riesen traf er zwar nicht, wohl aber die Felswand. Unter gewaltigem Getöse durchbrach der Stock das Gestein.

Die Sonne scheint durchs Martinsloch auf die Elmer Kirche.



In der Steinwüste

Die Karren

Ein wolkenloser Himmel wölbt sich über das Rossmattertal. Im Morgenschatten und kühlen Bergwind sind wir gemütlich aus dem Klöntal über Chäseren zur Alp Dräckloch aufgestiegen. Die Sonne steht schon hoch. Wir haben uns verspätet. Vor uns liegt der schattenlose Pfad durch das Brunalpeli und über die Brunalpelihöchi nach der Erigsmatt der Charetalp. Morgen wollen wir über den Bärentritt nach Braunwald wandern.

Bald liegt das grüne Weidegelände hinter uns, das Herdengeläute verklingt. Wir betreten die steinerne Welt der Karren. Ein Wirrwarr von Rillen und Rinnen, kleinen und grossen Furchen, Schründen und Löchern liegt vor uns. Dazwischen ist das Gestein oft wie Messerschneiden zugeschärft. Furchen, die in der Gefällsrichtung verlaufen, ähneln Radspuren. Gelegentlich schmücken in Vertiefungen Gräser und Bergblumen als Felsengärtlein die öden Kalkflächen. Hier sprudeln keine Quellen, rauschen keine Bäche, auch dann nicht, wenn die mächtige winterliche Schneedecke schmilzt oder ergiebige Regen fallen. Die Kalke sind durchlässig, das Karrenfeld wasserlos.

Das Wasser versickert im vielfach durchlöcherten Boden. Es folgt den Klüften und fliesst durch die Unterwelt der Höhlenlabyrinthe.

Die Sonne brennt unbarmherzig auf uns nieder. Die Luft flimmert. Die silbergrauen Felsen blenden wie Schnee. Die Augen schmerzen. Die mittägliche Back-



Karrenalp oberhalb Braunwald. Blick zum Grisset.

Typische Karrenformen auf der Klöntalerseite.



ofenhitze im Wüstental ermüdet. Wir schleppen uns weiter, wir suchen Schatten. Dort! Ein dunkler Fleck! Wir kommen ihm näher. Ein Felsblock gewährt einen höhlenartigen Unterschlupf. Wir drücken uns in seinen Schatten.

Am späten Nachmittag ziehen wir weiter. Vorerst durchqueren wir den grünen Fleck des Brunalpeli. Wie eine Oase liegt die kleine Weide inmitten der Einöde. Auf ihrem undurchlässigen Boden einer andern Gesteinsart fliessen Bächlein, die am obern Rand des Tälchens entspringen und am untern in den Karrenlöchern wieder versiegen. Jetzt steht uns die mühsamste Strecke bevor, der steile Aufstieg zur Brunalpelihöchi. Die Karren werden immer unwegsamer. Das zerschundene Gelände verwirrt. Wir sind in einem der wildesten Karrenfelder der Schweizer Alpen. Es gibt keinen Weg, keinen Pfad, keine Spur mehr. Die weiss-rot-weisse Markierung an Steinblöcken weist allein die Richtung. Ohne Licht würde man in der Nacht nicht weiterkommen. Im Nebel ist man ohne Karte, Kompass und Höhenmesser verloren. Das Steinmännchen auf der Anhöhe zeigt den Übergang in die Charetalp an. Schon geht die Sonne unter. Wir wollen unser Ziel vor Einbruch der Nacht erreichen. Aufgepasst! Jeder Fehltritt ist gefährlich. Wehe, wenn man auf dem harten Kalk ausgleitet oder strauchelt. Die Karren wirken mörderisch. Gegen schwere Verletzungen, Verstauchungen und Knochenbrüche ist niemand gefeit. Die scharfen Kanten durchschneiden Schuhe und Kleider und verursachen tiefe Wunden.

Wir haben die wenig gastliche Schäferhütte auf der Erigsmatt ohne Unfall erreicht. Die harten Bretter, auf denen wir ohne Heu zu nächtigen haben, laden uns nicht zum Schlafen ein. Wir sitzen im Freien und plaudern noch lange mit den Schäfern. Sie erzählen von der unheimlichen Welt der Karren, die im Silberlicht des Mondes gespenstisch schimmern. Sagen berichten vom Teufel, der aus Rache seine «Ackerfelder» mit den Krallen so tief umgepflügt habe, dass nur der aufgerissene Fels übriggeblieben sei.

In der Lochsite gut sichtbar

Die Glarner Überschiebung

1998 stellte das American Museum of Natural History in New York (USA) der Glarner Regierung den Antrag, einen Abguss der Lochsite in der Gemeinde Sool machen zu dürfen, um in einer riesigen Halle mit einer neuartigen Ausstellung über die «Erde als Ganzes» den Mechanismus der Gebirgsbildung anhand der Glarner Überschiebung zu dokumentieren. Allein diese Anfrage belegt schon die ausserordentliche Bedeutung des geologischen Aufschlusses der Lochsite in Fachkreisen.

Die Lochsite steht durch ihre einmaligen Aufschlussverhältnisse und durch ihre leicht zugängliche Lage an der Sernftalstrasse stellvertretend für die sogenannte Glarner Überschiebung. Die aussergewöhnlich spektakuläre Überschiebungsfläche im Grenzgebiet der Kantone Glarus, Graubünden und St. Gallen steigt vom Vorderrheintal bis auf über 3000 Meter und fällt dann nordwärts stetig ab, um am nördlichen Alpenrand nochmals aufzusteigen. Das überlagernde Gesteinsmaterial wurde dabei zirka 40 Kilometer in Richtung Norden geschoben, wobei 260 Millionen Jahre alter Sernifit (Verrucano) mit Hilfe des Lochsitenkalkes als «Schmiermittel» auf 35 Millionen Jahre alten Sernf-Schiefer (Flysch) zu liegen kam. An keinem andern Ort der Erde ist eine Überschiebung in derart beispielloser Klarheit zu sehen wie im Glarnerland. Neben der Lochsite ist die Glarner Überschiebung besonders in den Tschingelhörnern beim Segnespass (Martinsloch) und an der Kärpfbrücke im Wildschutzgebiet Kärpf auch für Laien deutlich erkennbar.

Die Glarner Überschiebung ist allerdings nicht nur ein eindrückliches geologisches Phänomen, sondern beschäftigte im 19. Jahrhundert ganze Generationen von Gelehrten, die der Frage nachgingen, wie wohl älteres auf jüngeres Gestein zu liegen kommt.

Sichtbare Überschiebungslinie an der Sardona und am Piz Segnes.



Bereits 1809 bemerkte Hans Conrad Escher von der Linth, dass der ältere Verrucano über dem jüngeren Alpenkalk lag. Er erkannte damit noch nicht den Deckenbau der Glarner Alpen, war aber sicher der Erste, der realisierte, dass die Gesteinsabfolgen nicht so lagen, wie sie eigentlich nach dem sedimentologischen Grundgesetz liegen sollten.

Hans Conrads Sohn Arnold war der erste Professor für Geologie am Polytechnikum Zürich. Er erkannte, dass die Sernf-Schiefer an gewissen Orten durch ältere fossilhaltige jurassische Sedimente überlagert waren. Er drückte jedoch seine Bedenken aus, eine Überschiebung, die zu diesem Zeitpunkt etwas Einmaliges in der Welt gewesen wäre, zu akzeptieren. Damals glaubte man noch, dass Gebirgsfalten aufgrund der Schrumpfung der Erdkruste im Zusammenhang mit der Erdabkühlung entstanden seien. Erst über 100 Jahre später erkannte man, dass Falten und Überschiebungen das Resultat dynamischer Bewegungsprozesse der Lithosphärenplatten sind.

1848 führte Arnold Escher seinen illustren britischen Kollegen Sir Roderick Impey Murchison über den Segnespass. Der Gast stellte, als wohl klarste Aussage in der Mitte des 19. Jahrhunderts, die Existenz einer einzigen enormen Überschiebung fest. Escher fand aber nie den Mut, Murchisons Hypothese zu vertreten, und präsentierte stattdessen 1866 seine eigene Vorstellung einer Doppelfalte. Diese völlig abstruse Theorie, welche als die Glarner Doppelfalte bekannt wurde, verhinderte für über 30 Jahre, dass der Deckenbau der Alpen erkannt wurde.

Albert Heim wurde mit 23 Jahren Nachfolger seines Mentors Escher am Polytechnikum und war die dominante und dominierende Figur der Schweizer Geologie für fast ein halbes Jahrhundert. Er übernahm Eschers Doppelfalten-Theorie und hielt lange Zeit standhaft an ihr fest. Nach der Veröffentlichung seines Werkes «Geologie der Hochalpen zwischen Reuss und Rhein» von 1891 war die Doppelfalten-Theorie keine Hypothese mehr, sondern ein etabliertes Dogma.

Während Escher und Heim Überschiebungs-Strukturen nur wenig Bedeutung zumassen, sah dies August Rothpletz, der in Aarau zur Schule ging und 1910 Geologieprofessor in München wurde, bereits vor Heims Werk anders. 1894 erkannte er, dass die Ablagerungen unterhalb des Lochsiten-Kalkes nur mit einer Überschiebung und nicht mit einer Faltung erklärt werden konnten. Er widersprach damit klar den Theorien von Albert Heim.

Der Franzose Marcel Bertrand, Professor an der Ecole des Mines in Paris, interpretierte in seiner Publikation von 1884, also sieben Jahre vor Albert Heims dogmatischer Erklärung zur Doppelfalte, dessen Beschreibungen und Profile neu. Er demonstrierte, dass die Lösung des Problems nur in einer einzigen grossen Überschiebung liegen konnte. Da



Die Lochsite, wo die Glarner Überschiebung entdeckt wurde. Die obere, ältere Schicht (Verrucano) ist durch die dünne Lochsitenkalkschicht von dem jüngeren Sernf-Schiefer (Flysch) getrennt.

er die Glarner Alpen nie besucht hatte, basierte seine Interpretation auf Vergleichen mit einer Frontalüberschiebung in den Ardennen (Belgien/Nordfrankreich). Hierzulande wurde von seiner Publikation keine Notiz genommen, wohl darin begründet, dass man sich von einem fremden «Fötzel» nichts sagen lässt.

Hans Schardt, Nachfolger von Albert Heim am Polytechnikum, zeigte in einem Artikel von 1893, dass in den Voralpen der Westschweiz ältere jurassische Sedimente auf jüngerem Flysch lagen. 1894 zeichnete er das erste ganz auf der Deckentheorie beruhende Alpenprofil. Mit dieser Erkenntnis war die heute allgemein akzeptierte Theorie zur Entstehung der Alpen geboren.

Aufgrund der Auseinandersetzungen zwischen Heim, der die plastische (Falten), und Rothpletz, der die spröde Verformung (Überschiebungen) überbetonte, erfolgte der Durchbruch der Erkenntnis des alpinen Gebirgsbaus nicht im Glarnerland. Beide hatten recht, und beide Theorien waren falsch, denn heute weiss man, dass die Alpen über mehrere Phasen entstanden; in frühen Phasen bildeten sich unter hohen Temperaturen Falten, mit zunehmender Abkühlung durch die Hebung der Alpen entwickelten sich Überschiebungen.

Albert Heim anerkannte 1902 die allgemeine Gültigkeit der Deckentheorie.

Eine Reise in die geologische Urgeschichte der Schweiz

Die ältesten Sedimente der Schweiz

Geht man vom hintersten Talboden im Tierfehd in Richtung Fridolinshütte, erreicht man nach einem Aufstieg von Hintersand bei den Moränen des Biferten-gletschers den kristallinen Sockel des Tödi. Er besteht aus Graniten, Gneisen und Glimmerschiefern und gehört zum Aarmassiv, einem Gebirge, das in der Mitte der Karbonzeit – vor etwa 300 Millionen Jahren – durch die sogenannte variskische Faltung geformt wurde. Kurz nach seiner Auffaltung wurde dieses Gebirge durch kräftige Erosion abgetragen, und es entstanden im warm-feuchten Klima gewaltige Moore mit einer reichen Flora an Schachtelhalmen, Farnen und Bärlapp-Bäumen, aus denen sich mit der Zeit riesige Kohlenlager bildeten. Durch späte variskische Faltungen am Ende der Karbonzeit wurden diese Kohlenserien zwischen die alten kristallinen Schiefer eingefaltet. Gleichzeitig brachen zahlreiche Vulkane aus.

Nicht weit hinter der Fridolinshütte, auf dem Weg in Richtung Ochsenstock, treten am Bifertengrätli solche kohleführende Karbonsedimente als 150 Meter mächtiger, kontinuierlicher Schichtverband auf, in dem 1879 eine Karbonflora entdeckt wurde, die mit entsprechenden Gesteinen im Aiguilles-Rouges-Massiv als älteste fossilführende Gesteine der Schweiz belegt werden konnten.



Wandern auf 230 Millionen Jahre alten Fährten.



Die Fusslänge betrug etwa 20 Zentimeter.

Auf dem Weg über den Ochsenstock in Richtung Planurahütte erkennt man unweit des Gebirgsweges unterhalb des Sandfirns flach einfallende gelbliche Dolomitschichten, die auf einer Höhe von knapp 2300 Metern über einem Felshang liegen. In einer Steinplatte dieses Rötidolomites fand im Jahre 2000 der Linthaler Berggänger Joseph Oehler eigenartige Vertiefungen. Damals hatte er noch keine Ahnung, dass er eine geologische Sensation von bedeutendem Ausmass entdeckt hatte. Mittlerweile steht für die Geologen fest, dass es sich bei den gefundenen Spuren um Wirbeltierfährten handelt, die älter als die Dinosaurier sind, welche in Europa vor ungefähr 225 Millionen Jahren erschienen. Die gefundenen Fährten stammen aus dem Erdzeitalter der Trias (245 bis 205 Millionen Jahre) und dürften ungefähr 230 Millionen Jahre alt sein. Zu dieser Zeit wurde das Tödigebiet allmählich durch die Tethys (Ur-Mittelmeer) überflutet, und es lagerte sich der auffällige, rötlich-gelbe Rötidolomit ab, welcher der Röti zu ihrem Namen verhalf. Die Abdrücke gehören mit zu den ältesten Wirbeltierspuren der Schweiz. Auf der entdeckten Fährtenplatte im Tödigebiet, die Ausmasse von etwa 20 auf 25 Meter hat, sind über 200 einzelne Fussabdrücke und mindestens acht Verläufe von sogenannten Chirotheroidenfährten sichtbar, die möglicherweise verschiedenen Tieren gehörten. Die gefundenen Fährten sind einem oder mehreren Thecodonten zuzuordnen, die als Vorfahren der Krokodile und der Dinosaurier gelten. Thecodonten konnten bis zu sieben Meter lang werden.

Als die Urechsen das Glarnerland am Rande des Muschelkalkmeeres besiedelten, war das Klima heiss, trocken und eher lebensfeindlich, ähnlich demjenigen des heutigen Persischen Golfes. Das Wasser des flachen Meeres muss durch eine hohe Verdunstungsrate sehr salzig gewesen sein. Dies bezeugen die Vorkommen von Rötidolomit und von Rauhwacken, die sich unter solchen Bedingungen bilden konnten. Nur wenige Arten von Lebewesen konnten in diesem Milieu existieren. Man kann sich nun vorstellen, dass die Saurier eine Bank oder eine Barre aus dolomitischem Schlamm durchwateten, welche eine Lagune vom offenen Meer trennte. War diese Barre für kurze Zeit an der Atmosphäre exponiert, konnte sie sich verfestigen, bevor sie durch weitere Sedimente überdeckt wurde. Auf diese Weise blieben die Abdrücke der Saurierspuren erhalten.

Saurierfährten sind nur von Bedeutung, wenn sie als Ganzes erhalten bleiben. Da die entdeckten Fährtenabdrücke von nationaler Bedeutung sind, werden sie ins Geotopinventar des Kantons und des Bundes aufgenommen und unter Schutz gestellt, damit sie längerfristig der Wissenschaft und einem interessierten Publikum erhalten bleiben.

Gletscher auf dem Rückzug

Messungen am Bifertengletscher

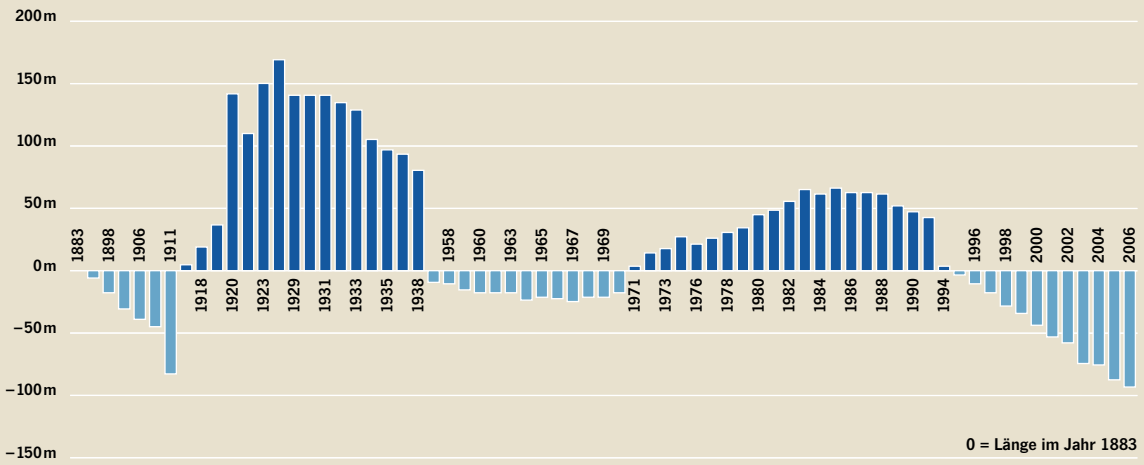
Die Suche nach einem Messgehilfen, der mich zum Bifertengletscher begleiten sollte, war dieses Jahr einmal mehr eine schwierige Aufgabe. Ich befürchtete, dass ich vor dem Wintereinbruch den Gletscher nicht mehr besuchen könne, wusste ich doch damals noch nicht, dass uns ein derart goldener Herbst bevorstand. Am 15. Oktober 2005 fand ich endlich in Maurus Pfister einen geeigneten Gehilfen, der mich hinauf an den Fuss des höchsten Glarners begleiten wollte. Der Winter hatte sich bereits angekündigt, und so war ich froh, endlich die diesjährigen Messungen ausführen zu können.

Nach der Anfahrt nach Hintersand, dem Aufstieg zur Unterkunftshütte der KLL und einem ausgiebigen Znünihalt machen wir uns nach dem Erklimmen des Standortes, wo wir schon in den Jahren 2003 und 2004 gemessen haben, an die Arbeit. Einmal mehr kann ich bereits beim Anstieg feststellen, dass der Bifertengletscher mehr und mehr abflacht und in sich zusammenfällt.



Bifertengletscher von der Grünhornhütte.

Bifertengletscher: Längenveränderungen von 1883 bis 2006



Die Messresultate zeigen erschreckende Zahlen. So beträgt der Abstand der Wasserfassung zum Gletschertor bereits 150,70 Meter. In nur einem Jahr ist er um 26 Meter gewachsen. Dies zeigt den enormen Eisverlust bei diesem Gletscher. Auch die Höhenmessungen sprechen dieselbe Sprache. Das Gletschertor liegt nach der neusten Messung bei 1964,80 m ü. M., das heisst ganze 12 Meter höher als im Vorjahr. Auch der tiefste Punkt des Bifertengletschers, den wir etwas westlich vom Gletschertor vorfinden, hat sich im selben Rahmen bewegt, nämlich von 1952,10 m ü. M. hinauf auf 1960,70 m ü. M. Das zum Vorschein gekommene flache Vorgelände beim Gletschertor bringt wenigstens einen gewissen Vorteil: Der Gletscherbach ist einfacher zu überqueren.

Die Gletscherzunge ist immer noch recht schwierig auszumachen, das aufliegende Geröll lässt den Rand lediglich erahnen. Trotzdem kartiere ich den Gletscherrand bis zur Stelle, wo sich letztes Jahr ein zweites Gletschertor befand. Mir fällt der intensive Zerfall des Gletschers im Bereiche des ehemaligen zweiten Tores auf. Völlig zahm und flach läuft hier der Gletscher aus, das zweite Gletschertor ist gänzlich verschwunden.

Die errechneten Höhen bestätigen den Augenschein. Der Gletscherrand liegt 2,80 Meter höher als letztes Jahr, und dies in flachem Gelände. Das zeigt mit aller Deutlichkeit den starken Schwund des Gletschers. Über die ganze Gletscherfläche sind 4,90 Meter Dicke weggeschmolzen, und so verwundert auch die enorme Verkürzung des Gletschers um 10,50 Meter im Laufe eines Jahres kaum mehr.

Nach den erfolgreichen Messungen am Bifertengletscher gehen wir über die «Becker-Streiff-Moräne» hinüber zur Fridolinshütte. Im letzten Sonnenschein steigen wir ins Tal ab. Wir haben einen eindrücklichen Tag am Gletscher erlebt. Wenn er auch weiterhin an Mächtigkeit verliert, so sind doch die Gletscherschliffe und die zähe Flora in den Moränen immer wieder beeindruckend. Ich komme mir als Mensch ganz klein vor in diesem Überlebenskampf der Natur.

Die Gletscherbeobachtung wird sicher auch nächstes Jahr fortgeführt. Was uns dann erwartet, steht noch in den Sternen. Vielleicht helfen der vorausgesagte frostige Winter und ergiebige Schneefälle den Gletschern, sich einmal für eine gewisse Zeit zu erholen.



Findling vom Tödi:
der Schlattstein bei Netstal.

Findlinge aus dem Tödigebiet

Der Schlattstein bei Netstal

Den «ältesten Niedergelassenen des Dorfes», so nennen die Netstaler spasseshalber den Schlattstein. Der mächtige Felsbrocken östlich von Netstal, jenseits der Linth, ist weit herum zu sehen.

Seit 1908 steht der imposante Stein unter Naturschutz. Zweimal schon drohte ihm der Untergang. 1784 kamen Steinsprenger aus Glarus, um den Felsbrocken zu nutzen. Zum Glück fanden sie das Objekt zu wenig lohnend und zogen mit einem Taglohn in der Tasche wieder ab. Als 1890 ein neues Gesuch eintraf, erteilte der Gemeinderat die Sprengbewilligung nicht, und so ist uns der grosse dunkle Stein erhalten geblieben.

Wie ist er überhaupt dorthin gekommen? In dieser Gegend findet man weit und breit kein solches Gestein, wohl aber am Tödi. Naturforscher nehmen an, dass er während der letzten Eiszeit auf dem Rücken des Linthgletschers bis zu seinem heutigen Platz getragen wurde. Damals war unser ganzes Land mit Eis bedeckt, und nur die Berggipfel ragten wie Inseln aus dem weissen Meer heraus. Der Linthgletscher füllte unser Tal bis auf 1400 Meter Höhe aus. Dort, wo heute die Linth in den Walensee mündet, vereinigte er sich mit einem Seitenarm des Rheingletschers und reichte zur Zeit der grössten Vergletscherung bis weit über Zürich hinaus.

Aber wie kann man denn dies alles wissen? Den Bewohnern des Zürichbietes fiel schon früh auf, dass überall grössere und kleinere Gesteinsblöcke verstreut lagen, die unmöglich aus dieser Gegend stammen konnten. Besonders auffällig war der sogenannte Rote Ackerstein. Geologen fanden heraus, dass es sich um Sernifit handelt, der bei uns im Sernftal vorkommt. Die Flüsse aber konnten so grosse Blöcke nicht herangebracht haben. Dazu hätte ihre Kraft nicht ausgereicht. Die Gletscher mussten dieses Material dorthin geschleppt haben. Aber wie? Man hat festgestellt, dass auch das scheinbar starre Eis eines Gletschers fliesst, wenn auch nur sehr langsam. Dabei trägt es Schutt und Steine, ja ganze Felsstücke auf seinem Rücken mit. Wie lange es gedauert hat, bis ein solcher Stein vom Tödi schliesslich im Zürichbiet landete, kann man selber ausrechnen, wenn man bedenkt, dass sich ein Gletscher in der Stunde etwa fünf Millimeter vorwärtsbewegt.

Auch im Glarnerland trifft man solche Findlinge in grosser Zahl. Hoch auf den «Matten» oberhalb Ennenda liegen mächtige Sernifitbrocken aus dem Sernftal. Noch grössere sind auf dem Kerenzerberg anzutreffen. Sie stammen aus dem Murgtal. Am Walenberg gibt es sogar Granitblöcke von der Südseite des Tödi, die wohl der Walenseearm des Rheingletschers dorthin getragen hat.

Der schönste und bekannteste Findling im Glarnerland aber ist der Schlattstein in Netstal.

Sage

Zytli verrunne und eebig verbrunne

Äso um ds Jaar 1570 umme het z Matt hinden e Landvogt glebt, der het Gysing gheisse. Wonem syni eerscht Frau gstorben isch, hets em drüü Buebli hinderluu, aber keis vu allne drüü het chänne rede, alli sind taubstumm und aarmi Chröttli gsii. Bald druuf het dr Vogt wider ghüüraate. Aber de nüü Mueter het de drüü Buebli chuum möge gschmögge, und si händs nüüt weniger as schüü kaa bynere.

Ds Jaar druuf mos dr Vogt i ds Wältsch ine gu regiere und mos fort. Dr Frau het er uuftreit, si söl emal um Gotts wille schüü oordeli zu dene Bueblene Soorg haa, nüd nu zu Huus und Hoof und zum Vee. Dänn isch er fort und lang nümme chuu.

Inere Nacht hets aafu brünne i ds Landvogte Huus. Fascht allsbieim isch verbrunne. D Landvögti het ds Gelt und d Stüel und d Chäschte flööchte chänne, aber a de drüü aarme Buebli het si zletscht tänggt. Do isch es schu lang z spaat gsii, und si sind truurig und eeländ verbrunne.

Im Herbscht druuf isch dr Vogt wider heichuu und gsiit, was es ggii het underdesse.

«Und wo hesch d Buebli?», fraaget er d Frau, woners niene gsiit. Da mos sis halt i Gottsname säge. Si chu lang schwööre, si sig nüd tschuld und si häts geere gnueg ussem Füür usegholt. Es nützt ere nüüt, und dr Vogt glaubt er es eifach nüüd. Da seit si zletscht und häbet drii Finger uuf: «Chusches etz glaube oder nüüd – aber so waar as i daa stuu, so waar bin i uuschuldig a dene drüü aarme Tröpflene. Und wänns nüd esoo isch und wäni nüd de ganz Waarheit säge, so wil i zur Straaf zytli verrünne und eebig verbrünne!»

Bald druuf ischi gstoorbe. Chuum ischi im Graab glege, so isch i dr Nacht dr Füü chuu und het uumäär aafu tue, und speter hetts äs Uuwetter gii, esoo, as dr Säärft delengeri hööcher worden isch und wilder und alls überschwämmt het, bis er am Matter Frythof dr Tootebaum vu dr Vögti usegschwämmt het. Und esoo ischi zytli verrunne und tängg woll au eebig verbrunne.

Kirche von Matt von der Umfahrungsstrasse aus.



11. September 1881

Der Bergsturz von Elm

Südöstlich der Kirche von Elm erhebt sich ein Schieferberg, der Tschingel, der von den zackigen Zwölfihörnern überragt wird. Ungefähr 300 Meter über der Talsohle war seit Anfang der 60er-Jahre des vorletzten Jahrhunderts Schiefer gebrochen worden. Auf einer Breite von 180 Metern reichten die Schieferbrüche bis zu 20 Meter in den Berg hinein. Sie bestanden nicht aus einzelnen Stollen, sondern bildeten eine riesige unterirdische Halle. Jahrelang hatte man beobachtet, dass sich der unterhöhlte Berg vorwärts bewegte. Vorspringende Teile lösten sich, Risse entstanden im Fels. Deckeneinbrüche wurden von Jahr zu Jahr häufiger. Im Frühjahr 1881 entdeckte man, dass eine schon früher bemerkte Spalte im Berg sich bis fast zu dessen westlichem Rand ausgedehnt hatte. Trotzdem wollte niemand an eine ernste Gefahr glauben.

In den letzten Tagen des Monats August regnete es ununterbrochen. Der Boden im Tschingelwald blähte sich stellenweise auf. Am 7. September lösten sich am östlichen Teil des Berges grössere Steinmassen und stürzten auf die Rütiweid hinunter. Am folgenden Tag fand gegen Abend ein so starker Felsabbruch statt, dass die Arbeit im Plattenberg eingestellt werden musste. Das Herabrollen von Steinen und Geröll hörte von da an nicht mehr auf.

Am Sonntag, 11. September, brachen schon vormittags zwei mit Wald bewachsene Felsvorsprünge aus der Mitte des Abhanges heraus. Ein Viertel nach fünf Uhr folgte der erste grosse Sturz. Gewaltige Felsmassen lösten sich am hintern Plattenberg, füllten zerstäubend die Öffnung des Bergwerkes und stürzten in die Tiefe. Der Tschingelbach wurde verschüttet, die daneben stehenden Schiefer-



«Der Bergsturz von Elm am 11. September, abends 5.30 Uhr», nach der Natur und den Schilderungen von Augenzeugen gezeichnet von J. Weber.

Lithografie: Orell Füssli, Zürich 1881 (Landesarchiv des Kantons Glarus)



«Elm am Tage nach dem Bergsturz vom 11. September 1881», gezeichnet von Bärger-Hofer.

Lithografie und Verlag: J. J. Hofer, Zürich (Landesarchiv des Kantons Glarus)

magazine verschwanden unter dem Geröllhaufen. Eine Viertelstunde später krachte es am Tschingel von Neuem. Der zweite Sturz glich einer gewaltigen Staublawine, die über den Raminbach hinausschoss und die grünen Wiesen des Untertales in eine öde Wüste verwandelte. Vor ihr beugten sich die Bäume, Dächer flogen davon, Häuser wurden über den Haufen geworfen. Unmittelbar darauf folgte der dritte, der grösste Sturz.

Der mittlere Vorsprung des Berghanges war durch die beiden Stürze untergraben. Gleich einer auf den Kopf gestellten Pyramide starrte er in die Luft hinaus. Nun brach der ganze Plattenbergkopf auf einmal zusammen. Mit ungeahnter Schnelligkeit stürzten die riesigen Gesteinsmassen hinab, zerplatzten auf dem Fusse des vorspringenden Berges und lösten sich in eine dunkle Steinwolke auf. Die Wolke drängte vorwärts gegen den Düniberg. Am felsigen Vorsprung des Knollen prallten die fliegenden Blöcke ab und wurden gegen das Dorf abgelenkt. Der Luftdruck fegte alles weg, was sich ihm widersetzte. Die Häuserreihe im Müsli an der Landstrasse wurde weggeschoben, als ob sie kein Fundament hätte, ein altes hölzernes Haus, ebenfalls an der Landstrasse gelegen, kippte um. Felstrümmer deckten für immer zu, was dem Luftdruck noch widerstanden hatte.

Welch ein Anblick! Das ganze Untertal – eine Wüste. Das Schuttfeld reichte bis an den westlichen Talhang. Der Sernf bildete unterhalb des Dorfes einen See. Und wo waren die Männer, die Frauen, die Kinder, die im Untertal ihre Wohnstätten hatten? Nach dem ersten Sturz hatte man vom Dorf aus beobachtet, wie viele von ihnen bemüht waren, ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Als der zweite Sturz folgte, suchte sich jedermann nach dem Düniberg zu retten. Kinder wurden hinaufgetragen, Greise boten ihre letzte Kraft auf, die Anhöhe zu erreichen. Um-

sonst – die meisten dieser Flüchtlinge fanden ihr Grab unter den Felstrümmern. Aus dem Dorf hatten sich nach dem ersten Sturz einige Männer aufgemacht, um den Leuten im Untertal zu Hilfe zu eilen. Nur allzubald mussten sie einsehen, dass nichts mehr zu retten war. Für manche war es zu spät, sich selber noch zu retten. Vom Luftdruck überwältigt, wurden sie unter den nachrückenden Gesteinsmassen begraben.

Eine Gedenktafel an der Kirche Elm erinnert an die 114 Opfer des Bergsturzes, 78 Erwachsene und 36 Kinder. Vier Familien starben vollständig aus. 57 Familien verloren Angehörige, 38 Kinder wurden zu Waisen. Gross war das Elend, gross aber auch die Hilfsbereitschaft. Aus allen Teilen unseres Landes trafen Beiträge ein zur Linderung der Not, im Ganzen über eine Million Franken. Der Schaden an Gebäuden und Liegenschaften wurde vollständig gedeckt; der Verlust an Menschenleben dagegen riss Wunden, die durch Geld und Gaben nicht zu heilen waren.



Trümmerfeld im Gebiet der heutigen Busstation Elm.



Trümmer im Untertal.

Noch im Jahre 1881 verfassten Professor Albert Heim aus Zürich und Pfarrer Ernst Buss aus Glarus eine ausführliche Denkschrift über den Bergsturz von Elm. Darin sammelten sie Berichte von Leuten, die das Unglück miterlebt hatten.

Meinrad Rhyner, ein kräftiger Mann in den Dreissigern, brachte gegen Abend Käse von der Alp herunter und kam ins Untertal. «Hier luden Bekannte mich ein», erzählt er, «bei ihnen zu bleiben und die Käse bei ihnen abzulegen. Ich wollte dies nicht, da ich angesichts des in Bewegung befindlichen Berges zwar nicht für mich, wohl aber für die Käse Gefahr fürchtete. Ich wurde aber darob nur verlacht. Nachdem nun aber der erste Sturz erfolgt war, fing man doch im Untertal an, die Häuser auszuräumen. Ich half dabei der Familie des ‹obern Jaaggli Elmer› und trug mit Heinrich Elmer zwei schwere Koffer aus der Firstkammer heraus und gegen den Düniberg zu. Hier sah ich, wie die Frau des Gastwirts zur ‹Meur›, die Wöchnerin war, samt ihrem vor wenigen Tagen geborenen Kind von zwei Männern herausgetragen wurde. Vor dem Haus stand ein Ziehschlitten, und um den Schlitten herum standen etliche Männer. Wie sie eben mit der Frau zur Türe herauskamen, flog der First des Hauses ab, und sofort fuhr auch die Felsmasse daher und deckte sie alle zu. Jetzt lief ich den Düniberg hinauf. Heinrich Elmer, der mit mir die Koffer getragen, blieb etwa 20 Schritte hinter mir zurück und wurde niedergeschlagen. Ich sah noch einen älteren Mann und eine Frau, die ihren 80-jährigen Bruder holen wollten. Ich rannte an ihnen vorbei und forderte sie auf zu fliehen. Da sie sich aber nicht beeilten, wurden auch sie von der heranbrausenden Wolke dahingerafft. Ich glaube, wenigstens die Frau hätte sich noch retten können, wenn sie es aufgegeben hätte, dem alten Mann helfen zu wollen.»

Gämsjäger Heinrich Elmer, wohnhaft im Unterdorf, berichtet: «Mein Sohn Peter befand sich samt Frau und Kind im Müsli und suchte, mit ihnen laufend, zu entrinnen. Bei einer Mauer angelangt, nahm er seiner Gattin das fünfjährige Kind vom Rücken und sprang über die Mauer. Sich umwendend sah er noch, wie sie die Hand nach einem andern, fremden Kind ausstreckte. Im gleichen Augenblick wurde er vom Windzug erfasst, aufgehoben und in die Wiese hinaufgetragen. Das war seine und seines Kindes Rettung, die Frau aber wurde gleichzeitig unmittelbar hinter ihm erschlagen.»

Eine im Müsli wohnhafte Frau erzählt: «Den ganzen Tag kamen Felspartien herunter, je länger, je mehr. Beim ersten Sturz bewegten sich die Häuser im Untertal und wurden wie Grashalme umgemäht, bevor sie vom Strom erreicht waren. Wie sie zugedeckt waren, sah ich eine Menge Leute nach der obern Talseite laufen.

Gleich nachher kam alles mit einem Male herunter. Als ich die Wolke sich gegen mich wälzen sah, riss ich mein Kind aus der Wiege, sprang zum Haus hinaus in den Stall, wo mein Mann eben die Kühe molk, und rief ihm zu: ‹Komm, wir wollen fliehen, wir müssen sterben!› Er aber wollte es nicht glauben und liess sich beim Melken nicht stören. Ich stand unter der Stalltür. Da kam alles gegen unser Haus zu, die Masse schien über den Boden zu rutschen. Ich sah das Haus unseres Nachbarn und den dabeistehenden Stall über den Boden rutschen bis an das Mäuerchen unter unserm Haus und hier zerschellen. Zugleich sah ich zwei Frauen, Mutter und Tochter, gegen unser Haus eilen. Der Wind warf sie um, aber sie konnten sich doch, wenn auch mit grosser Not, retten.»

Die Zeit unmittelbar nach dem dritten Sturz schildert Lehrer J. Wyss folgendermassen: «In der Umgebung meines Hauses im Unterdorf rannten jetzt Leute von der Strasse her gegen die höher gelegenen Wiesen. Alles war in Verwirrung und Bestürzung. Von den Häusern in unserer Umgebung sah ich nur noch das des Nachbarn Elmer stehen, und das Doppelhaus unterhalb am Sernf stand halb umgeworfen im Schutt. In diesem Haus wohnten acht Personen: eine Familie mit vier Kindern, eine alte Witwe und eine Magd. Vater Rhyner war abwesend, die sieben übrigen Hausbewohner machten den Sturz des Hauses mit. Auf das Geschrei, das aus dem Haus drang, eilten Leute zu Hilfe. Sie drangen in die zusammengerüttelten Gemächer ein, fanden die Mutter mit zwei Kindern in den Armen in der Stube und trugen sie hinaus. Alle drei waren zwar auf den Tod erschrocken, aber unverwundet. Die alte Witwe konnte sich selbst hinausschleppen, sie war nur von einem stürzenden Brett leicht getroffen worden. Die Magd dagegen lag verschüttet unter den Trümmern des Ofens, wo sie lebend und wenig versehrt hervorgezogen werden konnte. Männer trugen sie hinaus. Zwei Mädchen von drei und fünf Jahren dagegen lagen erdrückt unter dem Sofa und wurden eine Viertelstunde später als Leichen aus dem Haus getragen.»

Wetternotizen aus dem 18. Jahrhundert

«Mit förchterlichem Sturm»

1739

Diss Jahr hat sich durch merkwürdige Begebenheit in der Natur ausgezeichnet. Den 17./18. Jenner hörte man durch unser Gebirg zuerst ein Toben und Rauschen, welches bald wie ein Blitz in die Tiefe herabstieg, und zwar mit förchterlichem Sturm und unerhörten Wirblen des Winds, wodurch ganze Stücke von Waldungen und viele der schönsten fruchtbaren Bäumen aus den Wurzlen gerissen oder abgebrochen und umgeworfen worden. Die Berichte, welche hernach aus allen Eidgnössischen Landen eingelaufen, erzehlten fürchterliche Begebenheiten, von Wassersäulen in der Luft aus den Seen, Jucharten umgeworfner Waldungen, umgeworfner Gebäude, zerworfnen Dächeren und Zieglen.

Der April war ähnlicher einem Winter als einem Frühlings-Monat. In den hinteren Thäleren war noch viel Schnee. Die Heu-Noth war empfindlich und Tannkriss ein gemeines Futter. Es ward verbotten, die Güter anzubauen, (um) mit dem früheren Gras das Vieh vom Hunger zu retten. Gleichwohl hat der ankommende Fön bald das Wachsthum beförderet. Der May ward ein köstlich guter Monat, da innert drei Wochen Laub, Gras, Blust, Kraut, die Natur herrlich bekleidet. Die schnelle starke Schneeschmelze schwellte im untern Land das Wasser hoch auf und die starke Hitze am End des Monats verbrannte in trocknen Gegenden das Heu.

Den 27. May, den 7., 15., 24. Brachmonat raseten im Land da und dort wiederum harte Windstürme, Blitz, Donner, Schlagregen, Hagel; hin und her lagen auch Bäume zu Boden. Den 15ten kam ab dem Weiggis ein Hagel, der zwar wenig Steine warf, aber von seltsamen Formen, gross wie Eyer, mit Stachlen oder Strahlen. Sonderlich haglete es diesen Sommer viel auf unseren Alpen.

1740

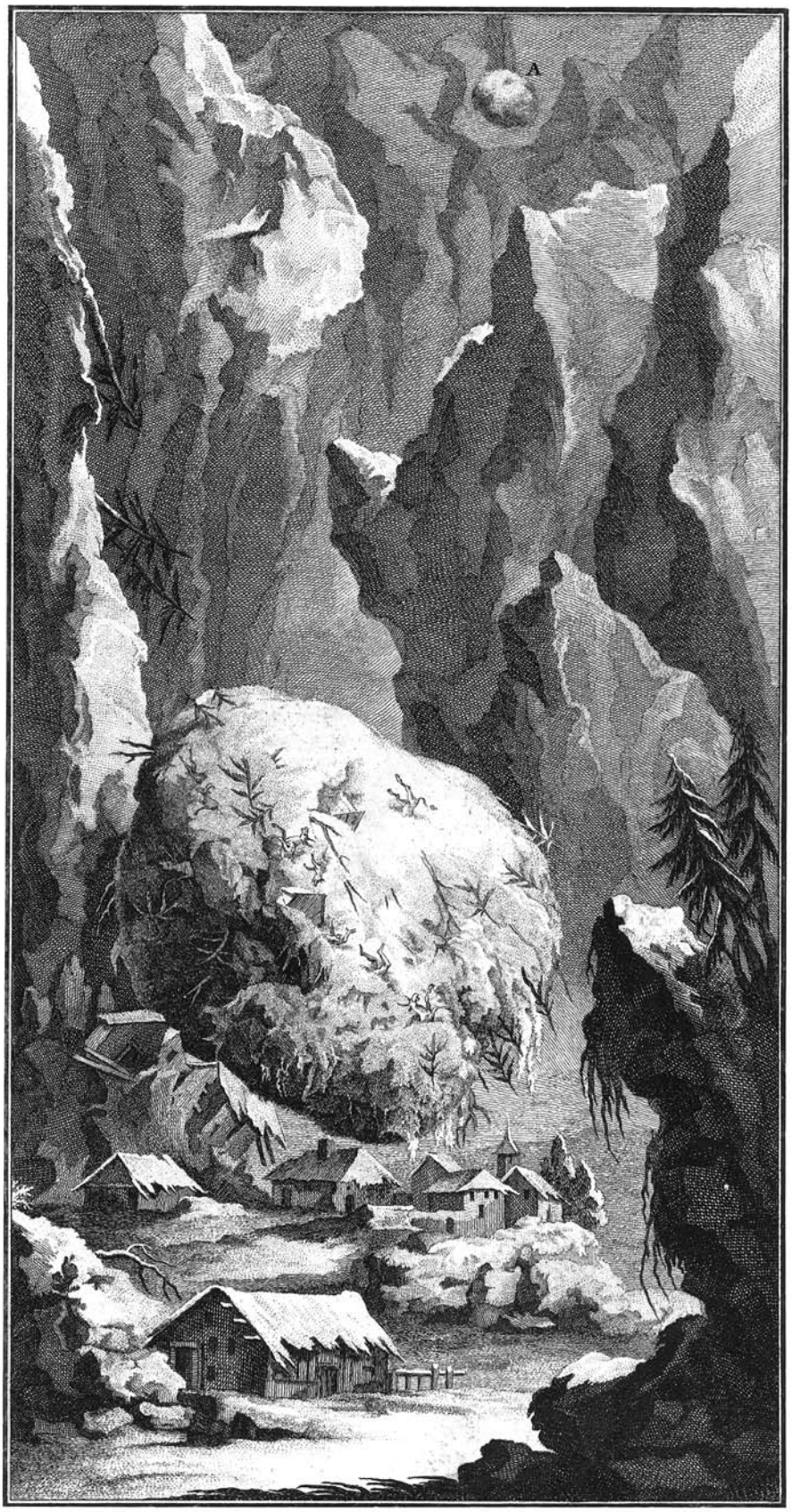
Das Jahr 1740 ist in der Naturgeschichte vorzüglich denkwürdig. Nach der Mitte des Jenners und durch den Hornung herrschte eine grimmige Kälte. Die Linth war in einigen Gegenden des Lands, also zu Glarus, Schwanden überfroren, doch nicht so dicht und hart wie 1709, da man darüber geschliffen hatte; den 19./20. Hornung ist sogar der Wallensee ein wenig überschossen; über den Zürichsee gieng die Fuhr einige Wochen bis in die Stadt. Viele Brunnen waren verfroren, die Bäume kracheten oft von Frost durchdrungen. In guten Kelleren wurden viel Frücht von dem Frost verderbet; verfrorne Weinzapfen mussten aufgeglühet werden. Unsere Wasser waren unerhört klein. Diese grimmige Kälte hatte ganz Europa durchdrungen. Man schribe von fürchterlichen Wirkungen der Kälte, die bey uns unerhört waren; dass Menschen auf der Strasse, Reuter auf den Pferdten, Schlafende in den Betteren erfroren, wilde Thiere mit zerfleischendem Hunger in die Dörfer gedrungen, die stärksten Eichen zerspalten, dem Vieh die Füss abgefroren.

Obschon am End des Hornungs die grimmige Kälte nachliess, war gleichwol der Frühling rauh, kalt und schneeicht bis über die Mitte des Aprills; die Ostern hatte durchs ganze Land tiefen Schnee. Gaster und March waren mit unserem Vieh angefüllt.

Obschon der May mit Donner und Blitz eintrat, wechslete die Wärme wieder mit Schnee ab und war den 10./12. May bey uns noch wenig Laub und Blust; doch auf Mitte des May veränderte die gütige Hand des Schöpfers mit einem Wink die bisher traurige Gestalt der Natur. Ein warmer Fön trieb Laub, Blust, Gras, Kraut schnell hervor. Der Sommer ward fruchtbar, aber alles einen Monat später dann gewohnlich. Mitte Brachmonat waren die Alpfahrten, am End die erste Heu-Ernd, am End des Heumonats die ersten Kirschen reif; zu Elm blüheten die Bohnen an ihrer Kirchweih.

1753

Schon der Hornung war lieblich, und am End des Merzens war Vieh auf der Weide, und zeigte sich Blust. Der trockne Aprill hatte am End Ryffen, dadurch, und durch das viele Ungeziefer die Hoffnung des Obsts an vielen Orthen verschwunden. Im May sahe man den alten Knüttelvers erfüllet: Reiff und Schnee, badende Knaben im See, Kirschen und Blust im Wiin, ist in einem Mayen gsyn. Der Sommer und Herbst waren unvergleichlich köstlich. Schon Mitte Augstmonat hatte man zu Niderurnen reiffe Trauben.



Darstellung einer Lawine.

Kupferstich von Düringer, 1754 (Zentralbibliothek Zürich)



Die Bise drückt den Nebel von Norden bis an den Taleingang. Zwischen Biberlikopf und Hirzli.

Notizen eines Hobby-Meteorologen

Wetterbeobachtungen in Schwanden

Winter 2005/06: Aussergewöhnlich langer und strenger Nordwinter

Auf den sonnigen und sehr milden Spätherbst folgte nach Mitte November der erste Wintereinbruch. Eindrücklicher hätte der Jahreszeitenwechsel nicht ablaufen können. Nach dem Klaustag zog der Winter mit ergiebigem Schneefall endgültig ins Tal. In der Folge blieb es anhaltend kalt mit einzelnen Schneeschauern. Am 30. Dezember sanken die Temperaturen auf minus 15,2 °C. Am Silvester setzte bei minus 5 °C kräftiger Eisregen ein.

Im Januar dominierte das herrliche Winterwetter. In den Skigebieten herrschten bei Pulverschnee und blauem Himmel ideale Wintersportbedingungen. Anfang Februar hielt der Nebel auch im Glarnerland Einzug. Die Luft war dermassen mit Feinstaub belastet, dass die Grenzwerte durch lokalen Verkehr, Industrie und Feuerungen massiv überschritten wurden. Erst ein kräftiger Weststurm in der Höhe sowie mässige Schneefälle verbesserten die Luftqualität wieder. Auch der März war ausserordentlich schneereich und eisig kalt. Der letzte Winterschnee schmolz erst nach 134 Tagen, am 1. April, weg.

Diesen Winter darf ich wohl als den schönsten Winter meiner Beobachtungsreihe bezeichnen. Während 69 Tagen in Folge sanken die Temperaturen immer unter die Null-Grad-Marke. Durch das herrliche Winterwetter wähnte man sich wie in «der guten alten Zeit», als die Winter noch ihrem Namen gerecht wurden.

Frühling 2006

Nach eisigem Beginn, mit einer am 8. März gemessenen Schneehöhe von einem Meter, konnte sich der Frühling erst ab Mitte April so richtig entfalten. Am





Oben: Abendrot über dem Kneugrat.

Unten: Ein Gewitter kommt aus dem Klöntal.

20. April stieg das Quecksilber erstmals auf 20°C. Das gegen Ende Monat aufkommende Regenwetter liess aber vorerst keine Frühlingsgefühle aufkommen. Am 3. Mai wurden bereits Sommertemperaturen gemessen. Doch schon nach der Landsgemeinde unterbrach mildes Regenwetter den Spätfrühling. Danach blieben auch die Eisheiligen ohne Schnee und Kälte. Diesen milden Verlauf durfte man nach dem kalten Vorfrühling nicht unbedingt erwarten. So entsprach die Witterung einmal mehr nicht den geltenden Wetterregeln, sondern wurde zu einer der häufigen Ausnahmen der letzten Zeit.

Sommer 2006

Im Sommer herrschten grosse Wetterextreme. Der Juni begann regnerisch und kühl. Nachfolgend prägten Wärme und zahlreiche Gewitter die Witterung um die längsten Tage. Vom 9. bis 31. Juli herrschte eine ausserordentlich lange Hitzewelle, die mit dem Hitzesommer 2003 vergleichbar war. Das Monatsmittel von plus 21,1°C war ein neuer Temperaturrekord im Juli. Da während des ganzen Monats nur wenig Regen fiel, trockneten Wiesen und Wälder aus. Für den 1. August musste ein allgemeines Feuerverbot erlassen werden. Doch mit dem neuen Monat wechselte auch das Wetter fast um 180 Grad. Im August fielen an 26 Tagen 328 Liter Regen. Noch nie wurde seit Messbeginn im August so viel Regen gemessen. Die Mitteltemperaturen lagen um 7°C tiefer als im heissen Juli. Die Hauptbadesaison endete dadurch ungewohnt früh.

Herbst 2006

Ein neuer Monat brachte Wärme und Sonnenschein zurück. Die Temperaturen lagen im Herbst mehr als 3°C über dem langjährigen Mittel. Herrliches Wanderwetter und leuchtende Herbstfarben liessen den nassen Spätsommer rasch vergessen. Der «Altweibersommer» und das «Martinisömmerchen» gaben sich keine Blösse. Bisher galt, dass auf einen warmen und sonnigen Herbst oft ein kalter Winter folgt. Aber woher sollte die Kälte kommen? Blockierende Hochdruck- und Tiefdruckgebiete verhinderten im Herbst den Vorstoss von Polarluft nach Süden.



Schönwetterwolken über dem Vorderglärnisch.

Die Winde wehten vorwiegend aus Südwest und führten die warme Luft aus südlichen Breiten bis weit nach Russland hinein. Der Herbst war seit 1985 nie mehr so sonnig gewesen. Dafür fiel 30 Prozent weniger Regen als in einem durchschnittlichen Herbst. Und trotz der Trockenheit bleibt mir der starke Regen vom Bettagsonntag in Erinnerung. Hätte nicht der Föhn eingesetzt, wäre die Linth an diesem Tag noch stärker geflutet als beim katastrophalen Hochwasser von Ende August 2005.

Winter 2006/07: Ausserordentliche Wärme und akuter Schneemangel

Anders als sein Vorgänger geht der vergangene Winter mit Wärmerekordtemperaturen und grosser Schneearmut in die Annalen ein. Nach den überdurchschnittlich warmen Temperaturen, die seit dem September 2006 ununterbrochen angehalten hatten, erreichten die Temperaturen auch im Winter neue Höchstwerte. Der Löwenzahn und die Forsythien blühten schon im Dezember, im Februar lockten bereits zahlreiche Frühlingsblumen Bienen und Schmetterlinge an. Bereits im Hochwinter verkündeten die Amseln mit ihrem Gesang den vorzeitigen Frühling. Die ausserordentliche Wärme brachte uns erstmals im Winter ins Schwitzen. Anders als im letzten Winter fiel sehr selten Schnee. Nur an 34 Tagen hielt sich eine geschlossene Schneedecke. Die Niederschläge lagen erneut deutlich unter dem Durchschnitt. Dem Wintersport konnte deshalb nur eingeschränkt gefrönt werden.

Die beiden letzten Winter könnten nicht gegensätzlicher sein. Der kälteste und der wärmste Winter seit Messbeginn lösten sich innert Jahresfrist ab!

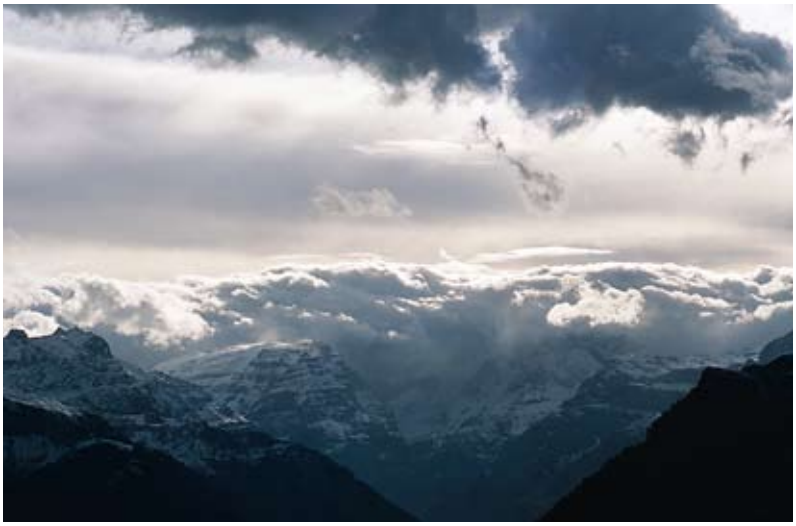
Was sind wohl die Gründe? Einerseits hat der aktuelle El Niño (warme Meeresströmung im südlichen Pazifik) auch auf unser Wetter seinen Einfluss geltend gemacht. Andererseits ist es eine Tatsache, dass mit der Zunahme des CO_2-Ausstosses (Verkehr, Industrie, Waldrodung usw.) auch die Temperaturen seit den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts fortwährend steigen. Die Natur ist im Begriff, auf den übermässigen Energieverbrauch der Menschen zu reagieren.



Bahnstrecke bei Nidfurn.



Regenbogen über den Ennetbergen.



Föhnmauer am Tödi.

Vom Föhn

Der «älteste Glarner»

Gegen Norden war der Himmel eine einzige graublaue Wand. Nur über der Näfelser Platte schwebte eine kleine, wildzerfetzte Wolke. Gegen die ungeheure Himmelswand stand in der ganzen Breite, senkrecht aus dem Tal emporwachsend, der Wiggis. Jedes Wässerlein, das sonst schwarze Adern über seine Wände zeichnete, war in den heissen Tagen ausgetrocknet. Der Berg selbst war ausgetrocknet, eine graugelbe, erstarrte Mauer.

Über dem Glärnisch verlief der Himmel aus dem tiefen Graublau des Nordens in die helleren Farben eines Vorwintertages, der Schnee verspricht. Die Wolkenfetzen über seiner düstern Pyramide schossen aufgeregt quer über das Tal und zerflatterten in der Unendlichkeit des Himmels.

Gegen Süden aber war der Himmel jäh aufgerissen, und aus dem Riss floss das reinste, herrlichste Himmelsblau, tief wie das Blau des Enzians, durchsichtig wie der italienische Sommerhimmel. Der Freiberg schien so nah, als brauchte man nur die Hand auszustrecken, um die Wettertannen und Alphütten wie Spielzeug herabzunehmen. Der Hausstock war in weiche Watte gehüllt.

Die Luft im Tal schien aus Glas zu sein und stillzustehen. Aus den Kaminen stieg der Rauch kerzengerade auf. Nur hie und da duckte er sich ein paar Atemzüge lang, und im gleichen Augenblick begannen die gelben Blätter auf den Strassen einen aufgeregten Ringeltanz, wirbelten ein paarmal ringsum und legten sich plötzlich wieder zur Ruhe.

Wenige Stunden später war die Gegend verwandelt. Der Riss war gewachsen. Seine blendenden Ränder gingen sanft in das Grau des vorwinterlichen Himmels über. Durch die Bläue fuhren Wolkenschiffe mit geblähten Segeln, durchleuchtet von der Sonne, die brennend und bös aus der Höhe stach. Halbstundenlang standen sie regungslos. Mit einem Mal fingen sie an, gegen Norden zu treiben, rascher und rascher, und schon schossen sie über das Grau, irrten über die Schwärze und brachen auseinander.

Unten im Tal war nun voller Aufruhr. Die Bäume rissen an ihren Wurzeln, beugten sich, stöhnten unter der Wucht des Sturmes, der sie schüttelte, bis kein Blatt mehr im Gezweig hing. Rauch fuhr aus den Kaminen in dickem Qualme über Dach und Zaun hinunter in die Gassen, vereinte sich mit dem aufgewirbelten Staub, mit dem sprudelnden Wasser der Brunnenröhren, stieg in Wirbeln aufwärts, tanzte mit Blättern und Fetzen und Dachschiefern hoch über die Giebel des Fleckens. Um die Mittagsstunde versank die dunkle Wand im Norden vor dem heissen Ungestüm des Föhns. Stolz standen die Wiggismauern im Blauen. Aus allen Tälern, aus Schlüften und Klüften johlte und heulte der Föhn und füllte den Talgrund mit Staub und Dunst.

Am frühen Nachmittag verschwand die Sonne hinter dem Glärnisch, und mit ihrem Schwinden verlor der Himmel seine Kraft und Stärke. Über die Freiberge wälzten sich plumpe, unförmige Wolken. Der Himmel begann matt und trübe zu werden.

Als die Dunkelheit hereinbrach, fing es an zu regnen, regnete in Strömen, stundenlang. Am andern Morgen lag der erste Schnee über dem Tal.



Im Gandbergwald wurden die vom Borkenkäfer befallenen Bäume auf einer Fläche von 100 Hektaren stehen gelassen. Der absterbende Wald diente als Forschungsobjekt und steht heute als Naturwaldreservat unter Schutz.

Stürme bedrohen unseren Schutzwald

Windwurf!

Die Orkane «Vivian» und «Wiebke» vom 27./28. Februar 1990 werden den Glarnerinnen und Glarnern noch lange in Erinnerung bleiben. Hunderte von Hektaren Wald lagen am Boden, Zehntausende von Bäumen waren entwurzelt, gebrochen, zersplittert. Insgesamt fielen annähernd 340 000 Kubikmeter Holz den Stürmen zum Opfer, eine Menge, die normalerweise in unserem Kanton innerhalb von neun Jahren geschlagen wird. Über 500 Hektaren Wald lagen am Boden, was einer Fläche von 1000 Fussballfeldern entspricht. Stürme von dieser Stärke hatte man bisher noch nie erlebt. In Glarus betrug die Windgeschwindigkeit 169 km/h. Die grössten Schäden entstanden auf der östlichen Talseite in der Umgebung von Schwanden und im hinteren Kantonsteil. Auch in den West-Ost-Tälern Klöntal und Oberseetal wurden grössere Waldflächen umgelegt. Die drei Kerenzerberg-Gemeinden blieben auch nicht verschont.

Es galt, das Holz raschmöglichst aufzuarbeiten, weil es bei längerem Liegenlassen von Insekten und Pilzen geschädigt wird. So waren während rund zweier Jahre in den Glarner Wäldern nebst 130 gemeindeeigenen Förstern und Forstwarten noch 24 Forstunternehmen mit 150 Arbeitskräften, 28 Seilkrananlagen, 30 Rückefahrzeugen, 5 Helikoptern und einem Kranprozessor im Einsatz. Trotz diesem Grosseinsatz blieb das Holz zu lange im Wald liegen, sodass sich der Fichtenborkenkäfer in noch nie erlebtem Ausmass vermehren konnte. Die knapp fünf Millimeter grossen Fichtenborkenkäfer, die wegen ihres Frassbildes auch «Buchdrucker» genannt werden, dringen unter die Rinde, vermehren sich dort und zerstören durch ihren Frass die wichtigen Versorgungsstränge des Baumes. Bei starkem Befall stirbt der Baum innerhalb weniger Wochen ab und wird dürr. 1991 bis 1996 wurden so rund 300 000 Kubikmeter Holz oder 150 000 Bäume dürr, was ungefähr der Waldfläche entspricht, die 1990 durch den Sturm zerstört worden war.





Oben: Der Gandbergwald von Schwanden aus gesehen im Jahre 1996.

Unten: Durch den Borkenkäfer zerstörter Wald am Gandberg. Blick hinunter zur Wart.

Der grosse Schaden entstand, obwohl die Förster und Forstwarte der Gemeinden einen intensiven Kampf gegen die Borkenkäfer führten. Die Käfer bekämpft man hauptsächlich dadurch, dass man befallene Bäume frühzeitig erkennt, fällt, schält und die Rinde mit den Borkenkäferlarven verbrennt. Mit dem Einsatz von Käferfallen kann die Verbreitung nur geringfügig gebremst werden.

Bereits zehn Jahre nach dem grossen Sturm «Vivian» wütete «Lothar» am 26. Dezember 1999 und richtete im Schweizer Wald mehr als doppelt so viele Schäden an als «Vivian». Im Kanton Glarus waren nur die nördlich gelegenen Gemeinden betroffen, und der gesamte Schaden hielt sich mit einer Menge von rund 40 000 Kubikmeter Fallholz in Grenzen.

Ein neuer Wald entsteht

Auf den durch Sturm und Käfer zerstörten Waldflächen muss neuer Wald entstehen. So will es das Waldgesetz. In früheren Jahren bepflanzte man solche Kahlflächen mit Jungbäumen. Üblicherweise setzte man Fichten (Rottannen), und zwar ein Stück pro Quadratmeter. Die Fichte ist der häufigste Gebirgsbaum, sie wächst schnell und lässt sich auch gut verkaufen. Trotzdem ist man in den letzten Jahrzehnten zur Einsicht gelangt, dass man die Neuentstehung eines Waldes der Natur überlassen sollte. Auf diese Art stellt sich schon in den ersten Jahren eine natürliche Waldvegetation ein. Zwar wachsen vorerst viele Pflanzen, die später einmal nicht zu Wald werden: Himbeeren, Brombeeren, verschiedene Straucharten, wie zum Beispiel Holunder und Hasel. Auch Vogelbeerbäume, Birken und Erlen trifft man in solchen Sturmflächen vorerst häufig an. Allmählich zeigen sich dann auch jene Bäume, die die Natur an diesem bestimmten Standort bevorzugt. Im Kanton Glarus sind das Buchen, Eschen, Ahorne, Linden und Ulmen, aber auch Rottannen und Weisstannen. Nach etwa zehn Jahren ist ein dichter Jungwald sichtbar. Nun bearbeitet der Förster den Jungwald ein erstes Mal. Durch Heraushauen von Jungbäumen verschafft er den verbleibenden mehr Platz, damit sie sich gut entwickeln können. Er achtet darauf, dass er jene Bäumchen fördert, die sich an diesem Standort wohlfühlen. Dabei sorgt er dafür, dass auf der betreffenden Fläche möglichst viele Baumarten vertreten sind.

Später erfolgen mehrere weitere Pflegeeingriffe, sodass ein Wald entsteht, der mit gut entwickelten, standfesten Bäumen auch starken Stürmen zu trotzen vermag.



Blick vom Aussichtsturm oberhalb Schwanden. Der vom Sturm zerstörte Wald kann seine Schutzfunktion nicht mehr vollständig wahrnehmen. Das Aufkommen des Jungwaldes wird mit Verbauungen unterstützt.

Unwetterkatastrophe im Hinterland

Gegen Mittag jenes schicksalsschweren 24. August 1944 stieg ich über die Wichlenalp zum Richetlipass hinauf. Heiss brannte die Sonne aufs Gestein. In den steilen Schutthalden herrschte eine Bruthitze. Auf halbem Wege konnte ich die Bildung einer kleinen Wolke beobachten. Sonst war, so weit mein Auge reichte, nur blauer Himmel zu sehen. Auf Berg und Tal lag ein leichter Dunst, und matt glänzten die benachbarten Gletscher und Firnfelder. Völlige Ruhe herrschte hier oben, man verspürte kaum den Hauch eines Windes. Dagegen begannen sich längs der Alpenkette gewaltige Kumuluswolken aufzutürmen. Bereits strichen vom Diestal her dichte Nebelschwaden dem zackigen Grat des Kärpf entlang in die Höhe. Kaum eine Stunde später war ich ganz in Nebel gehüllt. Während einer kurzen Aufhellung konnte ich nochmals das interessante Treiben der Wolken verfolgen, dann verzog ich mich in die nahe Hirtenhütte.

Die Nacht brach herein, ohne jedoch die erwartete Abkühlung zu bringen. Gegen 9 Uhr abends bemerkte ich das erste Wetterleuchten. Etwa eine Stunde später setzte mit Blitz und Donnerschlag das Gewitter ein. Gleich einem Sturzbach ergoss sich das Wasser auf die Erde, und der Hagel prasselte auf die dürren Dachschindeln. Vier solche Wellen fegten orkanartig über die Gegend, und zwischen dem hellen Krachen des Donners hörte man das unheimliche Rauschen der Wildwasser.

Erst bei Tagesanbruch konnte ich ermessen, welch enormen Schaden dieses Unwetter angerichtet hatte. Noch lag der Hagel in dichten Klumpen inmitten der zerfetzten Alpenkräuter. Über dem Bachbett zeigte ein mannshoher Streifen angeschwemmten Materials, wie hoch die reissenden Wasser gestiegen waren. Grosse Flächen saftiger Alpweiden waren mit Geröll und Schlamm bedeckt, und in die nahen Berghänge hatten sich tiefe Runsen eingefressen.



Zerstörte SBB-Linie zwischen Rüti und Linthal.



Schäden an der SBB-Linie vor Linthal.

Noch verheerender aber hatte sich die Katastrophe jenseits des Richetlipasses, im Durnachtal, ausgewirkt. Die sonst mit Schutt bedeckte Zunge des Sulzgletschers war blank gefegt. Im Oberstafel hatte der Durnagelbach grosse Stücke der angrenzenden Alpweiden fortgespült. Je tiefer ich ins Tal hinunterstieg, desto tosender brausten die Wasser. Welche Auswirkung mochte wohl dieses Unwetter erst im Tale drunten gehabt haben? Von einer dunklen Ahnung getrieben, stieg ich rascher talwärts. Meine schlimmsten Vorstellungen wurden jedoch bei Weitem übertroffen, als ich der furchtbaren Verwüstungen im Talgrund gewahr wurde.

Wassernot am Durnagel

Unerträgliche Hitze hatte schon ein paar Tage lang über dem Tal gelagert. Der Abend des 24. August 1944 schien die ersehnte Abkühlung zu bringen. Gewitterwolken zogen sich über Kilchenstock und Saasberg zusammen. Es wetterleuchtete ununterbrochen. Dumpf rollten aus der Ferne die Donner. Der Regen begann zu giessen. Blitze zuckten, Donner krachten, und auf einmal war ein anhaltendes Rollen zu vernehmen. Stürzt der Kilchenstock zusammen, oder tobt der Durnagel so?

Bei Handlangermeisters im Sätliboden brennt noch Licht. Besorgt sitzen Eltern und Söhne um den Tisch. Sie wollen das Gewitter vorbeigehen lassen, bevor sie sich zur Ruhe legen. Nur der Vater ist unbesorgt. Er hat schon manchen Gewittersturm erlebt und den unbändigen Durnagel schon etliche Male wüten gesehen. Der Sätliboden ist jedoch immer verschont geblieben. Er will rasch zwei Handlanger wecken und mit ihnen an der Wuhrtanne droben zum Rechten sehen. Da kommen die beiden Töchter in die Stube. Das Gewitter hat sie aus dem Schlaf geschreckt. Im gleichen Augenblick erlischt das elektrische Licht. Wie gut, dass Mutter Sturmlaterne und Petrollampe schon bereit stehen hat! Einer der Söhne ist zum Fenster gesprungen und starrt in die stockfinstere Nacht hinaus. «Ufe, ufe, ds Wasser chunnt, ich häs gsii, wos blitzget het!», schreit er auf. Und Hals über Kopf flüchten Mutter und Kinder die Treppe hinauf. Knapp erreichen sie den ersten Stock. Da erzittert das Haus, die Wände krachen, Scheiben klirren, und ein furchtbares Tosen und Brausen ums Haus hebt an. «Obsi, obsi, dr Durnagel chunnt!» Schreckensbleiche Gesichter erscheinen unter den Kammertüren. Männer, Frauen, Kinder, alles rennt auf den Estrich. Bis zur Russdiele hinauf werden die wilden Wasser kaum steigen. Ja, aber wenn die Hausmauern den Fluten nicht standhalten? Hinüber ins Nachbarhaus! Das Holzgitter, das den Dachraum abschliesst, zersplittert unter starken Beilhieben. Der Weg hinüber ist frei. Man atmet etwas auf. Immer mehr Leute drängen sich da oben zusammen. Kinder weinen, schreien; Mütter trösten, schimpfen; Männer lamentieren. Da, ein gellender Schrei: «Dr Ruedeli, dr Ruedeli!» Wirklich, das einjährige Büblein hat man im ersten Schreck vergessen. Die Gefahr nicht achtend, stürzt schon ein Trüppchen zurück, die Mutter voran. Drunten in der Stube finden sie ihn – unversehrt. Seelenruhig schlafend liegt er im Stubenwagen, während schon der Schlamm vom angefüllten Keller her durch die Fugen des Fussbodens dringt und die Bretter hebt. Rasch wird der Kleine aus dem warmen Bettchen gehoben, und zurück auf den schützenden Estrich rennt der Trupp.

Wie das braust und tost und gurgelt und kracht und splittert bis zum Dachraum hinauf! Und niemand kann raten, niemand sieht eine Hilfe! Auch weiss niemand, was sich ereignet hat. Doch, der Handlangermeister, der kann schon

Überschwemmung beim Sätliboden in Rüti.



etwas erzählen. Mit knapper Not ist er dem Tod entronnen. Kaum hatte er Stube und Haus verlassen zum Gang nach der Wuhrtanne, als ihn das Wasser schon überraschte. Durch einen Sprung auf die Bank vor dem Nachbarhaus konnte er sich retten. Die entfesselten Fluten rissen ihm aber die Bank unter den Füssen weg. Er klammerte sich an einen Fensterladen und schrie um Hilfe. Niemand hörte ihn. Das Wasser stieg, schoss meterhoch am Haus vorbei, riss Klafterscheiter, Reisigwellen, Kaninchenställe, Zäune, Bohnenstecken, Bretter, Kisten, Körbe und was sonst noch hinter dem Kosthaus aufgestapelt lag, in furchtbarem Wirbel davon. Die Flut stieg höher, erreichte seine Brust und drohte ihn zu verderben. Hört denn niemand seine verzweifelten Rufe? Endlich, endlich, das Fenster wird aufgerissen, Nachbarn zerren den Erschöpften über den Sims durchs Küchenfenster ins schützende Haus. Er ist gerettet!

Inzwischen hatte im Dorf das Horn die Feuerwehr zu Hilfe gerufen. Mit Haken, Stangen, Seilen, Pickeln, Schaufeln und Laternen eilten beherzte Männer durch die Finsternis den Bedrohten zu Hilfe. Wo die Helfer aber auch einen Weg zu den gefährdeten Kosthäusern suchten, überall blieb ihnen der Zugang versperrt. Knietief versanken sie in Schlamm und Wasser. Eine Gruppe Feuerwehrleute drang über das Bahngleis und die Linthbrücke hinter der Fabrik bis zum Kanaldamm vor. Der reissende Strom, der dort vom Kosthaus her vorbeischoss, gebot hier auch dem Tapfersten Halt! Man rief den geängstigten Bewohnern Mut zu. Und als vom Damm aus das Sinken der Flut wahrgenommen werden konnte, hoffte man, das Haus stünde ausser Gefahr. Die Leute liessen sich beruhigen und kehrten in die verlassenen Wohnungen zurück.

Durnagelüberschwemmung beim Einfluss in die Linth.





Durnagelverbauungen. Schlammsammler beim Einfluss in die Linth.

Welcher Anblick bot sich aber unserm Handlangermeister, als er durch den mit Schlamm angefüllten Hausgang zur Stube tappte! Ein mächtiger Buchenstamm lag quer durch den Raum vom Fenster zur gegenüberliegenden Wand. Stühle, Tisch und Schrank lagen teilweise zertrümmert in wirrem Durcheinander. Fusstief lag der Schlamm auch in Stube und Nebenkammer. Erst der anbrechende Tag liess aber die grauenhaften Zerstörungen recht erkennen. Über zwei Meter hoch hatte das Wasser an die Kosthäuser hinauf gereicht. Die Gemüsegärten, Kartoffeläcker und Getreidefelder bis zur Landstrasse hinauf lagen verwüstet da. Was die Leute mit viel Fleiss seit Frühjahr gepflanzt und gepflegt hatten, lag unter Schutt und Schlamm und Steinen begraben. Der Schutzwald am Durnagel war weggerissen worden. Ein wirres Durcheinander von Felsblöcken dehnte sich an seiner Stelle aus. Das Linthbett war über 400 Meter weit mit Steinen ausgefüllt. Die reissenden Wasser hatten den Bahndamm zerstört. Die Schienen hingen wie eine Hängebrücke in der Luft. Fast acht Wochen lang blieb der Bahnverkehr nach Linthal unterbrochen. Die gestauten Linthwasser hatten sich auch gegen das Elektrizitätswerk am Brummbach ergossen und waren in die Kraftzentrale eingedrungen. Dem dienstleistenden Maschinisten war es gelungen, an einer herabhängenden Kranenkette zu den in 6 Metern Höhe angebrachten Tragbalken zu klettern. Dort harrte er zwei Stunden lang aus, während unter ihm das Wasser 4,60 Meter hoch das Maschinenhaus anfüllte. Auf einem Holzfloss befreiten ihn endlich seine Kameraden aus dem unheimlichen Gefängnis. Übel gehaust hatte auch die Linth. Die Holzbrücken im Marglen, in Betschwanden, Diesbach,

Adlenbach und bei Haslen waren ihr zum Opfer gefallen, die Stauwehre der Fabriken bis hinunter nach Netstal waren zerstört worden.

Besonders stark gelitten hatte die Fabrik der Firma Schuler in Rüti. Im untersten Websaal guckten nur noch die obersten Teile der 76 Webstühle aus dem Morast. Schlosserwerkstatt, Heizerei und Turbinenraum waren bis zur Decke hinauf mit Geschiebe angefüllt, und um die ganze Fabrik lag ein wildes Durcheinander von Holz, Fässern, Kisten und allerhand Geräten. Und überall, wohin der Fuss trat, geriet man in diesen scheusslichen, nach Moder riechenden Schlamm. Nicht weniger übel sah es in den benachbarten Kosthäusern aus. Die Keller steckten bis obenaus voll Schlamm, und was dort vorsorgliche Hausfrauen an Vorräten für den kommenden Winter aufbewahrt hatten, war beschmutzt, zerschlagen, vernichtet. Von den Kellern aus stieg ein widerlicher Sumpfgeruch durch das ganze Haus.

Ohne Säumen begannen Männer von Rüti und Linthal mit Wehr- und Sicherungsarbeiten. Bäume wurden gefällt und die Durnagelufer verstärkt, um einen neuen Ausbruch des Wildbaches zu verhindern. Die immer noch wie toll brausenden Fluten suchte man in eine Rinne zu leiten. Bahnarbeiter sicherten den Bahndamm. Soldaten rückten auf den Platz, bauten Notbrücken und erstellten einen Zugang nach Linthal. Weil dieses Dorf vom Verkehr mit dem übrigen Kanton abgeschnitten war, wurden Warensendungen von Rüti mit der Luftseilbahn nach Braunwald und von dort mit der Braunwaldbahn nach Linthal befördert.

Als eine Woche später sich wieder ein Unwetter über dem Durnachtal entlud, schwoll der Durnagel von Neuem verheerend an. Diesmal mussten die Bewohner des Kosthauses im Sätliboden fliehen und im Dorf Zuflucht suchen.

Es waren schwere Tage. Die Behörden hatten viel Arbeit zu bewältigen. Die Schäden wurden geschätzt und vergütet, Kartoffeln und Gemüse als Ersatz für die vernichteten Ernten auf Kosten des Landes verteilt. In vielen Sitzungen wurde beraten, wie in Zukunft solche Verheerungen verhütet werden konnten. Baufachleute und Geologen stiegen ins Durnachtal, studierten das Gelände und das Gestein genau und erstellten Pläne für riesige Schutzbauten.

In den letzten Jahren haben sich gehäuft Unwetter ereignet. Überschwemmungen bei Leuggelbach am 22. August 2005.





Eine Staublawine von der Wiggiswand überquert das Tal.

Gefahr vom Berg

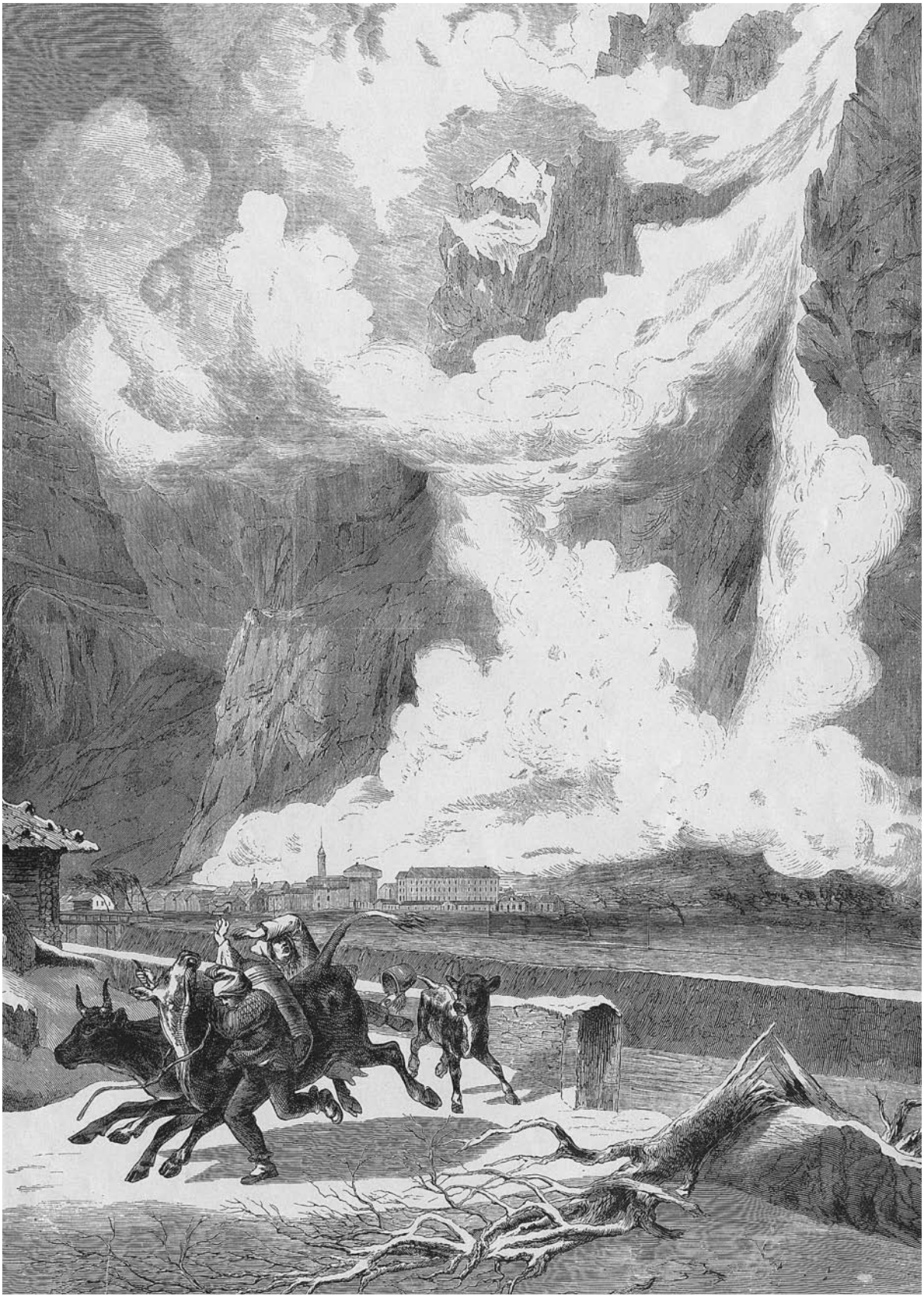
D Fridlislaui

E glärigi Nacht isch die vum Fridlistaag uffe 7. Meerze gsii. Wen en uumääre verzuggerette Gugelhopf hät dr Wiggis uusgsii. «Da obe lyt raati e waggere Litz Schnee», hät dr Netschteler Nachtwächter zu siner Frau gseit, eb er uf d Rundi isch, «tuesch mer d Brittli guet zuenii, es chännt Lauene gii.» Drnaa isch er dur ds Doorf gwattet i sym tunggle Mantel. Im Muuschy hät er gsii, wie allpott am Wiggis e chlyners Rütschli Schnee aben isch. Vu de Felsbändlene häts gstobe, we wänn Bäärgmanndli mit fyne Schleierli wingge wuurded. Ds Dorf hät gschlaafe.

Nu im «Hore» unde brännt nuch es Liecht. «Ähä, dr Fridli hät nuch Gaschtig», tänggt dr Wächter, und wil er au nüd uugääre tigg es Schlüggli gnuu hät, so laat er e Rundi uss und gaat i d Wirtschaft ine. «Lueg ä dahane, dr Nachtwächter Fridli! Soo isch rächt! Hee, rutsched naache! Mer sind da luuter Fridlene, wo dr Namistaag fyre tüend.» Eso kumplimäntiert dr «Hore»-Wirt dr Wächter hindere Tisch. Und det isch er plibe, bis es tägelet hät. Wo due dr Fridli Chuubli meint, es wär ietz dä glich Zyt zum Nügge, jooled dis: «Zeerscht wämmer nuch eis singe!», und sie füünd aa: «Freund, ich bin zufrieden, geh es, wie es will, unter meinem Dache leb ich froh und still …»

Zeismaal faats dusse aa winde, de lengeri reesser. «Herrjesses! E Staublaui!», rüeft dr Wächter. Schu fleugts Brittli us de Häägge, und Schybe schäärbeled. E Risehand wirft e mächtigi Hampfle Schnee i d Stube ine. D Petroollampe kyt abem Tisch abe. I dr Stube wirds tunggel we inere Chue. Gad will dr Wirt aafuu flamändere, da gits e Rugg dur das ganz Huus, we wänns es i d Luft nääm. Es chnotzeret i de Träämi, und eb de Manne händ chänne flueche, hät d Altigerlaui ds Tach ewägg gschränzt und uf d Landstraass abe gworfe. Stuuchebleich sind de sibe Fridlene ussem «Hore» gschosse, hei gu luege, eb ds Hüüsli nuch stand. Gottlob, a disne Hüüsere häts nüd viil tue. Aber deer Fridlistaag und daas Lied händ de säbe Lüüt nie vergässe.

Rechts: Netstal mit Staublawine.
Holzstich, um 1882
(Landesarchiv des Kantons Glarus)



Schreckenswinter 1950/51

Lawinennot

Am 18. und 19. Januar 1951 waren die Schneefälle, teils vermischt mit Regen, im ganzen Alpengebiet sehr ergiebig gewesen. Schlag auf Schlag folgten sich im Radio die Unglücksbotschaften. Über 1200 Lawinen gingen nieder. 96 Menschen verloren dabei ihr Leben. Mehr als 1400 Gebäude, darunter 215 Wohnstätten, wurden zerstört oder arg beschädigt, nahezu 600 Stück Vieh getötet und 1800 Hektaren Wald zerschmettert oder schwer gelichtet. Tiefe Trauer herrschte im Schreckenswinter 1950/51 in den Bergtälern.

Der damalige Wirt des Berggasthauses auf der Orenplatte erzählt: «Wir Bewohner der beiden Häuser waren am Abend des 19. Januar nicht ohne Angst und Sorge zu Bett gegangen. Und wirklich, um 5.25 Uhr des folgenden Morgens schrie meine Frau: ‹D Laui chunnt!› Und schon schlug es nach einem sturmartigen Sausen hart an die Hauswand. Das Gebäude erzitterte, und es raschelte, wie wenn eine Herde Schafe eindränge. Dann war alles wieder still. Das Ereignis mochte kaum drei Sekunden gedauert haben.

Die Läden unserer Kammerfenster klebten schräg über den Fenstern, einige Scheiben waren eingedrückt, hart vor unsern Betten lag Schnee. Meine Frau ging nach dem Töchterchen Afra im Dachstock suchen. Ich stürzte mich in die Kleider, begab mich in den untern Stock und stellte fest, dass die Haustüre verbarrikadiert, die Küche zur Hälfte mit Schnee gefüllt, ein Fenster des Restaurants eingedrückt und auch dieser Raum voll Schnee war. Aus dem Nachbarhause vernahm ich Hilferufe. Nachdem vor einem Fenster der Ausgang freigelegt und die Skier aus dem zerdrückten Vorhäuschen gelöst waren, krochen wir, meine Frau, unser Töchterchen und ich, durch das Fenster in die Nacht hinaus und stapften mit den angeschnallten Skiern zum Nachbarhaus. Die Nachbarin erzählte mir rasch, ihr Mann und ihr Schwa-

Im Januar 1951 muss die Sernftalstrasse im Meissenboden in wochenlanger Handarbeit ausgeschaufelt werden.



Im Februar 1999 wird dieselbe Stelle mit vier Schaufelbaggern geräumt.





Übervolle Lawinenverbauungen am Leuggelstock im Februar 1999.



Metertiefe Risse an den Hängen von Guppen im Februar 1999. Wenn dieser Hang sich löst, überführt er die Strasse zwischen Leuggelbach und Luchsingen.

ger müssten entweder in den Ställen oder noch auf dem Wege sein. Im Scheine meiner Lampe erkannte ich dann zehn Meter oberhalb des Hauses bald die ungewohnte Lage der über die Grundmauern abgekippten Ställe. Im Schnee zeichneten sich Umrisse der leeren Grundmauern ab. Ein Heustock lag ungedeckt da. In der Schneewüste brüllten irgendwo Rinder, und aufgeregt bimmelten Kuhglocken. Während Frau und Töchterchen umkehrten, ging ich diesen Tönen nach. Vorerst kam ich zu den Überresten der beiden Ferienhäuschen. Die Telefonstange nebenan war geknickt, die Drähte lagen im Schnee. Ein unheimliches Krachen und Rollen von irgendwoher und die Gewissheit über das Ausmass der Katastrophe erschauderten mich derart, dass ich fluchtartig nach Hause drängte. Hier hatte man unterdessen tüchtig gearbeitet, der Schneehaufen in der Gaststube war weggeräumt, die Haustüre liess sich öffnen, und die Ausfahrtsschneise des Schwebebähnchens war so weit, dass eine Leerfahrt ins Tal hinunter gewagt werden konnte. So konnten wir unsere Seilbahn in den Dienst der Rettungsaktion stellen. Durch das Bahntelefon, dessen Störung ich bald behoben hatte, forderte ich in Diesbach unten Hilfe an. Schon um 7 Uhr trafen mit dem Bähnchen die ersten vier Männer ein, und sofort setzte die Such- und Rettungsarbeit ein. Rund 45 Helfer beteiligten sich bis spät in die Nacht hinein an der mühevollen Arbeit. Während das Berggasthaus und das nachbarliche Bauernhaus nur leicht beschädigt worden waren, hatte die Lawine die fünf Ställe und zwei unbewohnte Ferienhäuser zerstört, zwölf Stück Vieh getötet und leider auch zwei Menschenleben gefordert. Die beiden jungen Bergbauern Heinrich Zweifel-Jenny und dessen Bruder Ruedi Zweifel waren beim Hirten überrascht und unter den Schneemassen begraben worden. Die Wucht der ‹Chnüügratlaui› war so gross gewesen, dass sie an beiden Talhängen des Glarner Hinterlandes grosse Flächen Schutzwald umgelegt und weitere Gebäude beschädigt hatte.»



Linthebene mit Bilten, im Hintergrund der Benkner Büchel.

Veränderungen in der Linthebene

«Modergeruch und Froschgeschrei»

Noch vor 1000 Jahren bedeckte der Tuggener See die Linthebene bis nach Niederurnen. Der See verlandete im Verlauf des Mittelalters. Zurück blieb eine Riedfläche, die nur Stallstreue und Deckmaterial für Dächer lieferte.

Oberhalb des ehemaligen Tuggener Sees aber lag früher schon fruchtbares Kulturland.

«Da weideten in den Frühlingsmonaten vor der Alpfahrt die Herden im süssen, fetten Grase dieser Fluren. Die Ufer der Maag waren mit Obstbäumen besetzt, und der sanfte Fluss wand sich lieblich durch die schönen Matten, überall waren Ställe zerstreut, in die man den Futterschatz sammelte. Es war eine der schönsten Gegenden der Schweiz.»

So beschreibt Johann Melchior Schuler in seiner «Glarnergeschichte» die Gegend der Linthebene um 1700.

Im 18. Jahrhundert entwickelte sich im Glarnerland neben der Baumwollindustrie mit Spinnereien, Webereien, Färbereien auch die Druckindustrie. Die Bevölkerungszahl verdoppelte sich innerhalb weniger Jahrzehnte, der Bedarf an Brenn- und Bauholz stieg stark an. Vor allem aber verkauften die Glarner Holz für Möbel und Schiffbau bis nach Holland.

Ganze Wälder wurden abgeholzt. Bei Regengüssen rissen Wassermassen Erde und Geröll mit, Schlipfe lösten sich. Das Geschiebe nahm derart zu, dass sich das Bett der Linth bei Ziegelbrücke um mehrere Meter erhöhte.

Dieser Schuttwall staute die Maag zurück, und der Wasserspiegel des Walensees erhöhte sich um gut fünf Meter. In Walenstadt, Weesen und den flachen Walenseeufergebieten kam es zu katastrophalen Überschwemmungen. Die einst blühende Schifffahrt zwischen Zürich und Walenstadt musste aufgegeben werden.

Aus der ehemals fruchtbaren Ebene wurde innerhalb weniger Jahrzehnte eine stinkende und faulende Sumpfgegend.

Über die Linthebene um 1800 schreibt Johann Melchior Schuler: «Eine öde Fläche, weder See noch Land, voll Modergeruch und Froschgeschrei. Die Anwohner sahen blass und kränklich aus. Alljährlich, wenn der Frühling wiederkehrte, waren die Dörfer voll schlotternder Fieberkranker, die ein Jahrzehnt früher als die Bewohner des Kerenzerberges alterten und starben. 1808 betrug die Zahl der Fieberkranken in mehreren Dörfern die Hälfte der Einwohner. Weesen und Wallenstadt lagen in einem Pfuhl von Wasser und Morast. Wie ein Krebs griff die scheussliche Versumpfung jährlich immer weiter um sich in diesem von 16 000 Menschen bewohnten Land.»

Die Regierungen der betroffenen Kantone baten die eidgenössische Tagsatzung um Hilfe. 1783 erteilte diese dem Berner Ingenieur Andreas Lanz (1740–1803) den Auftrag, ein Projekt für die Ableitung der Linth in den Walensee

auszuarbeiten. Der Kostenvoranschlag von 90 000 Gulden schreckte jedoch die Tagsatzung von der Ausführung ab. Während der Helvetik wurde das Rettungswerk beschlossen, aber durch Krieg und politische Wirren verhindert. Zu Beginn der Mediationszeit bat Landammann Heer die Tagsatzung, das Linthwerk zu beginnen.

Der Bitte wurde entsprochen. Am 1. September 1807 konnte mit den Arbeiten begonnen werden. Die Leitung übernahmen Hans Conrad Escher und Konrad Schindler. Escher war der Kopf und das Herz des für die damalige Zeit einzigartigen Unternehmens, das von 1807 bis 1823 dauerte. Er war Bauleiter, Ingenieur, Geometer, Bauzeichner, Rechnungsführer und erst noch Fürsorger und Erzieher, alles in einer Person! Er stand einem Werk vor, das heutzutage – denken wir an den Bau der Nationalstrassen – von einem grossen Stab von Fachleuten und unter Einsatz von teuren Maschinen ausgeführt würde.

Die Linthkorrektion ist das Werk fleissiger Hände, das Werk einer trostlosen Zeit, in der Arbeitslosigkeit und Hunger herrschten. Wie viele Arbeiter die Kanäle aushoben und die Dämme aufschütteten, Faschinen flochten und Steine aufschichteten, weiss man nicht genau. In den Jahren 1808 bis 1811 waren jeweils im Sommer «bei 800 aus der Umgebung» auf den verschiedenen Arbeitsplätzen tätig. Zeitweise mögen es mehr als 1000 gewesen sein. Hacken, Pickel, Schaufeln, Tragbahren und Schubkarren waren die wichtigsten Arbeitsgeräte. Es gab noch keine Schienen und Rollwagen. Pferdefuhren schleppten mühsam Steine und Holz herbei. Die schlimmsten Arbeitsverhältnisse boten die Maagsümpfe. Ohne Bretter unter den Füssen konnte man nicht graben, gegen die Nässe gab es keinen Schutz. Das Nagelfluhriff unterhalb der Ziegelbrücke musste durch Unterwassersprengungen teilweise abgetragen werden.

Das Ziel, aus der ganzen Linthebene fruchtbares Kulturland zu schaffen, wurde vorerst nicht erreicht. Zwar konnte das einst überschwemmte Land wieder genutzt werden. Auf dem Gebiet des ehemaligen Tuggener Sees aber wuchsen vor allem Ried- und Schilfgräser. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts füllte sich der Escherkanal allmählich auf, die Geschiebezufuhr war immer noch zu gross. Von 1876 an verhinderte das erste Eidgenössische Forstgesetz den Raubbau am Wald. Zudem hielten Aufforstungen und neuerstellte Wildbachverbauungen Schutt und Geschiebe zurück. Damit konnte die drohende Überschwemmungsgefahr gebannt werden.

Am Ende des Ersten Weltkrieges, als es an Anbaugebieten mangelte, wurde man auf die ungenutzten Flächen in der unteren Linthebene aufmerksam. Eine Entwässerung



Noch im Frühmittelalter breitete sich der Tuggener See bis fast nach Niederurnen aus.



Das Kaltbrunner Riet: Mit grossem Aufwand wird hier der ursprüngliche Zustand der Linthebene künstlich aufrechterhalten. Das Naturschutzgebiet befindet sich auf dem Boden der Gemeinden Kaltbrunn und Uznach. Es ist seit 1939 zum grössten Teil im Besitz des Schweizerischen Bundes für Naturschutz. Ein kleines Museum und zwei Beobachtungstürme dienen vor allem den Freunden der Vogelwelt.

fand man aber zu teuer. Knappe Lebensmittelvorräte und grosse Arbeitslosigkeit liessen 1938 das Thema der Entwässerung der Ebene erneut aktuell werden. 1941 begann man mit den Arbeiten, erst 1964 waren sie abgeschlossen.

Insgesamt wurden 2765 Hektaren Land drainiert, eine Fläche, die grösser ist als diejenige des Walensees. Millionen von Tonröhren entwässern den Boden. Über 150 Kilometer Kanäle und Zementrohrleitungen durchziehen das neugeschaffene Kulturland. In Seitenkanälen der Linth wird das Wasser gesammelt und fliesst in den Zürichsee.

Diese Eingriffe veränderten die Linthebene vollständig. Die Dörfer dehnten sich in die Ebene aus, neue Verkehrswege entstanden.

Trotz allen Anstrengungen wurde aber aus der Linthebene kein «Gemüsegarten», wie man gehofft hatte. Der schwere Boden eignet sich nur für den Futteranbau.

Nur wenige kleine Gebiete sind im ursprünglichen Zustand geblieben. Heute stehen diese Reservate unter Naturschutz und bieten vielen Tier- und Pflanzenarten eine Lebensgrundlage.

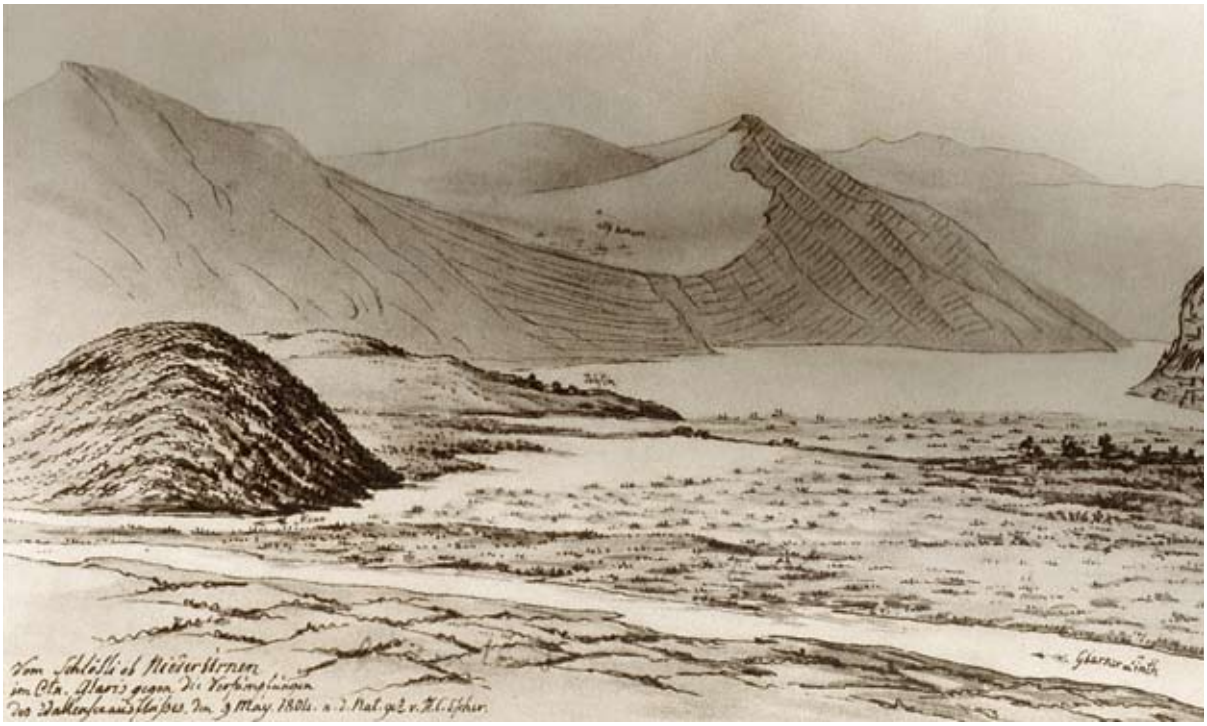
«Eidgenossen, euch sei er Vorbild»

Hans Conrad Escher von der Linth

Als Spross einer der reichsten und mächtigsten Zürcher Familien wurde Hans Conrad Escher am 24. August 1767 geboren. Der Vater Hans Caspar war Besitzer einer grossen Seidenfirma, die Mutter Tochter des Bürgermeisters Hans Caspar Landolt. Nach kurzer Leidenszeit am Gymnasium – er bekundete Mühe mit dem Latein – versetzte ihn sein Vater an die «Kunstschule», wo vor allem auf Geometrie, Physik und Zeichnen Gewicht gelegt wurde. Hier entwickelte sich Hans Conrad zu einem der besten Schüler. Mit 16 Jahren begann er sich in Studienaufenthalten in der Welschschweiz und im Ausland selber weiterzubilden. Von 1788 an arbeitete er im Betrieb seines Vaters. Zwei Jahre später heiratete er die Ratsherrentochter Regula von Orelli.

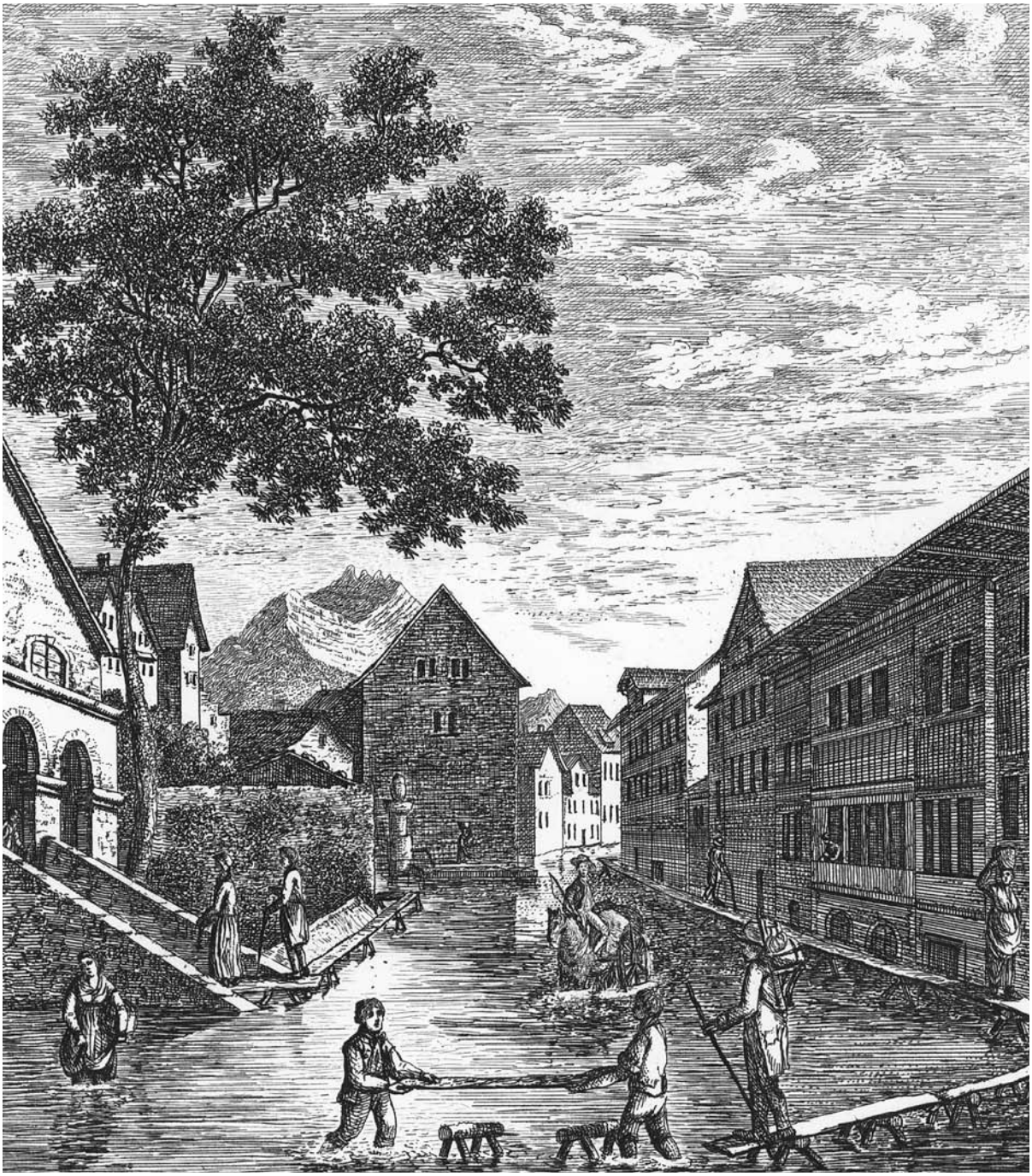
Als weit gereister und weltoffener Mann versuchte der junge Hans Conrad Escher von Anfang an die Welt zu verbessern. Als 1798 die Franzosen den Schweizern die «eine und untheilbare Helvetische Republik» aufzwangen, sah er seine Chance gekommen, als Politiker aktiv zu werden. Als Vertreter des mächtigen Zürcher Geldadels wurde er sogleich in verschiedene der neu eingerichteten Behörden gewählt. Er verstand es dort, Beziehungen zu knüpfen, die es ihm später erlaubten, das damals grossartigste Bauwerk der Schweiz auszuführen: die Linthkorrektion.

Weder Unfall noch Krankheit oder Familienfeste vermochten Hans Conrad Escher lange von seinem Werkplatz fernzuhalten. Hier in der Linthebene wollte er



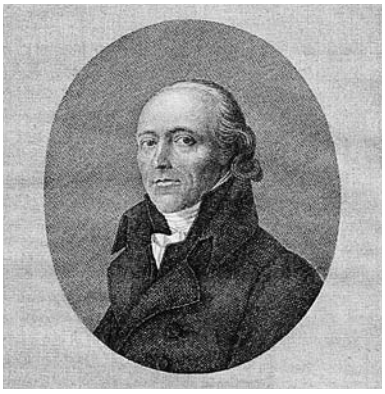
«Vom Schlössli ob Niederurnen im Ctn. Glarus gegen die Versumpfungen des Wallenseeausflusses».

«Im 3. May 1804 n. d. Nat. gez. v. H.C. Escher» (Landesarchiv des Kantons Glarus)



1809 stellte Escher der Zürcher Jugend die Überschwemmungen in Weesen mit einem Kupferstich vor. Dazu schrieb er unter anderem: «Ungeachtet die Strassen dieses Städtchens schon oft erhöhet wurden, um sie trocken zu legen, so seht Ihr sie doch hier unter zwei Fuss Wasser verborgen, daher die unglücklichen Einwohner längs den Häusern Gerüste errichten, und so vermittelst der Bretter, die darauf gelegt werden, einige Verbindung unter sich möglich machen. In allen Häusern, die nicht ganz neu sind und nicht schon zum Teil auf diesen hohen Wasserstand berechnet wurden, kann der gewohnte Eingang nicht mehr gebraucht werden, daher müssen viele Einwohner durch das Fenster in ihre Häuser eindringen.»

(Zentralbibliothek Zürich)



Hans Conrad Escher (1767 – 1823).

Als ihn einmal ein Arbeiter bei schlechtem Wetter fragte: «Herr Präsident, warum bleibet Ihr bei jedem Wetter draussen? Wenn ich so ein Herr wäre wie Ihr, liesse ich es mir daheim wohl sein», antwortete Escher: «Darum hat Euch wohl der Herrgott kein Geld gegeben, weil Ihr, wenn Ihr reich wäret, nicht arbeiten würdet.»

«lieber Sümpfe abgraben, als in Zürich regieren». Unzählige Wochen und Monate verzichtete der Fabrikantensohn auf das bequeme Leben im Kreise seiner Familie und Freunde. Dabei hatte er, besonders zu Beginn der Bauarbeiten, zahllose Schwierigkeiten zu bewältigen: «Sie fühlen sich als freie Landleute und wollen von ihresgleichen nicht kommandiert sein. Die Molliser warfen jüngst ihrem Aufseher, Major Zwicky, gegen seine Anweisungen protestierend, eine Hacke nach. Es steht übel mit der Disziplin im Glarnerlande. Auch beim Güterankauf machte ich vor einigen Tagen wieder schlimme Erfahrungen. Wir haben das Unglück, uns mit Menschen einlassen zu müssen, die wir aus der elendesten Lage retten sollen und die uns zum Dank dafür prellen, wo sie nur können.» Wir begreifen, dass Escher «bisweilen der Gedanke kam, wegzulaufen. Wenn ich dann aber wieder über die Biäsche spaziere und nach Weesen hineinsehe, dann fasse ich beim Anblick dieser Sümpfe allen Mut zusammen und sage mir selbst: Sie müssen doch weg!»

Nur das Vorbild, das Escher selbst gab, vermochte die Arbeiter zum Ausharren zu bewegen. Er scheute weder Kälte noch Nässe. Wo die schwierigsten Arbeiten im Gange waren, legte er selber Hand an. Auch er versank im Schlamm, sodass ihn die Arbeiter herausziehen mussten.

Selbst Verletzungen hielten ihn nicht im Büro zurück. Dadurch aber ruinierte er seine Gesundheit. Er starb am 9. März 1823, vier Jahre vor der Vollendung der Linthkorrektion.

Der Naturwissenschaftler Escher

Eine grosse Bedeutung kommt Escher auch als Naturforscher zu. Er sammelte über 10 000 Gesteinsproben und füllte 1500 grosse Blätter mit Notizen über seine Beobachtungen. Vor allem aber zeichnete er fast 1000 Landschaftsansichten, die nicht nur von wissenschaftlichem, sondern auch von grossem künstlerischem Wert sind.

Grosskraftwerk am Kistenpass

Linth-Limmern

Der Limmernboden war vor dem Bau des Kraftwerks eines der abgelegensten und am schwersten zugänglichen Gebiete unseres Kantons. Er liegt auf fast 1800 Metern Höhe, ist etwa 2,5 Kilometer lang und verläuft ziemlich eben. Sein Ausgang, das Limmerntobel, eine der wildesten Schluchten der Schweizer Alpen, ist sehr schmal, also für die Erstellung einer Staumauer gut geeignet. Schon zu Beginn des Jahrhunderts studierte man, ob die Energie des Wassers im Muttsee- und Limmernbodengebiet genutzt werden könnte. Geologen untersuchten die Gesteinsschichten. Sie stellten fest, dass sich der Limmernboden für einen Stausee nicht gut eigne, weil das Wasser durch Risse und Spalten im Fels abflösse.

Längere Zeit geschah im Limmerngebiet nichts; aber die Technik machte grosse Fortschritte. In den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts erklärten die Fachleute, man könnte durch Zementeinspritzungen die undichte Talflanke wasserundurchlässig machen und dann eine grosse Staumauer bauen.

Jetzt entschlossen sich die Nordostschweizerischen Kraftwerke, ein Gemeinschaftsunternehmen von neun Kantonen, das grosse Werk in Angriff zu nehmen. Am 30. März 1957 erteilte der Glarner Landrat die Bewilligung dazu, und im gleichen Jahr beschloss die Landsgemeinde, der Kanton Glarus solle sich an diesem Unternehmen beteiligen. Dies führte zur Gründung der Aktiengesellschaft «Kraftwerke Linth-Limmern AG».



Muttsee. Für «Linthal 2015» soll der Seespiegel mit einem Staudamm um 28 Meter angehoben werden.



Baustelle Staumauer mit Unterkunftsgebäude für die Bauarbeiter.

Nachdem der Baubeschluss gefasst war, galt es, Einrichtungen zu schaffen, um gewaltige Mengen von Zement, Stahl und anderem Material in diese schwer erreichbare Gegend zu bringen. Keine Schwierigkeiten bot der Ausbau der Strasse von Linthal ins Tierfehd. Von dort aus erstellte man drei Seilbahnen. Die grösste, mit 18 Tonnen Tragkraft, führte ins Kalktrittli oberhalb der Baumgartenalp. Von der Bergstation aus wurde ein fast drei Kilometer langer Tunnel gebohrt. An seinem Ende entstand für die mehreren 100 Arbeiter ein grosses Berghaus. Dort, wo die Mauer zu stehen kommen sollte, lagen Halden losen Gesteins. 300 000 Kubikmeter Schutt und Fels mussten abgetragen werden. Um ungestört arbeiten zu können, leitete man den Limmernbach um. Nun begann der Bau der Mauer. Sand und Kies gewann man im Limmernboden. Den Zement brachte die Bahn nach Linthal, wo er in grosse Kessel von 16 Tonnen Inhalt gesaugt wurde. Lastwagen führten die Kessel ins Tierfehd, und die 18-Tonnen-Bahn trug sie zum Eingang des Tunnels. Dort hatte man zwei Gleise gelegt, auf denen alte Tramwagen aus Zürich die Kessel zur Baustelle führten. In den Mischanlagen am Berghang wurden Kübel mit Beton gefüllt. An einem dicken, über das Tal gespannten Drahtseil oder am 80 Meter langen Arm eines Riesenkrans schwebten sie an die vorgesehene Stelle und entleerten dort ihren Inhalt.

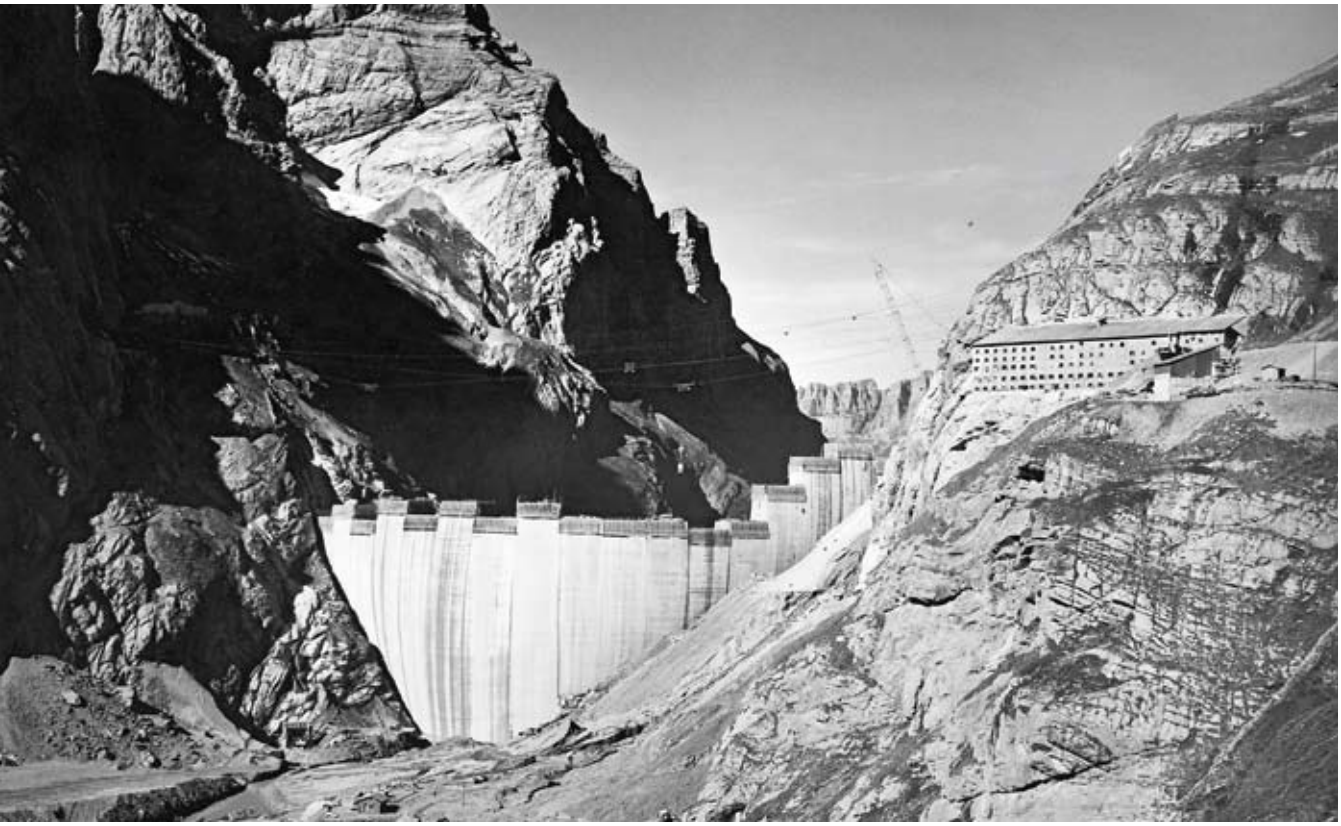
Im Sommer 1962 war die Mauer fertig. Sie ist fast 150 Meter hoch und benötigte 553 000 Kubikmeter Beton. Sie vermag 92 Millionen Kubikmeter Wasser zu stauen. Wenn der See voll ist, bildet er eine Zierde der grossartigen Landschaft. Der Limmernbach allein vermöchte ihn allerdings bei Weitem nicht zu füllen. Von allen Seiten leitet man dem See Wasser zu. Ein Stollen, der von der Klus an der Klausenstrasse bis in den Limmernsee führt, fasst die Wasser des Fätsch-, des

Oberstafel- und des Bifertenbaches. Das Wasser des Muttsees treibt die Turbine eines kleinen Werkes, bevor es in den Limmernsee fliesst. Allein, das genügt immer noch nicht. Auf der linken Talseite fasst man den Fiseten- und den Walenbach, auf der rechten den Durnagel und zuhinterst im Sernftal den Jetz- und den Wichlenbach und leitet alles Wasser durch Stollen in ein Ausgleichsbecken auf Hintersand.

Wird viel Strom gebraucht, so lässt man das Wasser von Hintersand auf die Turbinenräder in der Zentrale Tierfehd fliessen. Nachts und sonntags aber pumpt man mit dem überschüssigen Strom der Lauf- und Kernkraftwerke Wasser in den Limmernsee hinauf und schafft so Energievorräte für den Winter. Am meisten Strom liefert die Gefällstufe Limmernsee – Tierfehd. Über eine Höhendifferenz von mehr als 1000 Metern leitet der gepanzerte Druckschacht das Wasser in die Tiefe. Mit hoher Geschwindigkeit trifft es die Schaufeln der Turbinen im Maschinensaal der Zentrale Tierfehd. Dieser Saal ist eine riesige künstliche Felshöhle, 153 Meter lang, 26 Meter breit und 25 Meter hoch. Ausser den Turbinen sind dort auch die Generatoren und Transformatoren untergebracht.

Wenn das Wasser in der Zentrale gearbeitet hat, fliesst es in ein grosses Ausgleichsbecken. Dann wird es unter der Linth durchgeleitet und fliesst in einem Stollen zu einer weiteren Zentrale, die sich neben dem alten Fätschbachwerk befindet.

Alle Anlagen zusammen haben eine Leistung von 340 000 Kilowatt. Die Maschinen laufen allerdings nicht ständig voll. Dazu würde das Wasser bei Weitem nicht ausreichen. Das Linth-Limmern-Werk ist ein Speicherwerk. Nur wenn die andern Werke nicht genug Strom liefern können, lässt man alle Turbinen voll lau-



Baustelle Staumauer kurz vor der Vollendung.





Oben: Limmernstausee.

Unten: Für die Transporte durch den Zugangstunnel zur Baustelle wurden ausgediente Trams der Zürcher Verkehrsbetriebe eingesetzt.

fen. Dies trifft vor allem im Winter zu. Von den 350 Millionen Kilowattstunden, die das Kraftwerk Linth-Limmern im Jahr erzeugt, sind denn auch drei Viertel wertvolle Winterenergie. Das ist mehr, als wir im Glarnerland brauchen. Fernleitungen an hohen Gittermasten führen die elektrische Energie talauswärts. Im Unterwerk Grynau in der Linthebene kommen Leitungen von verschiedenen Kraftwerken zusammen. Diese Schalt- und Transformatorenanlage dient dazu, die elektrische Energie so zu verteilen, wie sie gebraucht wird.

Der ständig steigende Stromverbrauch im In- und Ausland hat dazu geführt, dass für die Zukunft gewichtige Ausbaupläne für das Linth-Limmern-Werk bestehen:

Bereits im Bau befindet sich das neue Pumpspeicherwerk Tierfehd. Es wird auf dem Areal der bestehenden Zentrale Tierfehd erstellt. Mit diesem Werk kann das bereits zur Stromproduktion benutzte Wasser aus dem Ausgleichsbecken Tierfehd wieder in den Limmernsee hinaufgepumpt und in Spitzenverbrauchs-Zeiten nochmals für die Produktion von Strom eingesetzt werden. Der Bau dieser Anlage dauert rund vier Jahre und kostet etwa 100 Millionen Franken.

Ein wesentlich grösseres und bedeutenderes Ausbauprojekt läuft unter dem Namen «Linthal 2015». Ein neues Pumpspeicherwerk soll Wasser aus dem Limmernsee in den 630 Meter höher gelegenen Muttsee zurückpumpen und bei Bedarf wieder zur Stromproduktion verwenden können. Die Seehöhe des Muttsees wird mittels einer Staumauer um 28 Meter erhöht, sein Fassungsvermögen steigt dadurch von 9 Millionen auf 25 Millionen Kubikmeter.

Am Fusse der Staumauer des Limmernsees entsteht 600 Meter im Bergesinnern eine neue Kaverne für die Maschinengruppen des Pumpspeicherwerkes. Zwei parallel geführte Druckschächte verbinden den Muttsee und zwei 500 Meter lange Unterwasserstollen den Limmernsee mit dieser Zentrale. Der Zugang zur Kavernenzentrale erfolgt über einen vier Kilometer langen Stollen vom Tierfehd her. Dieser Stollen wird mit einer Standseilbahn ausgerüstet.

Für die geplante Leistung der neuen Pumpspeicherwerke genügt das heutige Ausgleichsbecken im Tierfehd nicht. Nördlich des Betriebsgebäudes ist ein zusätzliches Ausgleichsbecken vorgesehen, das eine ähnliche Fläche wie das bestehende aufweist. Ausserdem muss die 220-Kilovolt-Freileitung zwischen Linthal und Grynau ergänzt werden mit einer 380-Kilovolt-Leitung zwischen Linthal und Sool, wo diese an die bestehende 380-Kilovolt-Leitung vom Vorab her angeschlossen wird.

Für die Realisierung dieser Werke wird mit einer Planungs- und einer Bauzeit von je fünf Jahren gerechnet, die Investitionskosten betragen rund eine Milliarde Franken.

Fritz Kamm erinnert sich

Am Ursprung der Linth

Wo Wasser in einem See ruht oder wo es in Bächen fliesst, da muss ich hinschauen, da komme ich nicht leicht davon los. Dieses Urelement, das im Gegensatz zum starren Fels und zur festen Erde sich bewegt, fliesst, strömt und rauscht, erfüllt mich mit Bewunderung und Freude. So hat es mich denn immer wieder zu den mächtigsten Bächen unseres Tales, den Quellbächen der Linth, gezogen.

Meine Wanderungen begannen in Linthal. Auf der linken Seite der Linth zog ich über die Brücke des schäumenden Fätschbaches ins Fätschli und durch das tiefeingeschnittene Waldtobel. Ohne von Ufermauern beengt zu sein, Seitenarme bildend und durch Auenwälder fliessend, erfüllte hier die Linth als kräftiger Bergfluss das Tobel mit Rauschen und Schäumen. Vor der Reitimatt weitet sich der Talgrund. Hier strömte die Linth still über grauen Kies und Sand. Dann bot sich dem Auge ein fesselndes Bild. Über die Felswände der Altenorenalp stürzten die Wasser des Schreyenbaches in die Tiefe, in Schleier verwehend, unsäglich schön. Der Weg führte so nahe beim stiebenden Wasserfall vorbei, dass ich wacker bestäubt wurde. Und von der Baumgartenalp am rechten Talhang zog sich das weisse Band des Wildwüestibaches über die Felsen herunter. Zuhinterst im Tale stand ich dann plötzlich vor den senkrechten Felswänden der Linthschlucht. Aus ihr quoll das Gletscherwasser mächtig und ruhig hervor. Aus dem Licht trat ich in den tiefen Schatten. Die Kühle und Steile der himmelhohen Felsenwelt liessen mich erschauern und still werden.



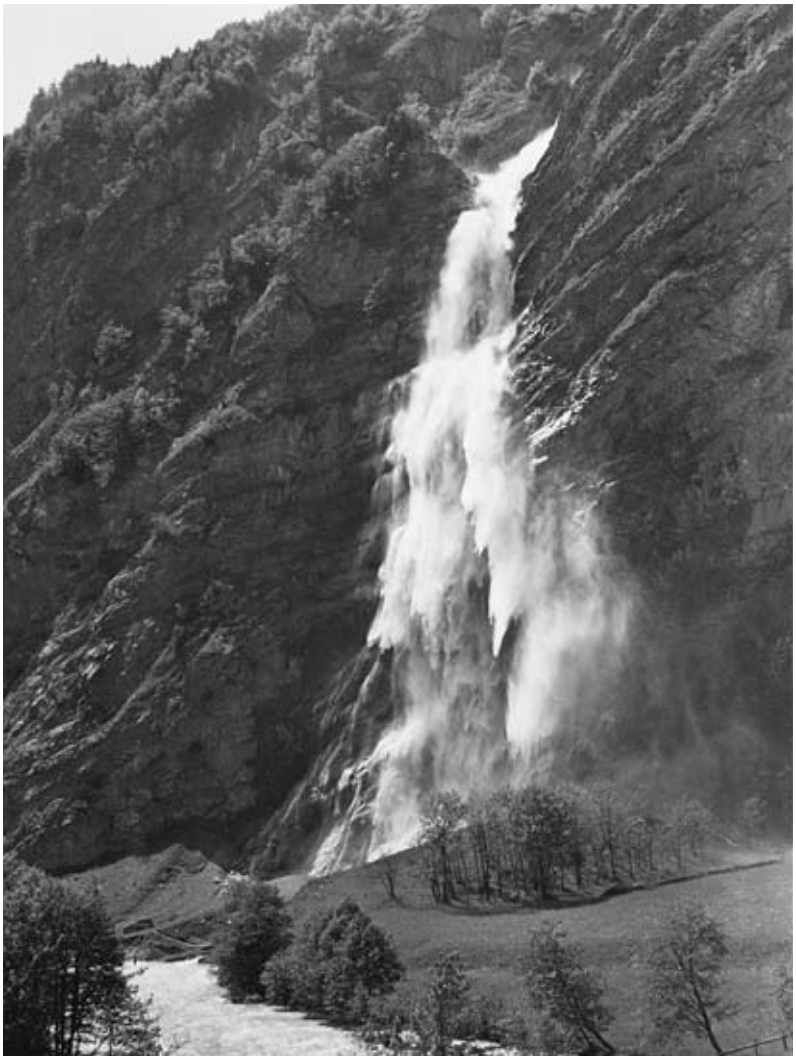
Dann stieg ich bergan zur Pantenbrücke. Der Blick in die Tiefe gehörte zum Erregendsten der Wanderung. Welch ein Brodeln und Wirbeln, Stürzen und Schäumen erfüllte die Schlucht! Und weiter hinten flossen von links die Wasser des Limmernbaches und von rechts die des Walenbaches hinzu. Auch noch weiter oben, überall waren die Täler erfüllt und belebt vom glitzernden, rauschenden Wasser. So war es einst.

Wie ist es heute? In den Jahren 1957 bis 1964 wurde das Linth-Limmern-Werk gebaut. Wohl alle Glarner waren mit diesem Werk einverstanden. Ich brauche Strom, du brauchst Strom, wir alle können auf diese Energie nicht verzichten. Wenn sich ein solch teures Werk lohnen soll, muss man mit viel Wasser viel Strom erzeugen. Um den Stausee zu füllen, genügte der Limmernbach nicht. Darum fasste man alle grösseren Wasserläufe, vom Fätschbach an der Klausenstrasse bis zum Jetzbach am Panixerweg. 1957 beschloss der Landrat mit zwei Stimmen Mehrheit, den Schreyenbach trockenzulegen. In der Linthschlucht wurde ein Wehr errichtet, welches das Restwasser der Linth auffing.

Damit waren mit den Quellbächen der Linth, wie übrigens mit vielen andern Bächen bei weiteren Kraftwerkbauten, grosse Veränderungen geschehen. Unterhalb der Wasserfassungen trockneten die Bachbette grösstenteils aus.

Technik und Natur in der Linthschlucht: Das Stauwehr, das beim Bau des Limmernwerkes in die Schlucht gebaut wurde, wird bei «Linthal 2015» wieder abgebrochen.

Schreyenbachfall im Tierfehd vor dem Kraftwerkbau.



Zwischen der Linthschlucht und der Einmündung des Brunnengüetlibaches lag das Linthbett trocken und öde da. Und wenn der Wanderer durch das Tierfehd oder die Bergtäler schritt, in welchen das Rauschen des Wassers verstummt war, stiegen in ihm drängende Fragen auf: Das Werk ist wichtig, sicher, aber ist man mit dem Trockenlegen der Bäche nicht zu weit gegangen? Wenn nur zwei Landräte 1957 anders gestimmt hätten, würde der Schreyenbach heute noch stieben! War es wirklich notwendig, die Linthschlucht durch ein Wehr zu verunstalten? Sollte im Tierfehd nicht wieder Wasser fliessen?

Allmählich wurde es immer mehr Menschen bewusst, dass nicht nur die Technik wichtig ist, sondern dass es auch gilt, eine möglichst unversehrte Landschaft zu erhalten. Dieses Umdenken hat auch bei der Linth zu einem bescheidenen Erfolg geführt. Von Mitte Mai bis Mitte Oktober fliessen nun wieder 300 Liter Wasser in der Sekunde durch die Linth. Du sagst: Das ist wenig. Einverstanden, aber verglichen mit der trockenen Linth ist das doch ein grosser Unterschied: Es «wässerlet» wieder, die Linth lebt wieder.

Freilich, ein Flussabschnitt, der nicht das ganze Jahr Wasser führt, ist kein richtiges Gewässer. Die Fische steigen nicht in ihn hinauf, weil sich Algen und Kleintiere nur da ansiedeln, wo immer Wasser fliesst. Wer weiss? Vielleicht kann auch dieses Begehren einmal erfüllt werden.

Am besten studierst du diese Fragen an Ort und Stelle. Packe den Rucksack, fahre nach Linthal, wandere der Linth entlang. Stell dir den stiebenden Schreyenbach vor. Betrachte die Linthschlucht mit ihrem Wehr. Besuche aber auch die eindrucksvolle, in die Felsen verlegte Kraftwerkzentrale und hoch über dem Tierfehd die mächtige Staumauer des Limmernsees. Dann machst du dir Gedanken.

Technik verändert die Landschaft



Die Kraftwerkanlage im Tierfehd vor dem Bau des zweiten Ausgleichsbeckens nördlich der Zentrale.

Bahnhof Mühlehorn.



Braunwald, Gruppenumlaufbahn.





Fabrikkanal der Daniel Jenny & Co. in Haslen.



Die höchstgelegene Hochspannungsleitung Europas schwingt sich vom Laaxerstöggli über Nideren nach Elm hinunter.

Energie- und Verkehrsfluss im Molliser Riet.





Tiere und Pflanzen

Naturforscher und Lehrer

Oswald Heer (1809–1883)

Oswald Heer wurde in Niederuzwil geboren, wo sein Vater als Pfarrer amtete. 1811 siedelte die Familie nach Glarus und sechs Jahre später nach Matt über. Hier verlebte er zusammen mit acht Geschwistern und Schülern des Vaters, der im geräumigen Pfarrhaus ein privates Erziehungsinstitut führte, eine glückliche Jugendzeit. Im Buchenwald über dem Dorfe bauten sich die Knaben Hütten. Der Mutter bettelten sie altes Geschirr ab, und das Robinsonleben konnte beginnen. Der Wald lieferte Holz zum Kochen, Beeren und Haselnüsse zum Dessert. Vom April bis im September badeten des Pfarrers «Studenten» im Sernf. Im Winter schlitteten sie den Kirchrain hinunter. Zur täglichen Arbeit gehörten das Ziegenmelken und die Pflege der Bienen.

Kein Wunder, dass sich im jungen Oswald schon früh die Liebe zur Natur regte. Er versuchte Elstern, Falken, Murmeltiere und Füchse zu zähmen. Unermüdlich streifte er in den Kleintaler Bergen umher und sammelte Schmetterlinge und Käfer, Steine und Pflanzen. Einmal entdeckte der kurzsichtige Knabe auf der Berglialp ein seltenes Stängelkraut, wie er meinte, und griff zu. Da fuhr eine Kreuzotter gegen seine Hand, die er noch rechtzeitig zurückziehen konnte.

Im Herbst 1828 zog Oswald Heer nach Deutschland, wo er an der Universität in Halle Theologie und Naturwissenschaften studierte. Drei Jahre später verzichtete er auf eine Pfarrstelle in Schwanden zugunsten eines Auftrages, in Zürich eine grosse Insektensammlung zu ordnen. Bald danach wurde er Professor für Botanik und Insektenkunde an der Universität Zürich und Direktor des Botanischen Gartens, später auch Professor für Botanik am Eidgenössischen Polytechnikum, der heutigen ETH. Damit begann eine steile Laufbahn als Lehrer und Forscher. Auf zahlreichen Wanderungen und Besteigungen, oft begleitet vom treuen Matter Bergführer Johann Maduz (1800–1861), studierte er die Pflanzen- und Tierwelt der Alpen. Im Sommersemester zog Heer mit den Studenten fast jede Woche aus, bald nur in die Umgebung der Stadt, bald längere Zeit in die Berge. Manchmal schloss sich sein Freund und Kollege Arnold Escher von der Linth (1807–1872) mit seinen Geologen an. Dann war eine stattliche Schar von «Hammerschwingern» und «Büchsenträgern» beieinander.

Nahezu 300 gedruckte grössere und kleinere Abhandlungen zeugen von einer unermüdlichen Forscherarbeit. Die Doktorarbeit galt der Pflanzengeografie des Glarnerlandes. Dann verfasste er in Zusammenarbeit mit dem Juristen und Historiker Dr. Johann Jakob Blumer die erste grundlegende Beschreibung des Kantons Glarus, die 1846 in der Reihe «Gemälde der Schweiz» erschien. Bedeutender noch sind seine Pionierleistungen zur Erforschung der versteinerten Überreste von Insekten und Pflanzen. «Die Urwelt der Schweiz» kam in mehreren Auflagen und Sprachen heraus. Darin beschreibt er die Pflanzen- und Tierwelt ausgewählter Landschaften längst vergangener Zeiten. Als guter Zeichner entwarf er für dieses Buch aufsehenerregende Illustrationen.



Der junge Oswald Heer.
Anonymes Aquarell
(Landesarchiv des Kantons Glarus)

Oswald Heer war Ehrendoktor verschiedener Universitäten, Ehrenmitglied zahlreicher Gesellschaften und Träger vieler Medaillen, Orden und Ehrenpreise. Zahlreiche versteinerte Pflanzen und Tiere wie auch ein Gipfel auf Spitzbergen und ein Kap auf Grönland tragen seinen Namen. Aber im Herzen blieb Heer der bescheidene Sohn der Berge. Als ihm die Stadt Zürich das Ehrenbürgerrecht verlieh, erkundigte er sich zuerst, ob er nicht das Glarner Bürgerrecht verliere. Sonst hätte er auf die Ehrung verzichtet. Eine Gedenktafel am Pfarrhaus in Matt erinnert an den berühmtesten Glarner Naturforscher.

Sage

D Beergli-Aatere

Es isch emaal e faarede Schüeler uff d Beerglialp ufechuu und ine Hütte ggange. Es wirt schätz ke Ryche gsii sii, drum het er em Sänn ettis z esse gheuschet, dr Gottswille. Aber dr Sänn isch e herte Dingeler gsii und het gseit: «Chumm mer a d Chilbi, du Strolch!»

Uff daas gaat dr Schüeler i ds Chrauchtel übere und tänggt: «Sine, gänds mer det ä nüüt?» Aber die im Chrauchtel heid em ggii, so vil er het möge, Schotte und Ziger und vum überplibne Fänz, und heid ne gfraaget, eb er well übernacht sii.

Abem Znacht hogged dr Sänn und dr Zuesänn und dr Chnecht mitem Schüeler um ds Füür umme und heid Chuurzwyl. Dr Schüeler seit: «E schüüneri Alp gits doch wyt umme keini as ds Chrauchtel.» – «Mir meinteds au», seit dr Sänn, «wä mer nu nüd mit dene chogen Aatere plaaget wäärед! De byssed ds Vee i d Bei und suuged de Chüene d Milch ussem Uuter use. Das Eertigischt isch, as die uff Beergli kei händ.» – «Ssoo? – Heid si kei dänne?», fraaget dr Schüeler. Sust seit er nüüt.

Aber am Morged isch er uffene Büchel ufe und het det oben allerhand Faxe gmacht und Ring ggschlage und d Aatere us em Chrauchtel uff Beergli übere pannt, as me ietz im Chrauchtel kei mi gsiit und all überänne sind.



Gamswild

Ein strahlend heller Wintertag erwartet uns im Freiberg. Einmal mehr steige ich hinauf ins Winterrevier der Gämsen. Von einer Grathöhe aus beobachte ich einige Tiere, die auf dem windgefegten Plateau am Rande eines Felsabbruchs mühsam ihre Tagesration hervorscharren. Die Gamsbrunft mit den rasenden Verfolgungsjagden der Böcke ist mit dem Dezember zu Ende gegangen. Aber immer noch stolziert ein starker Bock mit gesträubtem Haar und geblähten Nüstern im Rudel herum. Hinter dem Gipfel liegt ein besonnter und oft freigewehter Hang, der einem Rudel von gut 30 Stück einen guten Wintereinstand bietet. Prachtvoll heben sich jetzt die Gamstiere in ihrem kohlschwarzen Winterkleid vom schattenblauen Hintergrund der gegenüberliegenden Bergkette ab. Wenn man das Gelände und den Einstand kennt, kann man das Rudel gut beobachten, ohne es zu stören. Und dies ist jetzt besonders wichtig. Das Bergwild hat zu dieser Zeit grösste Rücksicht durch den Menschen nötig.



Gämse in typischer Umgebung.

An einem warmen Sommertag Anfang Juli steige ich vom Chärpfstäfeli hinauf zum Gratrücken am Sunnenberg. Bald finde ich auf den letzten Firnschneeresten die scharfkantigen Fährten der Gämsen. Wie ich über einen Abbruch hinausgucke, liegt das grosse Rudel gerade unter mir. Die Tiere lagern am untern Rand einer versteckten Geländemulde. Ausser dem Pfad, den ich gekommen bin, können sie jeden Zugang zur Mulde überblicken, dennoch sind sie gegen Blicke aus jeder Richtung geschützt.

Der obere Teil der Mulde ist noch mit einem Schneefeld angefüllt, aber ringsum wächst schon kräftiges Gras; die darin eingebetteten Sträucher der Alpenrosen sind gerade am Aufblühen: ein idealer Platz für das 40-köpfige Rudel, das ausschliesslich aus führenden Geissen und einzelnen Jährlingen besteht.

Die Kitze sind jetzt anderthalb Monate alt, so richtig im verspielten Alter. Die meisten lagern bei ihren Müttern, einige aber sind ausgerissen und tollen miteinander über das Firnfeld hin und her. In übermütigen Sprüngen geht's darüber hinweg, sodass der Schnee hoch aufspritzt. Die Kitze tragen ein dunkelbraunes Haarkleid mit einem schwarzen Rückenstreifen und schwarzen, schmalen Läufen. Die Sommerfarbe der erwachsenen Gämsen hingegen ist ein Hellbraun, zu dem die dunklen Augenstreifen, der schwarze Rückenstreifen und die kräftigen schwarzen Läufe einen Kontrast bilden. Die meisten Muttertiere tragen hohe, prachtvolle Krickel. Häufig geben die Kleinen durch ein ungestümes Stupfen zwischen die Hinterläufe der Mütter zu verstehen, dass sie saugen möchten. Interessanterweise lassen sie die Geissen nur von der Seite her ans Gesäuge, nie aber von hinten.

Auch am gegenüberliegenden Steilbord ruhen einige Gämsen, ihre Kitze neben sich, und sichern in die Tiefe der steil abfallenden Felswände. Es ist ein schönes und friedliches Bild, wie das Rudel hier ruht und wiederkäut, geborgen in seinem Sommerrevier abseits der Touristenwege, ein Bild, wie es wohl nur unser Freiberg vermitteln kann.

Murmeltiere am Risetenpass

Muntere Höhlenbewohner

Schon während des Aufstiegs zum Risetenpass hatte ich Gämsen in den steilen Hängen, auf schmalen Borden und übertiefen Klüften an den Risetenhörnern auf- und absteigen, hin und her wechseln gesehen. Wie sicher sie sich bewegten, wie elegant und kraftvoll ihre gedrungenen Körper über Schründe schnellten! Oben auf dem Grat schaute eine stolz in den jungen Tag hinein.

Eigentlich hätte man auch Munggen sehen oder hören müssen, doch kein Pfiff durchstach die Stille. Dort vorn an der warmen Morgensonne dürfte es welche haben. Und so war es auch. Etwas Kleines, Dunkles bewegte sich um einen grossen Stein, huschte hin und her, tauchte in den Boden, kam wieder hervor und trieb pausenlos sein munteres Spiel. Was ich für einen Stein gehalten, war ein graubrauner, wohlgenährter, alter Mungg, der aufrecht hockend das Treiben seines Jungen überwachte. Ich erhob mich, machte mich auf den Weg, der am Spielplatz vorbeiführte, und erwartete den Warnpfiff. Nichts. Nur ein Ruck straffte den Körper des Alten, und das Spiel ging weiter. Da lockte mich der Versuch, die Wachsamkeit des Wächters zu prüfen und möglichst nahe an die munteren Gesellen heranzukommen. Die Luft war still, der Weg bequem, und langsam schob ich Fuss vor Fuss. Dann und wann bewegte sich der Alte, etwas schien ihm nicht ganz geheuer, aber er pfiff nicht. Als ich mich auf etwa 30 Meter genähert hatte, duckte er sich, schaute nochmals rundum, tauchte lautlos in seine Höhle ein und kam nicht wieder. Verdutzt schaute ihm das Junge nach, folgte ihm aber nicht, sondern gab sich nach kurzer Pause aufs Neue seiner ungehemmten Bewegungslust hin. Auch ich setzte meine Übung fort, rückte näher und näher, und als der Kleine im Bau verschwand, nutzte ich den Augenblick und kam bis auf wenige Meter an die «Schübi» heran. Das war nun aber auch dem Kleinen zuviel. Hervorgucken und Verschwinden waren eins.

Ich war mit meinem Erfolg zufrieden. Unmittelbar über der frisch gescharrten Höhle blieb ich noch etwas stehen. Da, was war das? Lautlos erschien 10, 15 Zentimeter unterhalb meiner Schuhspitze das junge Murmeltier. Es drehte das Köpfchen nach links, schaute zu mir herauf und verharrte zwei, drei Minuten in dieser Stellung. Auch ich rührte mich nicht und wagte kaum zu atmen. Ein kugelrundes, pechschwarzes Äuglein blickte mich unverwandt an, und unter dem feinen, bläulichgrauen Fell sah ich deutlich die Atembewegung. Lautlos, wie es gekommen, liess sich das Tierchen rückwärts in die Höhle zurückgleiten. Bevor ich einen Entschluss gefasst hatte, schob es schon wieder seinen schlanken Leib zur Hälfte aus der Höhle, blickte wieder ein Weilchen zu mir auf, verschwand und kam fünfmal wieder, und vielleicht hätte es 15-mal seiner Neugier nachgegeben, hätte ich ihm den Gefallen getan, so lange zu warten.



Murmeltier auf Futtersuche.



Ein etwa 8-jähriger Steinbock im Sommerkleid.

Einst ausgerottet: der Steinbock

Opfer des Aberglaubens

Auch das Steinwild hat im Freiberg Kärpf eine neue Heimat gefunden. Ende der 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts wurden neun Stück aus einer Bündner Kolonie hier ausgesetzt. Nun ist ein gesunder, stolzer Bestand von 80 Tieren daraus geworden, der rund um den Kärpf an seinen einmal gewählten Einständen festhält.

Im Winter dem Bergwild nachzuspüren, ist mühsam und gefährlich. So bin ich auch heute allein unterwegs. Meine Skier habe ich unten am Alpboden zurückgelassen und steige nun zu Fuss, mit den Skistöcken als Stütze, den steilen, hart gefrorenen Berghang hinan. Ich raste auf einem Vorsprung und suche mit dem Feldstecher den Wintereinstand der Steinböcke ab, eine südwärts gerichtete Felsflanke. Wie üblich sind die einzelnen Gruppen über die ganze Wand verteilt, ziehen äsend über die abschüssigen Grasbänder oder ruhen auf Felsvorsprüngen. Sie tragen jetzt ihr dichtes, dunkelbraunes Winterkleid. Nur der Bauch ist schneeweiss.

Drüben in einer gelbbraunen, verwitterten Wand steht ein Grüppchen Geissen und Kitze und lässt sich die Sonne auf den Pelz scheinen. Eine Geiss springt mit zwei, drei Sprüngen auf einen Felsturm und äugt neugierig zu mir herüber. Einige junge Böcke klettern unstet in den Felsen umher. Eine alte Geiss, die höher oben über ein Band wechselt, warnt mit zischenden Pfiffen das Rudel. Vom Gipfelgrat queren drei starke Böcke in den Einstand. Einer richtet sich auf einem Fels stolz auf und schaut zu mir herunter. Ganz in der Nähe ruht der «Alte», ein schwerer Bock mit mächtigen, weitgeschwungenen Hörnern, und blickt mich mit seinen bernsteinfarbenen, glänzenden Augen unverwandt an.

Die Tage um Weihnachten und Neujahr sind die Brunftzeit des Steinwildes. Die Kämpfe der Böcke, bei denen sie sich auf den Hinterläufen aufrichten und die Gehörne mit voller Wucht gegeneinander schmettern, sieht man aber nur selten.

In eine sonnige Felsnische gelehnt, packe ich meine Verpflegung aus dem Rucksack und koche mir einen Kaffee. Später verlasse ich still meinen Platz, ohne die Tiere zu stören, und steige rasch dem Tal zu, in dem schon schattenblau die Winterdämmerung liegt.

Heute finden wir wieder Steinwild am Kärpf, am Leiterberg, beim Panixerpass, am Foostock, im Schilt-, Glärnisch- und im Wiggisgebiet. Nur am Kärpf hat eine Aussetzung stattgefunden (1958), die anderen Tiere sind zugewandert oder haben sich von der «Kärpf-Kolonie» abgespalten. 2007 wurde der Bestand auf rund 380 Tiere geschätzt.

«Wandelnde Apotheke»

1550 wurde im Glärnischgebiet der letzte Steinbock im Glarnerland geschossen. Zwei Gründe haben zu seiner Ausrottung geführt: menschlicher Aberglaube und fehlendes Fluchtverhalten der Tiere. Der Alpensteinbock kennt keine natürlichen Feinde, vor denen er sich nicht mit wenigen Schritten in exponierte Felspartien in Sicherheit bringen könnte. Vor einem Flintenschuss schützt solches Verhalten jedoch nicht. Aberglaube war der Hauptgrund für das frühe Verschwinden der stattlichen Tiere. Warm getrunkenes Blut («Herzblut») eines frisch erlegten Steinbockes sollte Kraft verleihen. Frisch aufgeschnittene Bezoare – verhärtete Kugeln aus Haar- und Pflanzenfasern aus dem Vormagen der Wiederkäuer –, auf Bisswunden aufgedrückt, schützten angeblich vor Tollwut. Ein Tränklein, zubereitet mit dem Pulver aus gemahlenen Hörnern, galt als Potenzmittel. Das «Herzkreuzchen», einen Knorpel aus dem Herzen der Tiere, trug man als glückbringendes Amulett. Der Steinbock wurde gewissermassen als «wandelnde Apotheke» betrachtet und erbarmungslos gejagt.

Steinböcke sind neugierig und wenig scheu.



Früher verfolgt – heute in gesunden Beständen

Die bewegte Geschichte des Steinadlers

«Der Steinadlerhorst im Durnachtal ist besetzt. Zwei Eier liegen im Horst.» Diese Mitteilung erhielt der Schaffhauser Naturforscher und Adlerspezialist Carl Stemmler im Mai 1930 von Wildhüter Steinmann aus Linthal. Stemmler fuhr mit dem Zug ins Glarner Grosstal und stieg mit dem Wildhüter zur markanten Gibelwand auf, in welcher der Adlerhorst in einer gut geschützten Felsnische lag. Statt der zwei Eier fanden sie einen schneeweissen, etwa faustgrossen jungen Adler, der kaum einen Tag alt sein mochte. Das Heranwachsen des Jungadlers und die behutsamen Fütterungen durch seine Eltern wurden während weiterer Besuche von Stemmler genau dokumentiert, bis der ausgewachsene König der Lüfte schliesslich Ende Juli den Horst verliess.

Zu jener Zeit gab es im Kanton Glarus höchstens fünf Adlerpaare, für die ganze Schweiz schätzte Stemmler den Bestand auf 50 Paare. Das war nicht viel. Man befürchtete damals, die Steinadler würden aussterben. Mit seinen Horstbesteigungen in der ganzen Schweiz sammelte Stemmler Informationen über die Adler, um sie besser schützen zu können. Steinadler galten zu jener Zeit als Schädlinge, weil sie Murmeltiere und Gamskitze und ab und zu ein Lamm erbeuteten. Es wurden sogar Geschichten über kinderraubende Adler erzählt. Für den Abschuss von Steinadlern bezahlte man Prämien. Andere Beutegreifer wie der Braunbär, der Wolf, der Luchs oder auch der harmlose Bartgeier waren als Folge dieses Denkens zu jener Zeit bereits ausgerottet. Dank des immer besseren Wissens über die Lebensweise der sogenannten Raubtiere änderte sich diese Einstellung im Verlauf des 20. Jahrhunderts. So durfte der Steinadler im Kanton Glarus ab 1945 und ab 1953 in der Schweiz nicht mehr gejagt werden, was zu einer langsamen Erholung des Adlerbestandes führte. Zusätzlich nahmen auch die Bestände der Murmeltiere und Gämsen, seiner wichtigsten Beutetiere, stetig zu.

Für einmal nicht Jäger, sondern Beute: der Fuchs im Adlerhorst. Mutter mit 3-wöchigem Jungadler.





Adulter Steinadler im Aufwind kreisend.

Im Glarnerland zählen wir heute wieder zwölf Adlerpaare, die sich auf folgende Gebiete verteilen: Oberseetal, Dejenstock, hinteres Klöntal, Nüenchamm, Schilt, Mülibachtal, Chrauchtal, Elm, Bischof, Mettmen, Durnachtal und Urnerboden. Berücksichtigt man den beträchtlichen Flächenanspruch eines Paares von 30 bis 90 Quadratkilometern für sein Revier, so bleibt für weitere Adlerpaare im Glarnerland kaum mehr Platz: Dies trifft für die ganze Schweiz zu. Für den 1971 verstorbenen Carl Stemmler, der zu der positiven Entwicklung wesentlich beigetragen hatte, wäre dies sicherlich eine grosse Genugtuung gewesen.

Wer den majestätisch anmutenden Steinadler im Flug beobachtet, ihn vielleicht gar im sausenden Sturzflug erlebt oder den mächtigen Muttervogel zusammen mit dem flaumigen Jungadler am Horst erspäht, wird diese Freude teilen. Steinadler sind Hinweise auf intakte, unberührte Gebirgslandschaften, die in der heutigen, intensiv genutzten Welt immer wertvoller werden. Das Glarnerland hat zum Glück besonders viele davon.

Systematik
Ordnung: Greifvögel;
Familie: Habichtartige; Gattung echte Adler.

Körperbau
Flügelspannweite eines Weibchens: 2 bis 2,30 Meter, Gewicht: 3 bis 6,6 Kilogramm. Flügelspannweite eines Männchens: 1,9 bis 2,1 Meter, Gewicht: 2,8 bis 4,6 Kilogramm. Beine vollständig befiedert, dolchartige Krallen. Färbung: Jungadler kontrastreich dunkel mit weissen Flecken in Flügel und Schwanz; Altadler (ab 4 Jahren) goldbraun kontrastarm gefärbt.

Entwicklung
Eiablage (1 bis 2 Eier) Ende März, Schlupf nach 42 Tagen. Nestling wächst während 11 Wochen im Horst, ist dann ausgewachsen (adult). Bettelflugphase bis im Oktober/November, dann geht der Jungadler für 4 Jahre auf «Wanderschaft».

Lebensweise
4- bis 5-jährige Adler verpaaren sich ein Leben lang (Monogamie) und verteidigen ein Territorium von 30 bis 90 Quadratkilometern Fläche gegen Artgenossen. Jagdgebiete liegen über der Waldgrenze. Hauptbeute sind Murmeltiere, Kitze von Gämsen und Steinböcken, Birk- und Schneehühner, Schneehasen. Beutetiere werden im Sturzflug mittels der scharfen Krallen sofort getötet und zum Horst oder Kröpfplatz getragen.

Verbreitung und Bestand
Steinadler leben in den Gebirgszonen der nördlichen Erdhalbkugel, in Europa über die Alpen hinaus auch in den Pyrenäen, dem Apennin, den Karpaten, dem Kaukasus, in den Bergen von Schottland und Skandinavien. Bestand der Alpenpopulation: 1300 Paare. Bestand in der Schweiz: 320 Paare.

Wieder da

Der Luchs

Die Sooler Jäger Heinrich Jenny und Heinrich Luchsinger fingen 1725 drei Luchse, wofür sie von den «Gnädigen Herren» ein zünftiges Schussgeld nebst einer Extra-Entschädigung erhielten, weil sie mit den Tieren «etwas Mühe gehabt» hatten. Von diesem Zeitpunkt an liest man keine Aufzeichnungen mehr über das Vorkommen des Luchses im Glarnerland. 257 Jahre später, im März 1982, entdeckten Glarner Förster im Gebiet Klöntal–Schwammhöhe–Sackberg erstmals wieder Spuren der grossen Katze. Wie ist es dazu gekommen?

1971 war auf das Bestreben des Obwaldner Oberförsters und «Luchsvaters» Leo Lienert die erste offizielle Aussetzung von wilden Luchsen in der Schweiz gelungen. Weitere erfolgreiche Einbürgerungen in den Alpen und im Jura folgten. Die Anzahl freigelassener Tiere – sie stammten aus den slowakischen Karpaten – war überall gering, in den Schweizer Alpen und im Jura waren es offiziell je vier Tiere. Zusätzliche Freilassungen erhöhten diese Zahl auf 14 bis 16 für die Alpen und acht bis zehn für den Jura. Die Tiere vermochten ihren Bestand nicht nur zu halten, sondern sogar zu vergrössern. Zehn Jahre nach den ersten Aussetzungen wurde ihr Bestand gesamtschweizerisch auf 100 Einzeltiere geschätzt. Auf der Suche nach einem geeigneten Lebensraum wanderte dann wohl eines Tages der erste Luchs über den Pragelpass in unseren Kanton ein.

In den folgenden Jahren zählten die Wildhüter regelmässig Luchse in unserem Kantonsgebiet, im Freiberg kam es sogar einmal zu Nachwuchs. Die Ausbreitung der Luchse schien aber ab Mitte der 80er-Jahre zu stagnieren, die Populationen konzentrierten sich auf die Nordwestalpen und den Jura, sehr zum Missfallen der dortigen Schafzüchter und der Jägerschaft. Insbesondere um Letztere zu beruhigen und um gleichzeitig die Bestände in der Nordostschweiz neu aufzubauen, unterzeichneten im Dezember 2000 die Kantone Appenzell Innerrhoden, Appenzell Ausserrhoden, St. Gallen, Thurgau und Zürich und der Bund einen Vertrag über die Umsiedlung von Luchsen aus den «Problemgebieten» in die Nordostschweiz – das Projekt LUNO (Luchsumsiedlung Nordostschweiz) war geboren.

In den beiden folgenden Jahren wurden neun Luchse aus den Nordwestalpen und dem Jura umgesiedelt. Die Luchse gewöhnten sich schnell an ihren neuen Lebensraum; sie bauten das gleiche Sozialsystem auf und zeigten das gleiche Verhalten, wie es aus den Herkunftsregionen bekannt war. Die Luchse waren auch für Überraschungen gut, so wanderten zwei Tiere unerwartet grossräumig ab: eines in den Kanton Glarus, das andere hielt sich sogar für einige Tage, von der Öffentlichkeit unbemerkt, in der Stadt Zürich auf, bevor es via Pfannenstiel in das Gebiet Tössstock zurückkehrte, wo es gleich für Nachwuchs sorgte. Seit dieser Zeit sind Luchsbeobachtungen in unserem Kanton wieder häufiger geworden, insbesondere im Raum Bilten / Niederurnen, seit Kurzem auch auf Molliser Gemeindegebiet. Im Freiberg treiben sich möglicherweise immer noch Nachkommen der zu Beginn der 80er-Jahre eingewanderten Katzen herum, wie gelegentliche Risse vermuten lassen.

Trotz allem scheint es den umgesiedelten Luchsen bisher nicht gelungen zu sein, eine überlebensfähige Population zu begründen. Über die möglichen Ursachen wurde viel spekuliert – ungeeigneter Lebensraum, illegale Tötungen, Abwanderungen, natürliche Sterblichkeit und Unfälle, Inzucht – ohne dass es für eine der Hypothesen wirklich Beweise gibt. Zur Stützung des Bestandes wurde in den Frühjahren 2007 (Thurgau) und 2008 (St. Gallen) je ein weiteres Paar umgesiedelt, Ende 2009 findet das Projekt LUNO seinen Abschluss. Ob sich der Luchs definitiv im Kanton Glarus niederlässt, bleibt offen, Zufallsbeobachtungen werden aber immer wieder stattfinden.

Der Luchs, scheuer Bewohner unserer Wälder.



Sage

Dr Trache vum Gläärnisch

Es isch im Summer 1717 gsii, wones Chrüütermanndli unden am Gläärnisch de Faarlene naache ggangen isch. Uf zeismaal laat si Bueb en uumääre Schrei aab. Under eme Felsmogge füre pfuuchet ä grüüsigs Vych. Wos füre chunnt, gsäänd de zwii, as es Chrallen a de Beine hät und rundumme Schuppe. Dr Schwanz schlaats hii und häär. Da ninnt das Chrüütermanndli si gschpitzte Gane und truggt ne gad dur ds Uughüür dure. Giftigs Bluet sprützt em a ds Bei. Daas wirt im handumm tiggs, und ds Manndli mos nuch ettli Münet im Bett ligge.

D Lüüt im Taal händ gseit, das mös e Trache gsii sii. Dr wytumme bekannt Natuurforscher Schüüchzer hät au dervuu gkört und hät dr Pfaarer Tschudi vu Schwande gfraaget, öb er em ächt e sone Trachechnoche chäm bsoorge. Deer stellt dr Schuelmeischter Steimüller aa gu sueche. Det, wo dr jung Trache tööt worden isch, gfindt dr Steimüller nuch ettli Chnöchen und e halbe Grind. De Sache sind dä ids Naturaalie-Kabinett vum Schüüchzer chuu, wo mäs hütt nuch cha gschaue.





Der Borkenkäfer befällt kränkelnde Bäume und bringt sie zum Absterben. Er kann sich sehr rasch vermehren, weshalb die Bekämpfung zur Daueraufgabe der Förster geworden ist. In der Regel muss man in tieferen Lagen mit zwei Generationen, in Höhenlagen über zirka 1300 m ü. M. mit einer Generation rechnen.

Schutzschild in Gefahr

Unser Wald

Ursprünglich war das Glarnerland bis zur natürlichen Waldgrenze mit Wald bedeckt. Unsere Vorfahren rodeten den Wald dort, wo sich der Boden für die landwirtschaftliche Nutzung eignete: im Talboden, in der Nähe der Siedlungen und an sanft geneigten Hängen. So wurde der Wald bis zum Ende des 14. Jahrhunderts an die Talhänge zurückgedrängt.

In den folgenden Jahrhunderten begann man auch die steilen Talflanken abzuholzen. Man brauchte einen zusätzlichen Erwerb, weil die Landwirtschaft allein die immer grösser werdende Bevölkerung nicht mehr ernähren konnte.

Bald zeigten die ausgedehnten Nutzungen an den Talflanken negative Folgen: Erdrutsche, Lawinenniedergänge, die Entstehung von Runsen, regelmässig wiederkehrende Überschwemmungen der Linth und schliesslich auch die Versumpfung der Linthebene machten den Glarnern schwer zu schaffen. Mit Bannbriefen und Ausfuhrverboten wurde versucht, das unvernünftige Abholzen zu stoppen, allerdings mit geringem Erfolg. Eine entscheidende Besserung brachte dann das erste Eidgenössische Forstgesetz von 1876. Der Grundgedanke dieses Gesetzes war, einerseits die Waldfläche zu erhalten und andererseits den übernutzten Wald wieder zu stärken. Das Roden von Wald wurde verboten.

Von nun an mussten die Wälder vermessen und nach bestimmten Grundsätzen bewirtschaftet werden. Die öffentliche Hand zahlte Subventionen für Neuaufforstungen, Lawinen- und Runsenverbauungen, die Instandstellung zerstörter Waldungen und die Erstellung von Waldstrassen. Die Bestimmungen dieses strengen Forstgesetzes sind nicht ohne Wirkung geblieben. Seitdem es dieses Gesetz gibt, hat die Waldfläche um die Hälfte zugenommen. Heute bedeckt der gesamte Glarner Wald etwa eine Fläche von 180 Quadratkilometern, was einem Viertel der gesamten Kantonsfläche entspricht.

Bis weit an unsere Talhänge hinauf herrscht Laubwald vor. Buchen, Ahorne, Eschen und Linden prägen sein Bild. Über 1200 m ü. M. wachsen hauptsächlich Fichten (Rottannen), vereinzelt kommen aber auch Bergahorne und Buchen auf dieser Höhe vor. Um die Bäume nutzen zu können, wurden in viele Wälder Waldstrassen gebaut. Wo die Wälder weit entfernt von den Waldstrassen liegen, werden kurzfristig Seilkrananlagen erstellt, um die Bäume aus dem Wald an die Strasse zu transportieren. Vereinzelt werden für diesen Holztransport auch Helikopter eingesetzt.

In den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts verschlechterte sich bei uns, in der ganzen Schweiz und auch in den Nachbarländern die Gesundheit der Bäume. Aufgrund dieser Feststellung, die man als «Waldsterben» bezeichnete, wurden strenge Gesetze gegen die Luftverschmutzung erlassen. Dank diesen Gesetzen hat die Luftverschmutzung abgenommen, wodurch sich auch der Gesundheitszustand unserer Wälder nicht weiter verschlechterte. Noch sind wir nicht über dem Berg, und die Forstfachleute befürchten aufgrund ihrer Untersuchungen nach wie vor, dass der Wald langfristig gesehen Schaden nehmen könnte. Für unseren Wald ist es deshalb wichtig, dass wir unsere Bemühungen für eine bessere Luft tatkräftig fortsetzen.

Pro Jahr werden im Glarner Wald durchschnittlich 35 000 Kubikmeter Holz geschlagen. Damit könnte man 50 Eisenbahnzüge mit je 20 Güterwagen oder 2000 Lastwagen mit Anhänger beladen.

Links: Extreme klimatische Bedingungen und Umwelteinflüsse führen zu Nadelverlusten und ausgelichteten Baumkronen.

Rechts: Gesunder, intakter Schutzwald im Gebirge.





Weshalb das Wild Ruhezonen braucht

Wald und Wild

Während des Mittelalters waren unsere Wälder reich an einheimischen Wildarten. Die zunehmende Nutzung der Landschaft durch den Menschen drängte das Wild dann aber immer weiter zurück. Am Ende des 19. Jahrhunderts gab es bei uns kaum noch Rehe und gar keine Hirsche mehr. Auch die Raubtiere Luchs, Wolf und Bär waren ausgerottet. Dank dem Schutz durch das erste Eidgenössische Jagdgesetz von 1876 erholten sich die Bestände unserer wildlebenden Huftiere allmählich. Heute haben wir im Kanton Glarus wieder grosse Wildbestände. Sie werden jährlich geschätzt oder gezählt. Es sind etwa 450 bis 600 Hirsche, 4500 Gämsen, 800 bis 1000 Rehe und 350 Steinböcke. Ihre Lebensräume werden aber weiterhin zusehends eingeengt. Für viele von ihnen bietet der Wald die einzige Rückzugsmöglichkeit.

Als grösste einheimische Wildart lebt der Hirsch, ursprünglich ein Steppentier, in unseren Gebirgswäldern. Im Sommer trifft man ihn in den höheren Lagen an. Einen beträchtlichen Teil seiner Nahrung findet er dann auf den Bergwiesen. Den Wald benutzt er vorwiegend als Einstand. Das Rehwild hingegen besiedelt den Wald intensiv, und zwar von der Talsohle bis auf 2000 Meter. Immer öfter treffen wir im Wald auch auf Gämsen. Durch die Alpwirtschaft und den Tourismus werden sie vermehrt in den Schutz bietenden Wald verdrängt. Dort halten sie sich vor allem in steilen und felsigen Partien auf.

Im Sommer findet das Wild reichlich Nahrung, und die Tiere konkurrenzieren sich kaum. Ganz anders präsentiert sich die Situation im Winter. Da das Glarnerland zu den schneereichsten Regionen des Alpenraumes zählt, ist unser Wild zum Rückzug in die tieferen Lagen gezwungen. So besiedelt der Hirsch im Winter mit Vorliebe die sonnigen Hänge der rechten Talseite von Sool bis Ennenda und zwischen Rüti und Schwanden. In diesen Gegenden wird das

Verbissschäden: Knospen und Triebe von jungen Bäumen dienen dem Wild als Äsung.



Schälschäden werden durch das Rotwild verursacht.



Wild in strengen Wintermonaten auf einige günstige Waldpartien zusammengedrängt. Dort bilden Jungwald und Sträucher zwangsläufig die einzige Ernährungsmöglichkeit. Bevorzugt werden vor allem Knospen und Triebe von Laubbäumen, Weisstannen, Stauden und Beerensträuchern. Aber auch die Rottanne wird gerne verbissen. Der Hirsch schält zudem mit Vorliebe die Stämme von Linden, Ulmen, Eschen, Ahornen und Fichten. Geschälte Baumstämme sind anfällig für Pilzkrankheiten und Fäulnis. Der Baum wird geschwächt und bricht dann häufig bei Belastung.

Im Gebirgswald ist der Wildschaden besonders schwerwiegend. Wegen des langsameren Wachstums sind die jungen Bäumchen viele Jahre lang für das Wild erreichbar. Werden ihre Triebe immer wieder abgebissen, wachsen sie praktisch kaum oder sterben ab. Der Wald kann sich nicht wunschgemäss verjüngen. Die Pflege und Wiederherstellung unserer Schutzwälder wird behindert. Technische Schutzmassnahmen wie Zäune, Knospenschutz oder Schälschutznetze sind im Gebirgswald nur beschränkt anwendbar und sehr kostspielig. Förster, Wildhüter und Jäger bemühen sich deshalb, die Schäden auch mit biologischen Massnahmen in Grenzen zu halten: Das natürliche Äsungsangebot im Wald wird durch das Setzen von Verbissgehölzen und die Pflege eines artenreichen Waldsaumes vergrössert. Es werden Waldwiesen erhalten und geeignete Freiflächen im Wald als Futterplätze für die Wildtiere geöffnet. Efeu wird heruntergezerrt und Eschen oder Weisstannen werden gefällt und liegen gelassen, um dem Wild im strengen Winter die notwendigen Verbiss- oder Schälmöglichkeiten zu geben.

Eine wichtige Aufgabe für die Erhaltung unserer Schutzwälder und der Wildtierlebensräume bleibt aber der Jagd vorbehalten. Auch wenn heute wieder einige Luchse mithelfen, die Gams- und Rehwildbestände zu regulieren, und damit zu rechnen ist, dass auch der Wolf bald bei uns einzieht, haben doch die Jäger nach wie vor eine ganz wichtige Aufgabe: Ohne ihre Tätigkeit würden die Wildbestände in kurzer Zeit massiv zunehmen und grosse Schäden verursachen.

Wald und Wild sollen aber eine harmonische Einheit bilden, denn Wald und Wild gehören zusammen.

Stopp – Weshalb das Wild Ruhezonen braucht



Wildtiere brauchen vor allem im Winter Ruhe vor dem Menschen. Wenn sie nicht gestört werden, bewegen sie sich in dieser Zeit nur wenig. Ihr Futterbedarf geht zurück, der Körper schaltet auf «Sparflamme». Das Wild zehrt vom Fettvorrat, den es bis zum Herbst angelegt hat.

Der Mensch hat auch im Winter seine Freizeitaktivitäten immer weiter ausgedehnt. Langlaufen, Skiwandern, Variantenfahren mit Skiern und Snowboards und neu auch Schneeschuhlaufen sind heute verbreitete Sportarten. Spaziergänger in grosser Zahl suchen Erholung im Winterwald. Solange diese Bewegungen auf Wege, Pisten, Loipen und bezeichnete Abfahrtsrouten beschränkt bleiben, stören sie das Wild wenig. Wer aber bei hohem Schnee in die Wildeinstände eindringt, bringt das Wild in eine gefährliche Situation. Fluchtbewegungen im Tiefschnee lassen den Verbrauch von Kalorien bis auf das 60-Fache ansteigen. Die Tiere verlieren schnell ihr Fettpolster, das für sie Energiereserve und Kälteschutz bedeutet. Verlorene Fettpolster müssen wieder ersetzt werden. Das karge Nahrungsangebot im Winter zwingt das Wild zu langen Wegen auf der Futtersuche. Nicht selten dringt es dabei in Jungwälder ein.

Dort, wo es möglich und sinnvoll ist, haben Jäger, Wildhüter und Förster rechtzeitig Futterstellen angelegt. In abgelegenen Gebieten in den Bergen aber helfen nur ausgeschiedene Ruhezonen, in denen das Wild vom Menschen ungestört leben kann.

Mehr Rücksicht nehmen auf Wild und Wald im Winter heisst deshalb:

- Auf Wegen, Loipen und Pisten bleiben
- Verzicht auf Variantenfahren abseits markierter Pisten
- Nicht in Wälder eindringen
- Ruhe- und Schutzzonen, die bezeichnet sind, nicht betreten oder befahren
- Hunde unbedingt an der Leine führen.

Mit diesem Verhalten trägt man wesentlich dazu bei, Wild und Wald zu schützen.



Der Hellbach stürzt von Fessis bei der Wart in den Sernf.

Eine empfindliche Lebensgemeinschaft

Leben im Bach

Hoch oben in den Bergen entspringt am Zungenende des Gletschers der Gletscherbach. Während der kalten Jahreszeit und in klaren Sommernächten schrumpft er oft zu einem kleinen Rinnsal zusammen. Im Sommer aber quillt das Wasser immer reichlicher aus dem Gletschertor, zunächst milchigtrüb, weiter unten durch die mitgeschwemmten Gesteins- und Erdteilchen graugrün gefärbt. Zur Zeit der Schneeschmelze stürzen schmutzigbraune Wasser tosend zu Tal, schäumen über die Ufer und rollen, schieben und stossen Felsbrocken und Sand talwärts. In diesem unwirtlichen, eiskalten Gewässer hält man Leben für unmöglich, und doch findet man an der Unterseite von flachen Steinen, die von der Strömung weniger leicht bewegt werden können, die Larve der Gletscherzuckmücke. Sie nährt sich von pflanzlichen Stoffen, die vom Wind auf den Gletscher geweht werden und mit dem Schmelzwasser in den Gletscherabfluss gelangen.

Weiter unten wird das Gefälle geringer. Die Wasserführung ist gleichmässiger, die Temperatur steigt im Sommer bis zu neun Grad. Hinter grösseren Blöcken, die das Wasser nicht mehr bewegen kann, bilden sich kleine Sandbänke, Strudellöcher und Buchten. Hier finden Würmer, Schnecken, Wassermilben und Flohkrebse, Larven und Puppen von Käfern, Mücken und Fliegen gute Lebensbedingungen.

Der Bergbach, in welchem sich mehrere Quellbäche vereinigt haben, führt bedeutend mehr Wasser. Stark strömende Strecken wechseln mit langsam fliessenden ab. Hier lebt die Forelle. Sie findet genug Nahrung zum Leben: Larven der Eintags- und Steinfliegen, Flohkrebse und Strudelwürmer, die sich an den Steinen festklammern, Flugnahrung, die der Wind herbeiträgt. Meist steht die Forelle dicht über dem Grund, kaum sichtbar dank ihrer ausgezeichneten Tarnung. Regungslos verharrt sie an ihrem Platz, leicht mit den Flossen fächernd, den Kopf gegen die Strömung gerichtet. Im glasklaren Wasser entgeht ihr keine Beute. Mit



Am Sernf unterhalb der Wart.

einem schnellen Schlag der Schwanzflosse flitzt die Forelle zur Oberfläche, in elegantem Sprung schnappt sie eine Fliege. Weit sperrt sie ihr Maul mit den vielen nadelspitzen Zähnen auf, prächtig leuchten ihre roten Tupfen in der Sonne. Gleich steht sie wieder an ihrem Platz; nur einige leichte Wellen kräuseln das Wasser.

Weiter wandert der Bach, dem Haupttale zu. Aus dem Bergwald heraus tritt er ins flache Land, schlängelt sich durch Wiesen und Felder. Gleichmässig und ruhig fliesst er und erwärmt sich unter den Strahlen der Sonne. Wegen der vielen Windungen, die sich das Wasser im Laufe der Zeit gegraben hat, hört die Strömung fast ganz auf. Auf der beinahe unbewegten Oberfläche finden Wasserläufer und Taumelkäfer ihren Lebensraum. Auf dem Bachgrund lagern sich Kies, Sand und Schlamm ab. Darauf wachsen Wasserpest und zahlreiche Sumpfpflanzen. In diesem dichten «Wald» lebt eine reiche Tierwelt. Auf dem Grund liegen Muscheln und kriechen Würmer. Auf den Stengeln und Blättern der Pflanzen sitzen Wasserschnecken, die Larven der Köcherfliegen und Wasserjungfern. An der Unterseite der Steine klammern sich Flohkrebse, Wasserasseln, Strudelwürmer und Steinfliegenlarven fest. Zwischen den Pflanzen hindurch schlängeln sich Egel, rudern Wasserkäfer. In Löchern und Ritzen der Uferböschung leben Groppen, Fische ohne Schwimmblase, mit plattem Kopf und breitem Vorderkörper. Mit ihren Bartfäden tasten sie im Schlamm nach Nahrung. Hinter Steinen, unter dem überhängenden Ufer, im Schutz von Sträuchern und mitten im Unterwasserwald stehen Bach- und Regenbogenforellen.

Der gesunde Bach bietet allen seinen Bewohnern genügend Nahrung und Sauerstoff zum Leben. Jedes Lebewesen erfüllt seine Aufgabe. Und es ist dafür gesorgt, dass keine Art verschwindet und keine in zu grosser Zahl vorkommt. Anders wird es, wenn das Wasser durch Abfälle und Giftstoffe verdorben wird. Die Verwesung des Unrats verbraucht einen grossen Teil des Sauerstoffes. Der Bach entvölkert sich, bald ist er ein totes Gewässer.

Jeder von uns muss mithelfen, dass es nicht so weit kommt. Wasser ist lebensnotwendig für Pflanzen, Tiere und Menschen. Wir Menschen tragen die Verantwortung für unsere Gewässer.



Die hintere Brummbachquelle am Brächer Oberstafel in Braunwald. Nach 400 Metern wird der junge Bach zum imposanten Wasserfall.

Rogner und Milchner

In der Fischbrutanstalt in Netstal

Ungefähr einen Kilometer nördlich von Netstal, am Fuss der mächtigen Wiggiswand, liegt das Mettlenseeli. Eigentlich ist es nur ein kleiner Stau, der den Mettlenbach zurückhält, bevor er freien Lauf bekommt gegen Näfels hinunter; an der «Fahrt» folgt die Prozession seinem gewundenen Lauf.

Mettlenseeli und Mettlenbach gehören zur kantonalen Fischbrutanstalt, die sich wenige Schritte unterhalb des Überlaufs befindet. Im einfachen, zweckmässigen Gebäude und den sieben dazugehörenden Aufzuchtteichen ziehen Fischereiaufseher Weber und seine Frau die Forellen, die später in die Bäche und Seen unseres Kantons eingesetzt werden, auf: einheimische Bach- und Seeforellen sowie nordamerikanische Regenbogenforellen und kanadische Namaycush.

Die Fischzucht beginnt mit dem Einfangen der Laichforellen. Im November holen sie Regina und Hansruedi Weber mit dem elektrischen Fanggerät aus den gebannten Gewässern und aus der Linth, durch welche die Laichforellen aus Walensee und Zürichsee aufsteigen. Zusammen mit den selber gezüchteten Muttertieren werden sie in ein besonderes Abteil der Brutanstalt gesetzt, bis sie laichreif sind. Ist der Zeitpunkt gekommen, so presst der Fischereiaufseher den Laich der Rogner in eine Schüssel und befruchtet ihn mit dem Samen des Milchners. Jetzt kommt der Laich in Bruttröge und Brutkästen.

Nach 30 Tagen erweist es sich, ob die Eier befruchtet sind. Fast alle bekommen zwei schwarze Punkte. Das sind die Augen des werdenden Fischleins, das Ei ist beäugt. Nach weiteren 30 Tagen schlüpfen die jungen Forellen aus.

Wenn der Embryo die Eihülle sprengt, trägt er einen Dottersack. Darin befindet sich seine Nahrung. Durch das Gewicht des Sackes werden die Embryonen an den Boden des Siebes gezogen; es sieht aus, als ob sie nicht schwimmen, nur kriechen könnten. Das Blut, das durch den Dottersack fliesst, bringt die Nahrung



Kantonale Fischbrutanstalt Mettlen, zwischen Netstal und Näfels.





Der Fischereiaufseher presst den Laich der Rogner in eine Schüssel (oben) und befruchtet ihn mit dem Samen des Milchners (unten).

in den Körper. Dadurch wird der Dottersack immer kleiner; die Fischlein kommen allmählich vom Boden los; vollführen zuerst kleine, dann grössere Hüpfer, und nach zwei bis drei Wochen schwimmen sie munter umher.

Jetzt beginnt die künstliche Fütterung der ein bis zwei Zentimeter langen Fischlein in den zwölf Rundstrombecken. 240 000 Forellen tummeln sich darin, wenn alle besetzt sind. Aus Automaten rieselt während acht Stunden am Tag ununterbrochen Futter ins Wasser. Rasch wachsen die Forellen heran, und nach sechs Wochen wird ihnen der Raum in den Rundstrombecken zu eng. Die Hälfte der nun etwa vier Zentimeter langen sogenannten Vorsömmerlinge kommt entweder in die Aufzuchtteiche oder wird in Bäche und Seen eingesetzt. Die andere Hälfte wird während 48 Tagen weitergefüttert. Dann sind die Fische etwa acht Zentimeter lang geworden und heissen jetzt Sömmerlinge. Nach mindestens 90 Tagen künstlicher Fütterung werden sie in die Gewässer des ganzen Kantons eingesetzt. Je nach den Bedingungen, die sie antreffen, sind sie nach zwei bis vier Jahren fangfähig.

Ohne künstliche Aufzucht gäbe es in manchem Gewässer unseres Kantons längst keine Forellen mehr: Die Gewässerverschmutzung verhindert die natürliche Fortpflanzung und das Aufkommen der empfindlichen Forelle, Stauwehre und andere Wasserverbauungen bilden für den Laichzug der Seeforellen unüberwindbare Hindernisse. Und schliesslich fangen die rund 1300 Sportfischer jährlich immerhin 20 000 fortpflanzungsfähige Fische.

Es war ein langer Weg von den ersten künstlichen Brutversuchen in unserem Kanton bis zur modernen Brutanstalt im Mettlen. 1893 wurde im Keller des Rathauses in Glarus ein Brutkasten eingerichtet, der 25 000 Eier fasste. Von 1919 an züchtete man in einem Teich im Gäsi Sömmerlinge und konnte im gleichen Jahr erstmals 500 in die natürlichen Gewässer einsetzen. Die neue Brutanstalt Mettlen, die 1978 den Betrieb aufnahm, bietet für 500 000 Eier Platz; der jährliche Einsatz an Vorsömmerlingen und Sömmerlingen beträgt durchschnittlich 200 000 Tiere.

Nicht nur Laich, Dottersackforellen, Vorsömmerlinge und Sömmerlinge gibt es in der Brutanstalt zu sehen. Wer in der Zeit nach dem Laichfischfang das Bruthaus besucht, bekommt Fische zu Gesicht, von denen er bisher nur geträumt hat. Da stehen einheimische Bach- und Regenbogenforellen sowie kanadische Namaycush von mehr als einem halben Meter in einem Abteil, in einem andern – man traut den Augen kaum – meterlange Seeforellen, die es auf 20 Pfund und mehr bringen. Lange kann man auch vor dem Aquarium mit den einheimischen Fischen und Flusskrebsen verweilen.

Die Natur braucht unseren Schutz

Natur ist nicht einfach nur Umwelt, sondern die Mitwelt des Menschen. Der Mensch ist Teil der Natur und braucht die Natur zum Leben. Er ist angewiesen auf saubere Luft, reines Wasser, gesunde Nahrung und sucht Erholung in vielfältigen Naturlandschaften. Wer die Lebensgrundlagen von Pflanzen und Tieren zerstört, bedroht somit auch das Leben des Menschen.

Der Mensch verändert und gestaltet die Naturlandschaften des Glarnerlandes seit vielen Jahrhunderten bis heute. Er rodete Wälder, begradigte grosse Flüsse wie die Linth und den Sernf und zwängte sie in enge Bachbette. Er schaffte Siedlungen, umgeben von Wiesen und Weiden, baute Strassen und Wege, errichtete Skigebiete und Stauseen. Damit die Bauern ihre Wiesen gut mit Maschinen bewirtschaften können, entfernen sie Steine und Hügel in den Wiesen, füllen Mulden aus, roden Hecken und beseitigen Mauern, die früher einmal geschaffen wurden, um die Liegenschaften voneinander abzugrenzen. Gifte, welche die sogenannten Schädlinge, Unkräuter und Krankheitserreger vertilgen sollen, gefährden viele Pflanzen, Tiere wie auch uns Menschen. Die Gifte gelangen in die Nahrungskette, und wir essen und trinken sie.

Nur mit Gesetzen, Verboten und der Schaffung von Naturschutzgebieten können wir Tier- und Pflanzenarten sowie ihre und unsere Lebensgrundlagen vor der blinden und rücksichtslosen Zerstörung durch den Menschen schützen. Das Gesetz über den Natur- und Heimatschutz verbietet, seltene Pflanzenarten zu pflücken oder gar auszugraben und gefährdete Tierarten zu fangen oder zu töten. Das Gesetz verlangt auch, dass Lebensräume geschützter Tiere und Pflanzen, wie zum Beispiel Tümpel, Teiche, Sumpfgebiete und Hecken, erhalten bleiben. Noch gibt es im Glarnerland besonders wertvolle und vielfältige Naturgebiete. Manche

Auch auf dem Fitterenstäfeli oberhalb der Weissenberge findet sich ein eindrückliches Moor.



davon sind im letzten Jahrhundert unter Schutz gestellt worden, damit in diesen Naturschutzgebieten selten gewordene Pflanzen- und Tierarten weiterhin überleben können.

Das Boggenmoor, ein Hochmoor, auf dem breiten Rücken zwischen dem Näfelser Berg und dem Schwändital gelegen, ist eines der wertvollsten Naturschutzgebiete des Glarnerlandes. Die seit 1991 in der ganzen Schweiz geschützten Hochmoore sind ohne das Zutun des Menschen im Laufe von Jahrtausenden entstanden. Während der Eiszeit, die vor 12 000 Jahren zu Ende ging, wurden durch Gletscher Mulden geschaffen. Nach dem Rückzug der Gletscher bildeten sich in diesen Mulden flache Seen, die nach und nach verlandeten. Im feuchten Boden siedelten sich die anspruchslosen Torfmoose an, die allein von Licht, Luft und Regenwasser leben können. Unter ungestörten Bedingungen wachsen sie nach oben immer weiter. Die abgestorbenen unteren Teile wandeln sich allmählich in braunen Torf um. So wächst die Torfschicht Jahr für Jahr um höchstens einen Millimeter, sodass sich im Laufe von Jahrtausenden eine mehrere Meter dicke Torfschicht bildet. In der Mitte der Mulde wölbt sich die Oberfläche uhrglasförmig hoch, was den Namen Hochmoor begründet. Durch Entwässerung und Torfabbau kann ein solches Hochmoor, das im Laufe vieler Jahrtausende entstanden ist, innerhalb weniger Jahre unwiederbringlich zerstört werden.

Unter den kargen Lebensbedingungen auf einem Hochmoor können nur wenig Pflanzen- und Tierarten leben. Am Rande des Hochmoors wachsen gedrungene Birken, Bergföhren und auch verkrüppelte Fichten. Nach den äusserst seltenen, unscheinbaren Hochmoorpflanzen muss man im inneren Bereich des Hochmoors, wo sie im feuchten Moos versteckt sind, suchen. Unauffällig, aber spektakulär ist der fleischfressende Sonnentau. Auf seinen runden Blättern sind zahlreiche Fangarme angeordnet, an deren Spitzen klebrige Tröpfchen, die wie Tau in der Sonne glitzern, abgesondert werden. Damit fängt und verdaut er kleine Insekten. Hier findet man auch die kleine Rosmarinheide mit ihren hellvioletten Blüten sowie die Moosbeere, deren zierliche Blüten in Form und Farbe den Zyklamenblüten ähnlich sind. Den auffälligeren Fieberklee erkennt man an den dreiteiligen, kleeähnlichen Blättern und den seltsam gefransten Blütenblättern. Der Moorenzian mit seinen eigenartig dunkelviolett gefärbten grossen Blüten ist eine weitere botanische Rarität, die erst im August blüht. Es gibt auch einige speziell an die Lebensbedingungen des Hochmoors angepasste Insektenarten wie den Hochmoorgelbling oder die Hochmoor-Azurjungfer. Ein Besuch des wundervollen Boggenmoors lohnt sich also auf jeden Fall.

Ein weiteres eindrückliches Naturschutzgebiet ist das Waldreservat Garichte auf Mettmen. Zu diesem Gebiet schrieb 1954 der Glarner Botaniker Balz Stüssi Folgendes:



Die Rosmarinheide, eine sehr seltene Pflanze, die im Boggenmoor wächst.

«Um dieses kleine, auch landschaftlich eigenartig schöne Bergföhrenmoor mit seinen interessanten pflanzlichen Bewohnern vor Verderb zu bewahren, wird es unumgänglich sein, es unter Schutz zu stellen.» Seit dem 15. August 1956 gelten für das neun Hektaren grosse Gebiet strenge Schutzbestimmungen, dank denen dieses wichtige naturgeschichtliche Erbe auf Mettmen noch immer da ist und auch unserer Nachwelt erhalten bleiben kann. Nordöstlich des Stausees findet man auf Felsrundhöckern und Mulden den nahezu ungestörten Bergföhrenwald, ein uraltes Relikt aus der Nacheiszeit. Bergföhren und Arven konnten sich hier über Jahrtausende halten, war doch das Gebiet für die Alp- und Forstwirtschaft uninteressant. Der felsige und sumpfige Boden ist zu karg und nass für das Aufkommen der Fichte, und es wachsen darauf vor allem niederliegende und schief aufgerichtete Legföhren neben den schlanken Stämmen der aufrechten Bergföhre. Am Rand des Reservates gedeihen neben vereinzelten Fichten auch einige Arven. In der Nähe des Waldreservates gibt es einen interessanten Hochmoorlehrpfad. Wer ihn besucht, kann viel über den Lebensraum Hochmoor und seine besonderen Tier- und Pflanzenarten erfahren.

Um uns und unseren Nachfahren eine vielfältige und unversehrte Natur zu bewahren, braucht es Verbote und Schutzgebiete. Noch besser aber ist es, wenn jeder mit offenen Sinnen die Schönheit und die Wunder der Natur selber kennen und schätzen lernt. Nur was wir kennen und schätzen, das achten und lieben wir auch. Dazu sollen und wollen wir unbedingt Sorge tragen.

Seit 1548 Schutzgebiet für das Wild

Wildasyl Freiberg

Die Schaffung des Freibergs laut Ratsbeschluss von 1548 stiess vor allem bei den Jägern auf starken Widerstand. Zehn Jahre später wurde der Freiberg durch Landsgemeindebeschluss wieder «uffgethon». Schon im folgenden Jahre aber notierte der Landschreiber: «Es ist ein anderer fryberg usszilet!», und das Alte Landsbuch verzeichnet gemäss dem Landsgemeindebeschluss von 1569 die Grenzen des Wildasyls, wie sie im Wesentlichen schon 1548 umschrieben worden waren und heute noch bestehen.

Es war jedem Landsmann verboten, im Freiberg auf irgendeine Art Wild zu erjagen. Die Alpsennen wurden verpflichtet, allfällige Frevler aufzuspüren und anzuzeigen. Diese Regelung hatte verständlicherweise keinen grossen Erfolg. Einerseits fehlte den Älplern die Lust, Wilddieben nachzuspüren, andererseits besserten sie selbst ihren einfachen Speisezettel hin und wieder mit einem Gämsbraten auf. So wurden bald einmal von der Obrigkeit, später sogar von der Landsgemeinde, Freibergschützen gewählt. Nur sie durften mit einer Waffe das Banngebiet betreten.

Als Freibergschützen berühmt wurden unter anderen Gämsjäger David Zwicky (1739–1796) aus Mollis, der in seinem Leben 1300 Gämsen geschossen haben soll, und Baumeister Johannes Heitz (1727–1805) von Glarus. Die Hauptaufgabe der Freibergschützen war das Erlegen von Wild im Auftrag der Obrigkeit. Die eigentliche Wildhut und die Verhinderung des Wildfrevels scheinen öfters recht nachlässig ausgeübt worden zu sein. Die im Freiberg geschossenen Tiere, meistens Gämsen und Wildhühner, wurden für Festlichkeiten und Empfänge im Land gebraucht oder als Geschenke auswärtigen Persönlichkeiten überbracht. Grattiere aus dem Freiberg erhielten zum Beispiel im 16. und 17. Jahrhundert die Äbte von St. Gallen und Einsiedeln, die Äbtissinnen von Schänis und von Säckingen. Der Rat bewilligte öfters auch den Abschuss von Gämsen, wenn ein Landvogt

Der Kärpf, das Herz des Freibergs, von der Berglimatt aus.



aus dem Untertanengebiet mit zahlreichem Geleite seiner Heimat einen Besuch abstattete. Aber auch gewöhnliche Landleute kamen in den Genuss von Gämsen aus dem Freiberg. Ein Gesetz von 1663 legte nämlich fest, jeder Landsmann, der im Sommer oder Herbst Hochzeit halte, dürfe aus dem Freiberg für die Hochzeitstafel zwei Gämsen beanspruchen, sofern er die Regierung darum bitte. Wegen der Bevölkerungszunahme im 18. Jahrhundert wurden immer mehr «Hochzeitsgämsen» erlegt. Man hat errechnet, dass während dieses Jahrhunderts etwa 6000 Gämsen als Hochzeits- und Ehrengaben aus dem Freiberg geholt wurden. So war es nicht verwunderlich, dass von 1777 an nur noch eine Gämse für jedes Brautpaar bewilligt wurde. Der Brauch wurde 1792 abgeschafft. Die Erinnerung daran ist im Glarnervolk aber bis heute lebendig geblieben.

In den vergangenen 450 Jahren war der Freiberg immer wieder umstritten. Anträge der Jägerschaft auf Verkleinerung oder gar Aufhebung des Wildasyls scheiterten stets an der Landsgemeinde. Von 1555 bis 1941 zielten 13 Anträge auf ganze oder teilweise Öffnung des Freibergs. Sie wurden alle abgelehnt, und nur 1812 war der Freiberg für ein Jahr offen. Das neue kantonale Jagdgesetz von 1926 veränderte die Grenzen des Freibergs. Die Alpen Wichlenmatt und Obererbs und das Gebiet des Chilchenstocks wurden vom Banngebiet abgetrennt. Dafür entstanden am Schilt und am Glärnischmassiv zwei kleinere neue Banngebiete. Schon 1926 war im damaligen Landsgemeindememorial zu lesen: «Die Schaffung und Erhaltung eines schönen Wildstandes interessiert heute nicht nur einige hundert Jäger unseres Kantons. Immer mehr bekümmern sich auch die andern



Wo die Fahrstrasse im Chis endet, ist an einem Felsblock eine einfache, gusseiserne Gedenktafel angebracht.

Landeseinwohner um Fragen des Naturschutzes. Auch sie haben ihr gutes Recht dazu, gehören doch Beobachtungen des Tierlebens zum Schönsten, was uns unsere Heimat bieten kann. Dabei decken sich die Ziele des Naturfreunds vollständig mit denen des richtigen Weidmannes. Sie haben beide das grösste Interesse an der Erhaltung eines einmal herangezogenen Wildstandes. Es soll davon nur ein gewisser, durch die Natur sich ergebender Überschuss, gleichsam der Zins verbraucht, das Kapital aber erhalten bleiben.»

Heute hegen und pflegen drei Wildhüter den stattlichen Wildbestand. Sie sorgen dafür, dass die Bestimmungen für das Schutzgebiet eingehalten werden. Zu ihren Aufgaben gehören auch der Abschuss alter und kranker Tiere und das Verzeigen von Wilderern, die mit hohen Geldbussen bestraft werden.

«Zil unnd Marchen des Frybergs, ouch daruf gesetzte Bussen»

«Anno 1569 gefryet:

Uff sontag nächst vor ingendem meyen anno 1569 habent min herrenn ein landtamman und gantze landtsgmeind zu Schwanden versampt, dem gmeinen lannd Glarus zu nutz und gutem ein fryberig im Gantberg inn den zilenn und marchen wie nachvolgt gefryet: Dess ersten gath der fryberg an zu Schwanden, da dannen gath er der Linnt nach biss an den Furtbach, und dann dem Furtbach nach uf bis an die oberwindige Egckh und von dannen hin allegrede uf biss an den Muttenstockh, unnd dann demselben grath nach, der die Mutten und Hindersultz scheidet biss an den Pünther grath, dann demselben grath nach biss uff den Hussstockh, unnd dann demselbenn grath fürbass nach, der zwüschennt dem Mettlenn und Schimpbächer ist, biss inn die furckhen ob der Rychetten unnd dann alle grede inn die Frupmatt abhin inn den brunnen, der da entspringt, unnd dann demselben bach nach usshin bis in Sernnfft und dem Sernfft nache ussher bisb inn die Linnt. Darumb so gebietennd min herren allen unseren landtlüthen, dienstknächtenn und hindersässen, das niemandt inn oberzeltter fryheit gentzlich kein rothgwild mit einem gespalttnen fuss als gemssen, hirtzen, hinnen oder rech, nit schiessenn, umbringen, noch beleidigenn sölle, ess were mit fallen, thrüen, oder sonst inn ander wäg, bim eydt und schwerer straff, so min herren daruf setzen wurdenn.

Es soll ouch in gemeltter fryheit ob den höwgüterenn niemandt weder füchss noch ander fallen nit richten, noch kein schutz nit thun, ess were gegen murmerthieren, gflügel oder anderm unschadhafftem gwilld ouch bim eydt.»



Glarnerinnen und Glarner

«Es ist eng, doch fruchtbar und leütreych talgegend»

Leben im Glarnerland um 1400

Da im Mittelalter der Wohnraum eines Hauses nur über wenige, kleine Fenster verfügte, spielte sich ein grosser Teil des täglichen Lebens im Freien ab. Für die meisten Tätigkeiten in Haus und Hof, Feld und Wald benötigte man das Tageslicht. Das offene Feuer, Kienspäne und Talglichter erleuchteten die Räume nur spärlich.

Vor allem an langen Winterabenden gab es viel Freizeit. Wie diese ausgefüllt wurde, lässt sich nur erahnen. Spielte man? Erzählte man sich Geschichten? Gab man sich einfach dem Nichtstun hin? Sicher wurde damals schon musiziert. Man hat sogar in abgelegenen Siedlungen, wie etwa auf Bergeten bei Braunwald, Maultrommeln aus dieser Zeit, sogenannte «Trümpi», gefunden.

Feste, wie Kilbi, Fasnacht, Fahrt und Landsgemeinde, lockerten die Eintönigkeit des Alltags auf. In alten Berichten ist auch von Maskenlaufen, Tanzen und sportlichen Wettkämpfen die Rede. Die meisten Bewohner lebten von der Landwirtschaft. Heutige Namen erinnern daran, dass es auch Handwerker gab: Schneider, Weber, Müller, Schmied…

Bis ins 14. Jahrhundert war das Schaf das wichtigste Haustier im Glarnerland. Es lieferte Milch und Fleisch, darüber hinaus aber auch Wolle für Kleider und Talg für Lichter. Im Unterhalt war es sehr anspruchslos, es brauchte weder gutes Weideland noch einen Stall im Winter. Sein Futter fand es in flussnahen Talsohlen, im Gehölz der Laubwälder, in den Lichtungen der Bergwälder oder auf den Alpen. Im Winter begnügte es sich mit Laub oder Tannenreisig. In ganzjährig bewohnten Siedlungen hielten die Menschen auch Schweine, daneben Hühner und anderes Federvieh. Esel und Pferde dienten als Lasttiere, Hunde bewachten und trieben das Vieh, Katzen halfen mit, dass Mäuse und Ratten nicht überhandnahmen. Auf den Alpen sömmerten die Sennen Schafe, Ziegen und Rinder.

Die Sorge um das «tägliche Brot» zwang die Siedler zu einem ausgedehnten Getreideanbau, der selbst auf den Berggütern der Talhänge Verbreitung fand. Er muss um 1300 mehr als einen Zehntel des urbaren Talbodens eingenommen haben. Hafer, Gerste und Korn wurden sogar auf der Bergterrasse von Braunwald, auf den hoch gelegenen Weissenbergen und beim Weiler Hintersteinibach (Elm) angepflanzt.

1395 kauften sich die Glarner vom Kloster Säckingen frei und waren seither nicht mehr verpflichtet, Getreide als Zehnten abzuliefern. Sie züchteten vermehrt Vieh und verkauften es im «Welschland» und in Zürich. Auch Butter, Käse und Ziger fanden auf dem Zürcher Markt guten Absatz.

Damals versorgten sich die Glarner weitgehend selber, nur wenig musste eingeführt werden: Salz und Pfeffer, Wein, Weihrauchharz für kirchliche Feste, tönerne Gefässe, Eisen und Kupfer. Im 15. Jahrhundert gaben die Glarner auch die Selbstversorgung mit Getreide auf. Sie kauften es in Zürich und führten es auf dem Wasserweg ein. Die Glarner wurden in der Folge viel abhängiger von Preisen und Teuerungen und litten oft unter Brotmangel. In Notzeiten legten sie deshalb wieder Getreidefelder an.

Die Kleidung der Menschen im 14. Jahrhundert war ihrem Stande angepasst. Die bäuerliche Bevölkerung kleidete sich in unauffälligen Farben, in Grau und Braun. Frauen trugen meist wadenlange Röcke mit Saum. Männer schätzten bei Arbeiten im Stall und auf dem Feld den unauffälligen Bauernrock. Derbe Bund-

«Es ist eng, doch fruchtbar und leütreych talgegend, hat ein schön, freundlich, mutig und streytbar volck, des gwerb und handtierung ist allermeist sich erneeren mit vych, als ross, küy, rinder, schaaff und geiss, des erziehend sy in den umbgelegnen alpen und gebirgen wundervieltausend höupters.»

Joh. Stumpf, Gemeiner loblicher Eydtgnoschaft Chronickwirdiger thaaten beschreybung, Zürich 1548

Ausschnitt aus einer Wappenscheibe: Mühle-Szene.
(Brunnerhaus, Glarus)





Wappenscheibe mit ländlichen Szenen: Ackerbau, Rebbau, 1591.
(Brunnerhaus, Glarus)

schuhe gehörten zur bäuerlichen Kleidung. Sofern es die Jahreszeit gestattete, gingen die Leute barfuss. Im Gebirge schützte man die Füsse mit riemenbespannten, eisenbeschlagenen Holzschuhen.

Vornehmere Leute fielen durch ihre bunten Kleider auf. Eine Schleppe erschwerte den Frauen jede körperliche Arbeit. Die Herren passten sich der ritterlichen Mode an. Ein kurzes Wams mit schwerem Mantel, enge Beinkleider und spitze Schuhe aus feinem Leder gehörten zu ihrer Tracht. Auch die Kopfbedeckung gab Auskunft über die soziale Stellung, den Zivilstand und die Altersklasse.

Die Lebenserwartung war damals viel niedriger als heute. Mit 14 Jahren galten die Menschen als erwachsen. Zahlenmässig die grösste Gruppe bildeten die 15- bis 30-Jährigen. Etwa mit dem 40. Lebensjahr begannen sich bei den Leuten Beschwerden, wie Zahnausfall und andere Abnützungserscheinungen, bemerkbar zu machen. Die meisten Bewohner starben im Alter von etwa 50 Jahren. Nur äusserst selten wurde jemand 60-jährig oder noch älter. Besonders hoch war die Kindersterblichkeit. Im Durchschnitt starben zwei von drei Kindern schon bei der Geburt oder während der ersten zehn Lebensjahre.



Schönschreibübung, von Schüler koloriert, undatiert.
(Landesarchiv des Kantons Glarus)

Zeitgenössische Inspektionsberichte

Schule früher

Zahl der Schulen

1801: 22 Schulen. In Glarus und Schwanden waren die besten Schulen, in Linthal und Schwändi die schlechtesten.

1811: 22 Schulen. 4 Schulen mit getrennten Klassen, nämlich: Glarus, Mollis, Obstalden und Filzbach.

1824: 24 Schulen. 5 Schulen mit 2 bis 3 getrennten Klassen und ebenso vielen Lehrern. 2 sind bloss Winterschulen.

1832: 28 Schulen. Davon haben 11 Schulen 2 bis 3 getrennte Klassen.

1843: 29 Schulgemeinden haben 29 Schulen mit 50 Klassen, wovon jede einen Lehrer hat.

Schullokale

1801: nur ein eigenes Schulhaus; 14 enge Schulstuben in den Pfarrhäusern als der Gesundheit nachteilig erklärt; 7 Schulen in Privatstuben.

1811: 10 Schulstuben ziemlich ordentlich; 12 eng und dunkel; 16 gehören den Gemeinden; 6 sind Privatstuben.

1824: 15 Stuben waren zu eng; 8 Privatstuben; 5 Stuben zweckmässig bestuhlt.

1832: noch 9 Privatstuben; 6 Stuben zu eng; 10 Schulen haben neue Schulhäuser oder wesentlich verbesserte und wohleingerichtete Schulzimmer; 3 bis 4 Schulhäuser sind zu erwarten.

1843: Mit Ausnahme von Mollis und einzelnen Berggemeinden besitzen jetzt beinahe alle Schulgemeinden schöne, heitere und zweckmässig eingerichtete Schulhäuser. Nur an den Näfelser-, Braunwald- und Weissenbergen müssen noch Privatstuben in Anspruch genommen werden.

Klassen

1801: in 9 Schulen keine Klasseneinteilung; in 12 Schulen 21 Klassen.

1824: Alle sind in Klassen eingeteilt. In 6 Schulklassen auf 1 Lehrer 25 bis 60 Kinder; in 15 Schulklassen auf 1 Lehrer 60 bis 100 Kinder; in 6 Schulklassen 100 bis 130 Kinder; in 2 Schulklassen auf 2 Lehrer 53 und 100 Kinder.

1832: 1 Schule auf 2 Lehrer 33 Kinder; 3 Schulen auf 1 Lehrer 15 bis 24 Kinder; 6 Schulen auf 1 Lehrer 60 bis 100 Kinder; 3 Schulen auf 1 Lehrer 100 bis 150 Kinder; 8 Schulen auf 2 Lehrer 60 bis 148 Kinder; 2 Schulen auf 3 Lehrer 218 bis 382 Kinder.

1843: 50 Hauptschulklassen, welchen immer 1 Lehrer vorsteht.

Jede zerfällt in 2 bis 3 Unterklassen, je nach der Schülerzahl und Kenntnissen.

Schullehrer

1801: 22 Lehrer, 3 davon zugleich Pfarrer.

1811: 26 Lehrer, worunter 3 Geistliche und 4 Unterlehrer. 4 zeichneten sich aus, 7 mittelmässig, 6 ohne Kenntnisse, aber lehrfähig, 5 untauglich.

1824: 30 Lehrer. 6 sehr gut, 7 gut, 10 mittelmässig, 7 fast unbrauchbar. Nur 12 derselben genossen Vorbildung für ihren Beruf.

1832: 40 Lehrer. 20 haben zweckmässige Bildung, 7 teilweise, 12 nicht. 5 sind vorzüglich, 10 ordentlich, 9 fast unbrauchbar.

1843: 51 Elementarschullehrer und 1 Lehrerin. Mit Ausnahme von 5 bis 6 haben alle eine mehr oder weniger wissenschaftliche Bildung in Seminarien erhalten.

Schulkinder

1801: 1633 Kinder, mit Inbegriff der Realschüler von Glarus und Mollis. Im Bezirk Schwanden besuchten von 1900 schulfähigen Kindern nur 924 die Schulen.

1811: 2951 Kinder, meist von 6 bis 12 Jahren, in einigen Gemeinden von 6 bis 16 Jahren. Die Zahl der Kinder von 6 bis 16 Jahren war 3823.

1824: 2540 Kinder (von 6 bis 16 Jahren gibt es 4160 Kinder) im Winter, im Sommer aber an den meisten Orten nur etwa einen Drittel.

1832: 3200 von 4800 schulfähigen Kindern besuchen die Schule im Winter; kaum die Hälfte davon im Sommer.

1843: Im Sommerhalbjahr gab es 6183 Schulkinder von 5½ bis 14 Jahren, welche zum Schulbesuch verpflichtet sind; 1844 aber 6362.

Schulbesuch

1801: höchst unregelmässig und willkürlich.

1811: unregelmässig. 1190 Kinder besuchen die Schule fleissig, 1109 unfleissig, 568 gar nicht.

1824: Eintritt meist mit erfülltem 6. Altersjahr; Austritt in sieben Schulen meistens mit 16 Jahren, in einer gesetzlich mit der Konfirmation, in den übrigen vom 7. oder 9. bis 11. oder 14. Jahr durchschnittlich.

1832: Ein- und Austritt im Allgemeinen wie oben. In 7 Schulen Austritt mit der Konfirmation; in den übrigen nach Willkür oder nach Erfüllung sehr leichter Forderungen.

1843: Eintritt mit erfüllten 5½ Jahren, Austritt aus der Alltagsschule und Übertritt in die Repetierschule mit dem erfüllten 12. Jahr, doch nicht klassenweise, sondern jedes Kind einzeln.

Im Winterhalbjahr 1842/43 betrug die Gesamtdurchschnittszahl der Versäumnisse auf ein Kind 16¾ Schultage. Die Schulpflege erliess 1133 Mahnungen, verordnete 404 Zitationen und 40 Einklagen an das Polizeigericht.

Lehrgegenstände und Methode

1801: Lesen, Schreiben und in der Mehrzahl der Schulen des Hinterlandes auch etwas Singen und Religionsunterricht.

1811: in allen Schulen mechanisches Lesen, Schreiben, Gedächtnisübungen. In 13 Schulen etwas Rechnen; in 10 Schulen Verstandesübungen, mit dem Lesen verbunden; in 7 Schulen etwas Orthografie und Sprachlehre; in 4 Schulen Stilübungen; in 5 Schulen Singen. In 10 Schulen statt der Methode sinn- und zweckloses Durcheinander; in 6 Schulen eine bessere Lehrmethode; in 7 Schulen richtige Methode in mehreren Fächern.

1824: Lesen, Schreiben und Gedächtnisübungen in allen Schulen. In 16 Schulklassen Rechnen; in 17 etwas Orthografie und Sprachlehre; in 5 Stilübungen; in 7 Singen; in 1 gemeinnützige Volkskenntnisse. In 15 Schulen verbesserter Leseunterricht; in 9 Schulen geordneter Schreibunterricht; in 5 Schulen gründliches Rechnen.

1832: Lesen, Schreiben und Gedächtnisübungen überall. In 24 Schulen Rechnen; in 20 Verstandesübungen; in 11 Stilübungen und Aufsätze; in 20 Orthografie und Sprachlehre; in 15 Singen; in 3 bis 4 gemeinnützige Volkskenntnisse.

1843: Nach der Instruktion an die Gemeindeschulbehörden vom 16. November 1837 sind unerlässliche Unterrichtsgegenstände:

a) die Muttersprache, welche das Kind richtig und fertig sprechen, lesen, schreiben und verstehen lernen soll;
b) Rechnen, vorzüglich im Kopf und mit Anwendung auf Leben und Verkehr;
c) Gesang, namentlich auf den kirchlichen Gebrauch;
d) Biblische Geschichte und religiöse Gedächtnisübungen als Vorbereitung auf den Religionsunterricht.

Wenn möglich auch:

e) Vaterlandskunde und
f) Naturkunde

Die Schreib-Lesemethode ist beinahe in allen Schulen eingeführt.

Im dritten Lebensabschnitt

Leben im Alter

Der Mensch wird immer älter. Um 1950 war es eine Seltenheit, wenn ein Mensch seinen 100. Geburtstag feiern konnte. Heute leben im Kanton Glarus etliche Personen, die dieses hohe Alter überschritten haben. Es ist ein Segen, wenn ein 100-jähriger Mensch mobil bleibt und sein Leben noch selber bewältigen kann. Für junge Menschen kann ein Gespräch mit einem Menschen im Greisenalter zu einem tiefen Erlebnis werden.

Wir alle hoffen, bei guter Gesundheit und mit wachem Geist ein hohes Alter zu erreichen. Leider nehmen aber mit dem höheren Alter die Beschwerden zu. Es ist eine Aufgabe unserer Gesellschaft, den alternden Menschen ein möglichst lebenswertes Leben zu ermöglichen. Auch im Kanton Glarus gibt es deshalb viele Einrichtungen, welche einen angenehmen Lebensabend ermöglichen.

Die meisten Menschen wohnen am liebsten so lange wie möglich in ihren eigenen vier Wänden. Dazu gehört eine angenehme, praktische Wohnung, die gut geheizt und hell ist. Was geschieht, wenn sie krank werden? Wer kocht? Wer pflegt sie? In diesem Fall springt die Spitex (spitalexterne Pflege) ein. Eine Pflegerin kommt ins Haus, pflegt und versorgt den hilfsbedürftigen Menschen. Eine Haushalthilfe bringt den Haushalt wieder in Ordnung.

Trotzdem muss vielleicht mit der Zeit der Umzug in eine Alterswohnung ins Auge gefasst werden. In den meisten Dörfern gibt es spezielle Wohnungen für



Der Austausch zwischen alten und jungen Menschen ist für beide ein Gewinn.



Ein Glück, wer zu zweit alt werden darf.

ältere, noch aktive und selbstständige Menschen. Die Wohnungen liegen in der Nähe eines Altersheims. So kann von dessen Angeboten profitiert werden.

Für viele ältere Menschen ist das Altersheim das passende Angebot. Altersheime sind eine Art Hotel für ältere Menschen. Im Altersheim muss man nicht mehr selber kochen, putzen oder die Wäsche besorgen. Zum Leben im Altersheim gehören kulturelle Veranstaltungen mit Musik, Gesang, Film oder Theater sowie Bastel- und Therapiemöglichkeiten. Viele Altersheimbewohner geniessen solche Abwechslungen. Der Bewohner des Altersheims kann Besuche empfangen, diskutieren, spazieren, spielen, Angehörige besuchen, Reisen und Ferien machen. Kurz, er kann wirklich das Leben geniessen, sofern es seine Gesundheit zulässt. Nicht wenige Altersheimbewohner besitzen heute sogar noch ein Auto und unternehmen schöne Ausflüge.

Das Pflegeheim ist meistens die letzte Station im Leben eines Menschen. So ist es nicht verwunderlich, dass die Menschen nicht gerne ins Pflegeheim gehen wollen. Erst wenn der Körper nicht mehr gehorcht oder der Kopf nicht mehr will, wird der Schritt ins Pflegeheim unumgänglich. Der Mensch wohnt im Pflegeheim in einem geschützten Umfeld. Er wird rund um die Uhr betreut. Man achtet trotzdem auf eine möglichst grosse Privatsphäre. Auch der unausweichliche Abschied von dieser Welt muss menschenwürdig sein.



Dreikönigstag im Altersheim.

E Wienachtsgschicht

D Beerghalb-Lüüt

Es het wider aagfange schnye, wo dr Hansbalz im Gade fertig woorde ischt, und dr Übergäänt het tooset enne obe, es hät eim chänne fürchte. Gschnyt het daas, was es nu abe het möge, und e Schnee het das afed, mä mag nümme drüber äwegg gsii über de Hüüffe. Dr Lateerneschy schwirret äs we ne gfangne Vogel zwüschet dene uumääre wysse Wände umme, z beede Syte vum Weeg. Er ischt schu froo, dr Puur, wo abem wyte Hiirteweeg chunnt, wo äntli dr Schimmer vu sym alte Liecht dr Umriss vu dr Huustüür us dr teuffe Tünggli uselööst. – Da chunnt etter z chychete vu unde ufe. «Duu?», fraaget dr Hansbalz ganz erstuunte. «Jaa, nu iich bis», git ds Vriini, sy Frau, de chuurz aapuntne Weeg zrugg. «Wo bischt etz duu nuch hii gsii, amene söttige Aabed?», wunderet er wyter. «Nüd gad wyt bin i gsii, ich säg drs dä diinne», seit de jung Frau und erfluderet ds Chopftuech; es ischt über und über voll Schnee. Si riglet energisch d Huustüür uuf und gaat ini. Dr Maa het zimmli lang, bis er d Schue abputzet het. Er brosmeret vor em hii i Baart ini: «Was doch de Wyber allpott ummezgneischte heid, äppäpp! Aber ebe, i dener Zyt, da mached si si halt geere wichtig mit irem tumme Heumlitue. Üüsereine wär froo und zfride drby, wänns eim nüd gad sövel träääf im Schnee ummezchalbere!»

Er redt nüd viil bim Znachtesse, dr Hansbalz. Es ischt merggli tunggel und tumpf i dr Chuchi a dem Aabed. Dr Schnee truggt fascht ds Pfiischter ii, eso hets ne zueche ghuuffnet. Dr Wind surret und murret uugmüetli im Chämi, und es chnotzeret und chnellt i de alte Gwette. Es ischt Helige Aabed, und ds Vriini fraaget eso zaghaft, eb si ds Bäumli nuch nüd weled aazünde hinecht. «Nei», überchunnt es chuurze Bscheid. Er gang lieber i ds Bett, er sig müede, und zwar nüd vum uutüchtige im Schnee Ummestächle, het er bissig bygfüegt. Si het nüüt gseit druuf, de jung Summeregg-Püüri. Si hets nüd über si praacht, naa ere wyte und breite Erchläärig z sueche. Es ischt ja de eerscht Wienacht, wo ds Vriini da obe i der Einöödi erlebt. Und as etz das Fescht das

«Waldhüüsli» in Elm.



Jaar uusgrechnet ine sone böösi Zyt fallt, da chu wäärli niemed öppis drfüür. Es zeert ja schu a dr Närvechraft, as mä da esoo a dem uunige Schnee und a dem tagelange Staube uusgliferet plybt. Und da ischt halt nuch ettis, wo de Lüüt uf dr Summeregg zünftig i dr Spanig bhaltet. Es erwartet das eerscht Chind, ds Vriini. Aber es het e starchs und e trüüs Herz, und es seit ganz teuffsinnig i de Aabedstillni usi: «Er ischt ja schu e chlei e Stolperi, dr Hänsbälz, aber e Liebe ischt er halt glych!»

Jä nu, das ischt würggli e wysse Wienachtsmorged. Am Puur i dem abglegne Beergheimed obe plybt nüüt anders, as au a dem helige Taag wider d Schuufle z nii und gu schore. Zwar hätt er schu am Morged uff em Hiirteweeg gnueg überchuu gchaa vum Schnee und vum Schore, aber mä wott si doch nüd iischnye luu da obe, wä mä nie weiss… Dr Hansbalz git sym wagger rundliche Fraueli nuch e bsoorgte Bligg, e chlei umständtli zündt er Pfyffe aa, und dä gaat er.

Ganz verchrampfti gseet d Welt uus naa dem nächtnige Stürme und Staube. Es sind numi zwii einzig Parte, wo da beerghalb obe deheimed sind. Ebe de junge Lüüt uf dr Summeregg und dä nuch dr Melcher im Chatzeweidli. En altledige Chnoorzi ischt das, wo mit niemed viil Umgang wott haa. Eso eifacher wäär das, wä mä dr Weeg schreeg zu dem Huusli duri chännt offe haa, anstatt das spärli Gspoor, wo da ischt, vilicht vumene Fuchs oder dä vume Ree, wo da d Nacht vrby ischt. Aber dr Melgg het das nie welle haa, as dr Winterweeg a sym Huus vrbygang. E merggliche eischiere Mäntsch ischt er, en übeltrüüete. Er ischt am liebschte mit syne Eigeheite älei deheimed gsii, und das ischt er. Drum het au a dem schnefrige Wienachtstaag e jede vu dene Beerghalb-Puure für si älei e Weeg uusgschuuflet bis i Fääribode abi.

Er ischt albigs e merggli uuwärchigi Sach gsii, der gwindet Schnee. Si sind beed z schmättere, wo si zämechänd diunde bim Fääristei. Stubetne heid si nümme gad raass möge. Nu eso ine paar Bröche wird das masleidig Wetter duregnuu, bim Pfyffelifülle. Won em e luschtigs blaus Räuchli um d Nase ummestrycht, cheert si dr Hansbalz straggs dr Summeregg zue miteme chuurz hiigworfne: «Adie dä!» Aber dr ander häbet ne zrugg: «Hee duu, das nächschtmaal mached mir dä zeerscht e Weeg zwüschet dym und mym Huus, und dä bruuchts dä da abe afed numi eine!» – «Mhm», zeiget si dr Summereggler iiverstande und wott guu. Higege dr Chatzeweidler schynt gschpräächige z sii hütt, emal ebe, er weiss nuch mii z prichte. «Weischt, das ischt sit mängem Jaar dr schüünscht Helig Aabed gsii, won ich nächt erlebt ha, und das isch es!», erchiferet si dr Melcher. «Haa-ha, gar e schüüne ischt das gsii, dr nächtnig», lachet dr Hansbalz. «Jaaja, aber tängg emaal, was das für mich gsii ischt», erzellt dr ander wyter. «Afed späät bin i



Der Erzähler
Walter Freitag, Elm.

ussem Gade chuu, will mir gad nuch e Chue gchalberet het. Und abgwerchet ha mi bi der Rüüchi uffem wyte Hiirtweeg, das weischt du ja selber wie. Und dä chuuscht du da ine chalti Chuchi ine und söttischt aafüüre. Nei, das wäär i nümme imstand gsii, lieber wäär i uuni Znacht gu ligge. Aber tängg emaal, was ich für Auge mache, won ich gsii ha, as e fründe Chessel uffem Chuchitisch staat. Es Zedeli hanget draa a dem Chessel, und det staat druuf: ‹Zur frohen Weihnacht von denen an der Sommeregg.› E greisets Znacht ischt da für mich daa gstande, e Geerschtesuppe, und sogar e Wurscht ischt dri ummegschwumme. Chuscht er es dä säge, dr Vriine, dym Wyb, etz weiss i au wider, was das ischt: e Wienachtsfreud. Gelt, seischt er es dä!» – «Daas dä wuel!», verspricht dr Hansbalz uufgruumte. Er wirft d Schuufle über d Achsle und faat aa obsi guu, was er nu mag Bode überchuu under de Füesse. «Dä isch es ja guet», rüeft er em Naachpuur nuch zue, und «Bhüet di Gott!»

«Dä isch es ja guet», seit er nuchemaal, won er a dr Summeregg obe i de tunggel Chuchi initappet, wo ds Vriini gad ds Zaabed uf e Tisch stellt. «Guet?», fraagets zrugg miteme liebe Lächlä i de junge Auge.

Der Fall Anna Göldi

Anna Göldi wurde 1734 in Sennwald in der zürcherischen Herrschaft Sax geboren. Die Familie lebte in äusserst ärmlichen Verhältnissen. Der Vater hatte als Mesmer und Scherenschleifer nur einen geringen Verdienst, und so musste sich Anna früh als Dienstmagd Geld verdienen. Dies tat sie, so ist zu vermuten, zur Zufriedenheit ihrer Brotgeber, da sie in der Regel mehrere Jahre in demselben Haushalt diente. Weniger Glück hatte sie in der Liebe. Sie ging eine Beziehung mit einem Mann ein, der ihr die Ehe versprach. 1759 gebar sie einen Knaben, der auf den Namen Adian getauft wurde, doch zu einer Ehe mit dessen Vater kam es nicht. Über das weitere Schicksal dieses Kindes ist leider nichts bekannt.

Von 1762 bis 1765 diente sie im Pfarrhaus in Sennwald. Die Liebesbeziehung mit dem dort ansässigen Jakob Rhoduner führte zu einer weiteren Schwangerschaft. Rhoduner machte sich jedoch aus dem Staub. Anna gelang es, die Schwangerschaft zu verheimlichen, und sie brachte das Kind in ihrer Kammer im Pfarrhaus zur Welt. Als sie die Dienstherrin am Morgen dort fand, war der Säugling tot. Anna wurde des Kindsmordes angeklagt, kam aber mit einer milden Strafe davon: Sie wurde an die Schandsäule gestellt und mit sechs Jahren Hausarrest belegt. Nach drei Jahren flüchtete sie aus dem Haus ihrer Schwester und gelangte nach Glarus, wo sie im Hause des Landammanns Cosmus Heer in Glarus eine Anstellung fand. Später diente sie bei der ebenso angesehenen Familie Zwicky an der Kreuzgasse in Mollis.

Einmal mehr sollte ihr die Liebe zum Verhängnis werden. Die Beziehung mit dem um mehrere Jahre jüngeren Sohn des Hauses, Dr. Melchior Zwicky, führte zu einer weiteren Schwangerschaft. Eine Heirat stand für die Familie Zwicky ausser Frage, und so reiste Anna, vermutlich auf Anraten



Stube im Zwickyhaus in Mollis.

Melchiors, nach Strassburg, wo sie ihr drittes Kind gebar. Auch hier ist es der Forschung bisher nicht gelungen, etwas Näheres über dieses Kind herauszufinden.

Im September 1780 kam Anna Göldi ein weiteres Mal nach Glarus, wo sie als Magd bei Arzt und Fünferrichter Johann Jakob Tschudi arbeitete. Hier fühlte sie sich wohl, und während des ersten Jahres lief alles gut. Im Oktober 1781 kam es in der Küche zu einem Streit zwischen ihr und der zweitältesten Tochter Anna Maria, genannt Annamiggeli. Diese riss der Magd die Haube vom Kopf, worauf Anna dem Kind ein «Püffli» gab. Wenige Tage nach diesem Zwischenfall fand Annamiggeli in ihrer Milch eine Stecknadel; am darauffolgenden Tag noch eine. Von der Meisterin zur Rede gestellt, erwiderte Anna unter Lachen, diese stammten bestimmt nicht von ihr, sie hätte gar keine. Als immer wieder Stecknadeln in der Frühstücksmilch des Kindes auftauchten, wurde Anna fristlos entlassen. Sie suchte Rat bei ihrem Bekannten, dem als verschroben, aber rechtschaffen geltenden Schlosser Rudolf Steinmüller. Überzeugt, dass sie zu Unrecht entlassen worden war, beschwerte sie sich sowohl beim Pfarrer als auch beim Landammann. Der Pfarrer, vom Fünferrichter bereits orientiert, jagte sie mit einem Stock davon, der Landammann riet ihr, sich beim ehemaligen Arbeitgeber zu entschuldigen, was sie auch tat. Man händigte Anna ihr Erspartes aus, das sie bei Steinmüller deponierte. Anschliessend begab sie sich zu einer ihrer Schwestern nach Sax. Unterdessen verschärfte sich der seltsame Vorfall mit den Stecknadeln im Hause Tschudi: Tag für Tag spuckte Annamiggeli Stecknadeln aus, dazu wurde sie von Gliederkrämpfen befallen und litt zeitweise an geistiger Verwirrung. Die Ärzte waren ratlos, und Tschudis kamen zum Schluss, dass das sonderbare «Gufenspeien» und die Anfälle mit Anna Göldi in Verbindung stehen müssten. Auf Tschudis Veranlassung liess der Evangelische Rat von Glarus Anna Göldi steckbrieflich suchen. Ein Warnbrief, den ihr Freund Steinmüller zukommen liess, wurde abgefangen. Hingegen gelang es Melchior Zwicky, Anna zu warnen, ob aus Loyalität gegenüber seiner ehemaligen Geliebten oder aus Furcht, selber ins Gerede zu kommen, ist nicht überliefert. Als der Amtsläufer in Werdenberg eintraf, war Anna entschlüpft.

Der Rat neigte dazu, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Fünferrichter Tschudi jedoch beharrte auf einer Festnahme. Mittlerweile hatte Anna Göldi in einem Wirtshaus in Degersheim Arbeit gefunden. Vom dortigen Dorflehrer an die Obrigkeit verraten, wurde sie am 21. Februar 1782 verhaftet, nach Glarus geführt und in Ketten gelegt. Da Göldi keine Glarnerin war, hätte der Fall vor den Gemeinen Rat gebracht werden sollen. Tschudi wollte aber die katholischen Ratsmitglieder, unter denen er weniger Anhänger hatte, ausschliessen und verlangte, dass sich Anna Göldi vor dem Evangelischen Rat zu verantworten habe. Annamiggeli spuckte nun zwar keine Stecknadeln mehr, doch litt sie weiterhin an Krämpfen am linken Bein. Anna Göldi glaubte, das Gericht von ihrer Unschuld überzeugen zu können, falls es ihr gelänge, das Kind zu heilen. Sie erklärte sich zu einem Versuch bereit. Es gelang ihr tatsächlich. Doch in den Augen der Familie Tschudi lieferte sie den Beweis, dass nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war. Annamiggeli wurde mehrmals befragt, und sie erklärte, Anna Göldi und Rudolf Steinmüller hätten ihr einmal ein überzuckertes «Läckerli» zu essen gegeben. Zudem sei da eine arm- und beinlose finstere Gestalt auf dem Boden «umengehapet».

Mit diesen Aussagen Annamiggelis hatten alle Abergläubischen ihre Antwort: Anna Göldi musste übernatürliche Kräfte besitzen, und sie hatte – im Bund mit dem Teufel – Annamiggeli vergiftet. Nun nahm der Gerichtsfall für Anna Göldi einen tragischen Verlauf. Durch stundenlange Verhöre und Folterungen zermürbt, gestand sie alles, was man ihr vorwarf, so unsinnig es auch sein mochte. Auch der bis anhin unbescholtene Steinmüller sah sich durch die Aussagen Annamiggelis und Anna Göldis in immer grösserer Bedrängnis. In seiner Verzweiflung nahm er sich während der Untersuchungshaft das Leben, was man ihm als Geständnis auslegte.

Der unselige Prozess um Anna Göldi ging nun in seine für die Glarner Obrigkeit unrühmliche, ja beschämende letzte Phase. Im Evangelischen Rat entbrannte eine hitzige Diskussion, als es darum ging, Anna Göldi zum Tode oder zu lebenslänglicher Haftstrafe zu verurteilen. Eine Mehrheit sprach sich für eine Haftstrafe aus. Da Glarus über keine solche Anstalt verfügte, fragte man die Zürcher Behörden an, ob Göldi im dortigen «Schellenwerk», im Zuchthaus, die Haftstrafe verbüssen könne. Zürich erklärte sich zur Aufnahme Göldis bereit.

Lebenslängliche Haft war Tschudi und seinen Anhängern jedoch nicht genug. Überzeugt, dass die Ehre und der Ruf seiner Familie nur durch den Tod der Übeltäterin wiederhergestellt werden könnten, liess er ein drittes Mal seine Beziehungen spielen und bearbeitete wankelmütige Ratsherren, in seinem Sinne abzustimmen. Am 6. Juni 1782 verurteilte der Evangelische Rat die Magd Anna Göldi mit einer Mehrheit von zwei Stimmen zum Tode durch Enthaupten. Das für viele Zeitgenossen und erst recht für die Nachwelt unverständliche Urteil wurde acht Tage später vollstreckt. Ihr Vermögen sowie dasjenige Steinmüllers wurden beschlagnahmt und flossen dem evangelischen Landessäckel zu. Dr. Melchior Zwicky wurde für seine Beihilfe zur Flucht und die schliesslich eingestandene Schwängerung mit 200 Kronentalern gebüsst. Ebenfalls eine Busse entrichten musste Frau Steinmüller, die ihrem Mann heimlich einen Brief hatte zustecken wollen. Hingegen beschloss der Rat, Dr. Tschudi keine Kosten aufzubürden.

Bergbäuerin in Elm

Anni Elmer

Die kleine Anni schaut durch eines der Fenster ihres Elternhauses hinaus in die Nacht. Die Familie ist bereits beim Abendessen. Die etwa Sechsjährige blickt Richtung Berge, Richtung Tschingelhörner. Der Mond scheint durchs Martinsloch. Das Felsenfenster leuchtet für einen Augenblick. Anni rennt in die Küche, stürmt durch die Türe hinein und ruft: «Ez hett da gad dr Muu dur z Maartinsloch gschine!»

Das kleine Dörfli war noch geprägt vom Bergsturz, als Anni Elmer im Dezember 1916 geboren wurde. «Ich bin mitten im Dorf aufgewachsen, in der Sandgasse. Wir waren vier Mädchen und ein Bub.» Die Bauernfamilie Elmer hatte sechs Kühe und einige Fleckchen Land. Nicht nur im Tal besass sie Boden, Elmers sennten auch auf der eigenen Alp Falzüber. Die Kinder mussten von klein auf mithelfen. Kaum von der Schule daheim, ging's ans Arbeiten. «Ich habe lieber draussen gearbeitet, als in die Schule zu gehen», meint Anni.

Ihre Kindheit war gut genug. «Wir waren gesund.» Die Hauptsache damals. Zeit zum Spielen blieb Anni und ihren Geschwistern selten. Spielsachen waren rar. Beinkühe hätten sie gehabt – das sind Gelenkknochen von geschlachteten Tieren – «und ette emaal äs Poppeli». Selten spielten sie draussen auf der Gasse mit anderen Kindern Hüpf- und Singspiele. Anni erinnert sich an einzelne Episoden aus ihrer Kindheit. Die mit dem Mond im Martinsloch ist ihre liebste.

Es wurde geschaut, dass die Jungen vorwärts machen. Ausruhen gehörte sich nicht. Ferien waren darum etwas Spezielles. «In der zweiten Klasse war ich das erste Mal beim Vetter Heiri in Näfels in den Ferien. Er war dort Landjäger», erzählt Anni. In der siebten Klasse durfte sie wieder verreisen. Mit der Hoschtet-Bäsi fuhr sie nach Uzwil zu Verwandten. Manchmal ging sie während der Schulferien nach Haslen zu Bekannten. Zwei Herbstferien lang durfte sie deren Hühner hirten. Die Zeit blieb auch in der Sandgasse nicht stehen. Anni erinnert sich, als sie Anfang



Glarnerinnen erzählen

Acht Glarner Autorinnen haben im Buch «Föhngeflüster» aufgezeichnet, was 20 Glarner Frauen aus ihren Leben erzählten. Das Lebensbild von Anni Elmer liegt hier in gekürzter Fassung vor.

der 20er-Jahre das erste Velo beim Sandgassbrunnen stehen sah. «Es gehörte dem Maschinisten Heiri Kubli. Er benützte es für die Unterhaltsarbeiten am weitläufigen Stromnetz. Ja, und dann ging es nicht mehr lange, und das erste Auto war auch schon da.» Doktor Marti aus dem Nachbardorf Matt war der Erste gewesen, der mit dem Auto nach Elm tuckerte. «Wir mussten halt viel Neues durchmachen. Vor uns war lange alles gleich.»

Die Schulzeit war vorbei, Anni war ledig. Sie besuchte die Fortbildungsschule, wo sie das Handarbeiten lernte, und half später einer Familie in Luchsingen im Haushalt. Sie hatte Freude am Singen. «Als ein neuer Lehrer nach Elm kam, übten wir jungen Mädchen über den Winter mit ihm Lieder ein.» Sie wollten einen Chor gründen. Anni und ihre Schwester Bethi waren bei den Initiantinnen dabei. Im Herbst 1934 fand die erste Hauptversammlung statt. Den Chor gibt es heute noch.

Gegen Ende der 30er-Jahre war den Elmer Frauen nicht immer zum Singen zumute: Krisenjahre, der Zweite Weltkrieg. Die Männer mussten an die Grenze, sie waren ständig im Militärdienst. Durch Beziehungen im Verein der Landfrauen kam Anni während der Krisenzeit zu Heimarbeit. «Mit meiner Cousine ging ich jeden Morgen um fünf Uhr auf die Sernftalbahn und dann nach Hätzingen in die Tuchfabrik. Erst mussten wir da lernen, wie man die Stoffe auf Fehler prüft. Nach der Einarbeitungszeit wurden die Stoffe nach Elm in die alte Arbeitsschule im Tagwenschopf geliefert, um sie zu überprüfen und wo nötig auszubessern.» Zusammen mit anderen Frauen verdiente sich die 20-jährige Anni so etwas Geld dazu. Viel war es nicht. Nach zwei Jahren brach der Export zusammen, die Textilindustrie im Glarnerland litt. Die Frauen konnten die Heimarbeit nicht mehr machen.

Doch Anni verblieben noch andere Arbeiten. Eine Aufgabe war das Fleischverkaufen. Auf die Chilbi hin und während der Herbstzeit schlachtete Annis Vetter Hans Schafe von der eigenen Alp Falzüber. Das bestellte Fleisch musste Anni den Kunden im Dorf verteilen.

Mitte August dann, wenn das Heu im Tal im Stall war, musste das Alpheu eingebracht werden. Die Heuer liefen von der Sandgasse hinauf aufs Mättli. Sobald der steile Weg durch die Runse hinauf endlich geschafft war, fing die strenge Arbeit erst an. Auch da wurde alles von Hand gemacht.

Am 6. März 1941 läuteten in der kleinen Elmer Kirche die Hochzeitsglocken. Anni und Rudolf Elmer heirateten. Kennengelernt hatten sie sich «auf der Gasse»: Die Küchen der jungen Frauen waren die Treffpunkte. Auch Rudolf Elmer zählte zur Runde in Annis Küche. «Man traf sich auch an der Chilbi oder an der Fasnacht. Sonst hatte man halt nicht die Gelegenheit, sich zu treffen und sich kennenzulernen.»

Anni zog mit ihrem Mann Ruedi in sein Elternhaus beim «Gsprützegmach». Das gehörte sich so. Die frisch verheiratete Anni musste mit der Schwiegermutter unter einem Dach leben. Die beiden Frauen verstanden sich gut.

Die Kriegsjahre dauerten an. Wenn Ruedi in den Militärdienst musste, blieben die Frauen alleine zurück. Ein Knecht kam auf den Hof, um den beiden die strengsten Arbeiten abzunehmen.

Anni erinnert sich gut an die Auswirkungen des Krieges. «Es war um 1942. Überall in der Gemeinde wurden Äcker aufgebrochen, um Kartoffeln anzupflanzen.» Die wertvolle Knolle kam zu Hause auf den Tisch, wurde den Schweinen und Hühnern verfuttert, und einige wurden wiederum fürs Anpflanzen aufgespart. «Wir assen oft dreimal am Tag Kartoffeln.» So standen dann morgens Rösti, mittags Salzkartoffeln und abends «Gschwellti» auf dem Speiseplan bei Elmers.

Wenn das Wetter nicht gerade zum Heuen und auch die Arbeit auf dem Acker getan war, strickten, nähten oder sammelten die Frauen Heidel- und Holunderbeeren, um daraus Konfitüre zu machen.

Bald kam mehr Leben ins Bauernhaus beim «Gsprützegmach». In zehn Jahren gebar Anni sechs Kinder. «Eine strenge Zeit», sagt sie. Die beiden Frauen kümmerten sich nebst den Kindern um den Haushalt und das Kleinvieh. Schon vor dem Frühstück wollte die Grossmutter frische Butter gemacht haben. Im «Anggechübel» wurde an der Handkurbel so lange gedreht, bis aus dem Nidel Angge wurde. «Wenn wir zu viel davon hatten, siedeten wir die Butter ein, um sie später als Fett zu verwenden.» Schweinefett und diese eingekochte Butter dienten zum Kochen und Backen. Fliessendes Wasser gab es in Annis Küche nicht. Die Kinder holten frisches Wasser vor dem Haus beim Brunnen und trugen das schmutzige wieder nach draussen. «Wir hatten anfangs einen Chessichurscht in der Küche. 1959 kam das Chessi raus.» Ein geschlossener Herd und ein Lavabo waren eine Neuheit.

Die Winter waren lang im kleinen Bergdorf. Oft lag meterhoch Schnee. Die Lawinengefahr war gross. Wenn zu viel Schnee lag und der Sechsspänner mit dem Schneeschlitten nicht mehr durchkam, war die Strasse ins Hinterland zu. Annis Kinder mussten nicht zur Schule, der Vorrat im Keller musste reichen.

Auch im Winter gab es genug Arbeit. Anni nähte Hosen für die Buben und Hirtenhemden oder flickte Heutücher. Wenn die Strasse offen war, besuchte sie die Kurse der Landfrauen im Dorf.

Auch im «Gsprützegmach» lief die Zeit weiter. Neuerungen im Haushalt erleichterten einiges. «1954 bekamen wir ein eigenes Telefon im Haus. Vorher musste man zur Telegrafenstation ins Restaurant Vorab.»

Auch die erste Waschmaschine fand zu Beginn der 50er-Jahre den Weg ins Hinterland. «Bald hatten wir auch die erste Dusche mit Gasdurchlauferhitzer», Anni lächelt. «Die Leute, die noch keine Dusche hatten, kamen zu uns, um sich zu duschen.»

Bald zogen die Kinder aus. Der jüngste Sohn übernahm den Hof und den Alpwirtschaftsbetrieb, Anni und Ruedi zogen ins Stöckli gleich nebenan. Lange ging es gut. Sie wären gerne im Stöckli geblieben, doch im März 2000 erlitt Anni einen Schlaganfall. Obwohl sie sich gut erholte, entschlossen sich die beiden, ins Altersheim zu gehen.

Seit Januar 2006 ist Anni allein in ihrem Zimmerchen im Altersheim. Ruedi ist gestorben. Ihnen hätten 42 Tage zur eisernen Hochzeit gefehlt, erzählt Anni leise.

Sie berührt ihren Ehering.

Sie war immer eine zurückhaltende Person, ausgerufen hat sie nie. Auch dann nicht, wenn ihr Mann Ruedi oft weg war und das Telefon manchmal fast ununterbrochen läutete. «Ruedi war Gemeindepräsident, aber selten zu Hause.» Anni nahm die Anrufe entgegen, richtete die Mitteilungen aus, wenn Ruedi wieder zurück war. Sie dachte manchmal, es sei jetzt grad gar viel. «Heute würde man sagen: Tschüss, ich gehe. Aber damals. Nein, dieser Gedanke war nie da.»

Im Altersheim hat Anni Zeit. Illustrierte liegen auf dem Tisch, sie schaut sich gern Sportsendungen im Fernsehen an und strickt viel.

«Das Dorf hat sich gewaltig verändert», blickt Anni zurück, «und mit dem Dorf haben sich auch die Menschen verändert.» Doch etwas ist gleich geblieben. Die Berge. Die Tschingelhörner. Das Martinsloch. Genauso majestätisch wie vor 90 Jahren umgeben sie das kleine Dörfli. Heutzutage pilgern im Frühling und im Herbst unzählige Touristen nach Elm, um die Sonne im Martinsloch zu fotografieren. Auch wenn der Mond durchs Loch im Fels aufs Dorf hinab scheint, kommen sie. Sie stehen da mit den Kameras, warten, schauen und verschwinden wieder. Anni hat das anders erlebt. Zufällig, still, allein. Damals, als sie durch eines der Fenster ihres Elternhauses hinaus in die Nacht schaute.

Sage

Dr Chnopfbaart



Wännt z Filzbach witt eine namse, so seisch eifach «Grüezi Herr Mänzi» oder «Gueten Abed Herr Chamm». Deneweg chasch chuum fääle, wil schier das ganz Dörfli esoo heisst. Emaalen aber isch det oben e Puur deheimed gsii, e dem händs nu dr Chnopfbaart gseit, und er hets nüd emal uugääre ghää.

Esone Baart we deer het wyt und breit ekeine ghää. Wene Staublaui isch er em vu de Oore bis über d Chnüü abe ghanget. Für i d Chilche hetne dr Chnopfbaart gschtriglet und büglet, bis er schüü fyne gsii isch. Under dr Wuche aber het er nüd dr Wyl ghää für dernigi Spargimänte. Für zum Werche het er dorum sine Baart underem Chüni teilt und über d Achsle hindere gfleugt, de eint Helfti linggs, de ander rächts. Ds Aaferli, sini Frau, het ems hinde chrüüzwys überenand gleit, as es uusgsii het we ds Lederzüüg vumene französische Grenadier – und dä het dr Puur de beede Zipfel ghebet und vorne mit eme ghöörige Chnopf zämepunde. Und dorum het er ebe dr Chnopfbaart gheisse.

Emaal, es isch im Herbschtmunet gsii, so gaat dr Chnopfbaart drufi gu luege wege de Tier, wil gly hätt sölle d Jagd uufguu. Ds Gweer het er deheimed luu, wil ers nüd het welle a dr Reed haa, er heigs we deselbe Chlytaler, wo zmitzt im Summer schu Gamsfleisch uufgstellt händ.

Woner uff das Felsbändli chunnt, wo hüt dr Bäretritt heisst, so chunnt zeismaal e Bäär uffne loos. Dr Puur erstellt si und laat das Vych rüebig zueche, und wes uf d Hinderbei staat, so haut er ein eis mit dr Fuuscht uffe Grind, as es ds Füür i Holand gsii hätt, wänns gwüsst hätt, wo das wäär. Aber das het nüüt bschosse. Ds Kunträäri: Das Monschtrum isch i d Galle chuu und zwiggt em Chnopfbaart d Kralle i d Achsle, as si gad bhegget. Dr Puur winggset, schlaat drii, wes gad chunnt. Er trimächtet und jesmet – dr Bäär brummet wene Passgyge. Zeismaal zeiget er d Zänd und will em Chnopfbaart a ds Gurgeli. Aber deer nüd fuul und schoppet em dr Baart i d Schnure, und ab dem Haarwerch isch dise schier verwoorget. Er hueschtet und zablet und stürchlet. Er troolet über ds Wändli abe und zeert dr Chirezer mitem. Wo si unden aachänd, so ghyt dr Bäär uffe Buggel, het ds Chrüüz abenand und isch tood. Em Chnopfbaart hets nüüt tue.

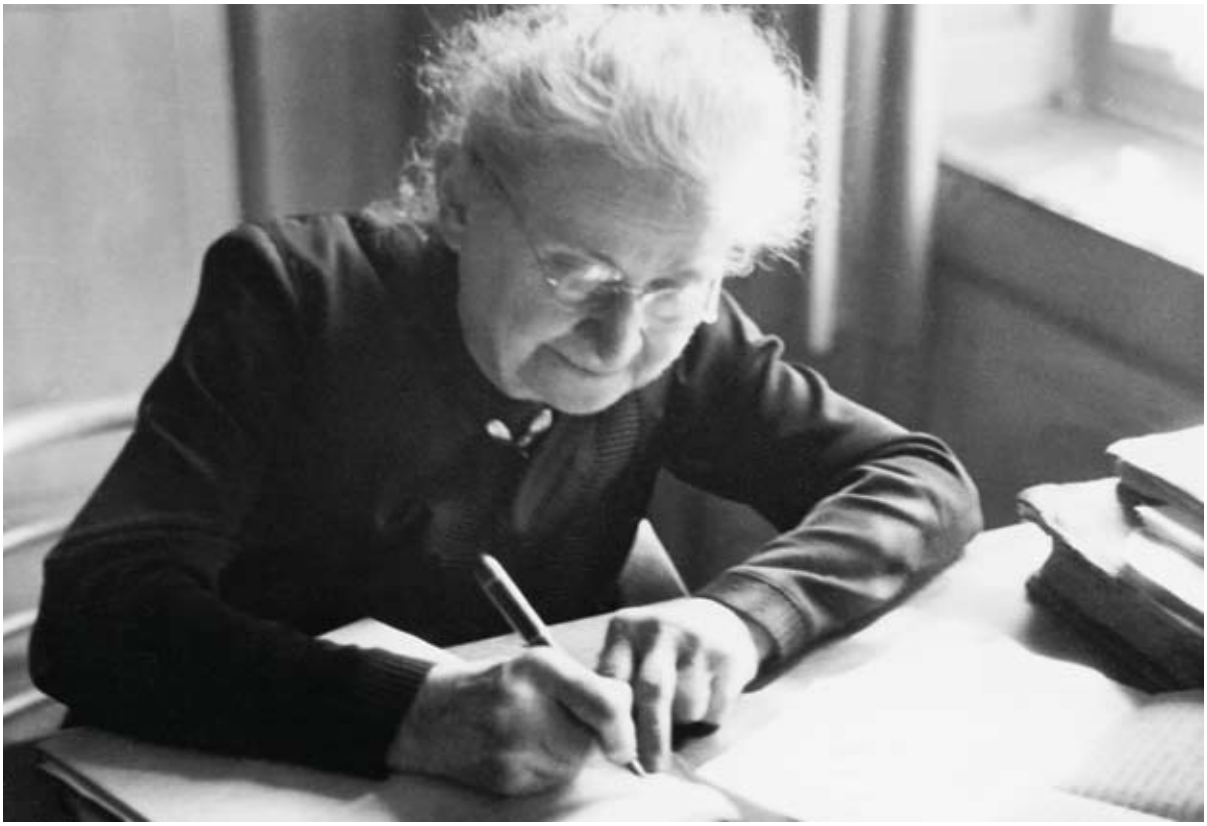
Etz wüssed er, weso as er sine Übername i Eere ghää het.

Erste Glarnerin mit Doktorhut

Frieda Gallati (1876–1955)

Frieda Gallati wurde am 12. September 1876 in Glarus geboren. Hier, genauer im Elternhaus am Spielhof, verbrachte sie beinahe ihr ganzes Leben. Ihr familiäres Umfeld sollte ihren späteren Lebensweg stark prägen, denn sie wuchs in einer durch und durch politischen Familie auf. Der Grossvater mütterlicherseits, Jesayas Zweifel, amtete während elf Jahren als Landammann. Später sah ihn Frieda oft zusammen mit ihrem Vater an die Session nach Bern reisen, der eine als Ständerat, der andere als Nationalrat. In deren Fussstapfen trat schliesslich ihr Bruder Rudolf, der in Zürich ein Rechtsstudium absolviert hatte und als Landammann und Nationalrat die politischen Geschicke des Glarnerlandes mitbestimmte. Aber auch die wissensdurstige Frieda erhielt eine höhere Schulbildung. Sie besuchte in Zürich die höhere Töchterschule und studierte anschliessend – für die damalige Zeit höchst aussergewöhnlich – Geschichte, historische Hilfswissenschaften und deutsche Literatur. 1902 schloss Frieda als erste Glarnerin ihr Studium in Zürich mit dem Doktortitel ab. Ihre Doktorarbeit schrieb sie über Schweden und den Dreissigjährigen Krieg. Die politische Geschichte des 17. Jahrhunderts wurde eines ihrer Spezialgebiete. Nicht ganz unerwartet war die Geschichte des Kantons Glarus ihr zweites Arbeitsfeld. Besonders unterzog sie das Werk von Aegidius Tschudi einer kritischen Betrachtung. Dabei stellte sie fest, dass es jenem Historiker des 16. Jahrhunderts gelegentlich an Zuverlässigkeit

Frieda Gallati – Wissenschaftlerin und Förderin der Frauenrechte.



mangelte und er zur Not Dokumente «erfand», um seine Thesen als historisch abgesicherte Fakten präsentieren zu können. Es lag ihr aber weniger daran, den grossen Glarner Gelehrten vom Sockel zu stürzen, als vielmehr nüchtern und sachlich seine Grenzen aufzuzeigen.

Frieda Gallati stellte ihre ganze Energie in den Dienst der Geschichte. Die Ehe mit einem deutschen Gelehrten wurde nach einigen Jahren kinderlos geschieden. Neben ihrer Forschertätigkeit erstellte sie im Staatsarchiv Zürich, in mühsamer, aber wertvoller Fleissarbeit, Namen- und Sachregister. In gleicher Weise profitierte das Landesarchiv Glarus von ihrer sauberen, exakten und bis ins Kleinste gewissenhaften Arbeitsweise.

Frieda Gallati, eine weltfremde Stubenhockerin? – Mitnichten. Sie, die schon von Kindesbeinen an die politischen Aktivitäten von Grossvater, Vater und Bruder mitbekam, tat sich schwer damit, dass den Frauen das politische Mitsprache- und Mitbestimmungsrecht versagt bleiben sollte. Sie setzte sich sehr für das Frauenstimmrecht ein. Zunächst galt es, das Interesse der Frauen an Zeitfragen und am öffentlichen Leben zu wecken. 1930 gründete sie den Glarner Verein für Fraueninteressen, verfasste auch gleich die Statuten und wirkte als erste Präsidentin. 1921 hatte sich die Landsgemeinde erstmals mit dem Frauenstimmrecht befasst, dieses jedoch abgelehnt. Der Wunsch und die Forderung nach politischer Mitbestimmung standen aber weiterhin im Raum. 1929 hatte auch eine stattliche Anzahl Glarner, 751 Frauen und immerhin 300 Männer, die Petition zur Erlangung des Frauenstimmrechts unterzeichnet. Mit der Gründung des Glarner Vereins versuchte Frieda Gallati, diesen Bestrebungen Nachhaltigkeit zu verschaffen und die Glarnerinnen zu mobilisieren. 1936 hatte die Männerwelt auf dem Ring ein zweites Mal über die Einführung des Frauenstimmrechts zu befinden, diesmal beschränkt auf Kirchen-, Schul- und Armenfragen. Erneut erteilte das Glarner Stimmvolk der Vorlage eine deutliche Abfuhr. Trotz aller Bemühungen waren die Glarner noch nicht bereit, die Frauen mitbestimmen zu lassen.

In der Folge löste sich der Glarner Verein für Fraueninteressen auf, da sich nach dem Rücktritt der enttäuschten Frieda Gallati keine neue Präsidentin fand. Während der nächsten Jahrzehnte trat sie kaum mehr öffentlich in Erscheinung. Mit unvermindertem Fleiss widmete sie sich aber der Geschichtsschreibung, hielt Vorträge und verfasste zahlreiche Artikel zu schweizerischen und glarnerischen Themen. Schliesslich erfuhr sie – wenn auch etwas spät – Anerkennung für ihre beruflichen Leistungen. Sowohl die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft als auch der Historische Verein des Kantons Glarus ernannten Frieda Gallati zu ihrem Ehrenmitglied. An ihrem 70. Geburtstag überreichte ihr der Historische Verein eine ihr gewidmete Festschrift.

Ein uralter Feuerbrauch

«Schybefleuge»

Nach den Herbstferien, wenn noch kein Schnee liegt, versammeln sich an schulfreien Nachmittagen die Matter Buben, um das «Schybefleuge» vorzubereiten. Die 11- bis 15-Jährigen treffen sich auf Mutten, einem Felskopf etwa 250 Meter über dem Dorf, die Erst- bis Viertklässler auf der andern Talseite bei einem grossen Felsbrocken am untersten Hang.

Der je älteste Jahrgang stellt den Chef und den Vizechef. Sie bestimmen, wer welches Werkzeug mitbringt, und sie verteilen die Arbeiten. Für die Kleinen fällt der Förster ein paar kleinere Bäume, astet sie ab und sägt sie zu Rugeln. Die Grossen besorgen das selber. Gemeinsam wird das Holz hinuntergeschleppt und neben der Feuergrube, wo meist noch ein Stapel vorjähriges Holz liegt, zersägt und gespaltet. Daneben werden Sitzgelegenheiten erstellt, und die Erfahrensten richten den «Schybelade». Das ist ein dickes, etwa zwei Meter langes Brett, das an beiden Enden auf Holzklötzen aufliegt und gegen den Abhang hin etwas ansteigt. Nach Neujahr sammeln die Jüngeren die Christbäume ein und schleifen sie durch den Schnee zum Feuerplatz hinauf. Andere Zurüstungen besorgt jeder für sich allein. Ein etwa armdickes Eschenstämmchen wird im Kern längs durchbohrt und dann zu fingerdicken Scheiben zersägt. Jeder braucht etwa 100 bis 150 solcher Rädchen. Ferner schneidet sich jeder vier bis fünf Scheibenstöcke. Das sind über mannshohe Haselstäbe, deren eines Ende ins Loch der Scheiben eingepasst wird. Endlich muss eine Fackel hergestellt werden. Von alten T-Shirts über Putzfäden bis zu alten Unterhosen wird alles verwendet; mit Draht und Nägeln werden die Klamotten an einem Stecken oder Besenstiel befestigt und mit Petrol oder Altöl getränkt. Am Vorabend tragen die Burschen Stöcke, Scheiben und was sie zu trin-

Am linken Talhang feiern die Jüngeren ihr eigenes «Schybefleuge». Nach dem Aufstieg schwingen die Buben die Fackeln, währenddem die Vordersten den Holzstoss anzünden.



ken gedenken, zu den Sitzplätzen hoch, und vom Feuerplatz wird der Schnee weggeräumt.

Am Fasnachtsonntag versammeln sich bei Einbruch der Dunkelheit die beiden Mannschaften im Dorf. Warm in alte Kleider verpackt, die Fackeln geschultert, steigen sie im Zickzack den Hang hinauf. Bevor die Spur im Wald verschwindet, entzünden sie alle Fackeln. Zwei oder drei steigen voraus zum Feuerplatz hinauf und setzen den Holzstoss in Brand. Die andern schwingen die mächtigen Feuerbrände vor sich oder waagrecht über dem Kopf. Das gibt einen prächtigen rötlichen Schein über die Schneehalde hin bis zu den Stämmen und dem Geäst des Waldes. Am Hang gegenüber versuchen die Kleinen, es den Grossen gleichzutun.

Dann steigen sie zum Feuer hinauf, und das «Fleugen» kann beginnen. Der Chef «fleugt» die erste Scheibe. Er steckt sie vorn an einen Stock und hält sie ins Feuer, bis sie glüht oder brennt. Er stellt sich links neben das Brett, und während er, die Scheibe im Kreis schwingend, zum Schlage ausholt, verkündet er mit lauter Stimme, wem er sie widmen will:

«Schybe, Schybe, überrybe,
die söll em Tydi i ds Nescht ine flüge.»

Durch einen kräftigen Aufprall löst sich die Scheibe vom Stock und schwirrt, als kleine Sonne sich drehend, in die Dunkelheit hinaus. Manche Scheiben ziehen auch kometengleich mit glühendem Schweif dahin und senken sich in weitem Bogen. Andere zaubern eine prächtige Leuchtspur, die sekundenlang den Nachthimmel durchschlängelt. Ein geschickter «Schybebueb» vermag die Scheibe 30 bis 40 Meter gerade hinaus zu schnellen. Oft ist es lustig zu sehen, wie sich einer beim Spruch fast heiser schreit, bis ihm beim Abschlag die Scheibe in 1000 Stücke zerspringt. Nach Mitternacht kehren die Unterschüler von ihrem Feuer heim, bedeckt mit Russ und Ruhm, und auch die Fünft- und Sechstklässler werden von Mutten nach Hause geschickt. Die Älteren bleiben oben bis in die Morgenstunden. Sie sitzen plaudernd um ihren Gluthaufen, rösten Fleisch und Würste, bereiten sich ein Fondue und trinken Cola oder auch Kaffee Schnaps, der hier oben erlaubt ist, wie auch das Rauchen. Das sind «Rechte», die sich durch die Generationen von den Vätern auf die Söhne vererbt haben.

Seit jeher gehörte es dazu, dass die Knaben auf Mutten für sich allein waren. Kein Erwachsener liess es sich einfallen, ihrem Treiben zuschauen zu wollen. So soll es auch in Zukunft bleiben, selbst wenn mancher auf ein selbst geknipstes Bild dieses Brauchs verzichten muss. Er ist keine Schauveranstaltung.

Manche Einzelheiten haben sich in den letzten Jahrzehnten geändert, etwa, dass das Holz schon im Herbst gerüstet



An den Haselstecken werden die «Schybe» ins Feuer gehalten, bis sie glühend sind.

wird statt im Januar, der, seit es Skilifte gibt, dem Wintersport gehört, oder, weil es keine Abfälle aus der Spinnerei mehr gibt, die Machart der Fackeln. Auch die Bezeichnungen Chef und Vizechef sind neu. Früher gab es, nach der Hierarchie in der ehemaligen Spinnerei, die Meister und den Obermeister.

Bräuche sind Nachklänge der Vergangenheit in der Gegenwart, starre Fossilien sind sie aber nicht. Sie bleiben, wie alles, dem Wandel unterworfen. Die älteste Erwähnung des «Schybefleugens» stammt vom Naturforscher Oswald Heer aus dem Jahre 1846. Er berichtet, dass der «Fyrabed» genannte Ort auf dem Muttenkopf als Hexentanzplatz gegolten habe, was der Meinung Vorschub geleistet haben mag, der Matter Brauch gehe auf vorchristliche Zeit zurück. Sicher ist er als einer der vielen Licht- und Feuerbräuche des Spätwinters im ganzen Alpenraum verbreitet. Das Sprüchlein «Schybe, Schybe, überrybe…» verrät, dass es und vielleicht der ganze Brauch von ennet dem Panixer stammt, wo er, zum Beispiel in Tavanasa, ebenfalls verbürgt ist: «überrybe» ist wohl eine Verballhornung von «übere Rhy übere». Noch zur Zeit Heers war das «Schybefleuge» Sache der «Ledigen», das heisst der konfirmierten 16- bis 20-Jährigen. Erst später rutschte er zu den Schulbuben herunter, hat aber manches von einem Initialritus behalten: das Ausharren eine ganze Winternacht lang in der Abgeschiedenheit, den strikten Ausschluss der Mädchen, das bis in die jüngste Zeit streng eingehaltene Gebot, dass kein Erwachsener dabei etwas zu suchen habe.

Matt führt das «Schybefleuge» im Wappen.



Fridolinstag

«Wir fangen Mitte Februar an zu sammeln. ‹Im Wald hat es dürre Äste. Geht doch nach der Schule sammeln›, sagt der Lehrer. Der Vorschlag wird angenommen. Also gehen wir nach halb vier Uhr in den Wald und sammeln dürres Holz. Aber es hat Schnee. Die Äste sind unter dem Schnee und sind nass. Wir müssen darum auch im Dorf sammeln. Mit einem alten Heuwagen schleppen wir Abfallholz, Kartonschachteln, Bürdeli und sogar eine alte Bettstatt zum Feuerplatz.

Am 6. März am Morgen regnet es. Trotzdem holen wir noch Äste bei Tschudis. Am Nachmittag schichten wir den Haufen auf. Es gibt viel zu tun. Zuoberst auf den Haufen kommt ein Weihnachtsbaum. Es sieht schön aus!



«Fridlisfüür» auf der Matt in Schwanden.

Um sieben Uhr wird das Feuer angezündet. Um halb acht sind viele Leute da. Die Kinder machen Fangis oder kämpfen miteinander. Barbara und ich laufen ein wenig herum. Das Feuer brennt ganz hell. Funken sprühen herum und brennen drei Löcher in Elisabeths Kappe. Wir springen herum und rufen und schreien. Jetzt sitzen die Buben hinter einem Stein. Wir Mädchen wollen sie anschleichen, gehen aber in die Falle. Sie werfen kleine Schwärmer auf uns. Von allen Seiten macht es: ‹Peng – peng – peng.› Überall blitzt es. Später machen wir alle Fangis um das Feuer herum. Wie schade, dass um zehn Uhr alles vorbei ist!»

So berichtet eine Sooler Schülerin von diesem uralten Glarner Brauch. Heute noch werden am Abend des 6. März zum Gedenken an unsern Landespatron Sankt Fridolin solche Feuer angezündet. Diese gehörten ursprünglich mit grösster Wahrscheinlichkeit zu den vorchristlichen Frühlingsfeuern wie etwa dasjenige des zürcherischen Sechseläutens. Vermutlich sind sie im Hoch- oder Spätmittelalter St. Fridolin zugeordnet worden.

Auf eine ganz besondere Weise feiern die Biltner den 6. März. Am Abend versammeln sich die Kinder mit ihren Eltern beim Fridolinsbrunnen in Unterbilten. Die Feier wird von der Jugendmusik musikalisch umrahmt. Eine prominente Persönlichkeit hält eine kurze Ansprache, und der Verkehrsverein sorgt mit Wurst, Brot und Tee, gestiftet von den beiden Kirchgemeinden, für das leibliche Wohl. Die Kinder lassen auf dem Wasser des Brunnentrogs ihre bunt bewimpelten Schiffchen schwimmen. Einige davon sind alter Familienbesitz, einst vom Grossvater oder sogar vom Urgrossvater mit viel Liebe und Sorgfalt angefertigt. Auf einigen dieser Schiffchen brennen Kerzen als Sinnbild für das christliche Licht, das St. Fridolin einst von Irland aus über das grosse Wasser zu uns gebracht haben soll.

Bräuche sind vergänglich. Hoffentlich aber werden die Schiffchen in Bilten weiterhin fahren und die Feuer in den verschiedenen Dörfern noch lange auflodern zur Freude von Jung und Alt.

Am ersten Dienstag im Dezember

Klausschellen

Wenn Mitte November die Tage merklich kürzer geworden sind und die ersten Schneeflocken fallen, beginnen die Schwander Kinder unruhig zu werden. Wer am Klausschellen mitmachen will, muss sich nun schleunigst eine Glocke besorgen, um eine gute Woche vor dem Chlaustag zum ersten Einschellen bereit zu sein.

Am Samstagnachmittag trifft man sich auf dem Feuerwehrplatz. Und schon beginnt das Gerangel um die vorderen Plätze im Geläut. Aber da wird recht streng eingeteilt. Wer eine Vorschelle oder eine Maiglocke im Schritt und im Takt zu schwingen vermag, darf bei den «Grossen» mittun. Alle andern werden zu den «Kleinen» gewiesen, die alsbald in munterem Durcheinander unter der Leitung eines grösseren Schülers durchs Dorf ziehen. In bedächtigem Schritt folgen die Grossen, vorne die Vorschellen, dahinter die Maiglocken: ein herrliches Gemisch von dumpfen Schlägen und hell klingenden Tönen. Die Route durchs Dorf ist seit jeher festgelegt.

In der folgenden Woche müssen die Klausscheller früh aufstehen. Um Viertel nach sechs beginnt die Morgenrunde. Fast zur gleichen Zeit machen sich die Thoner mit ihrem eigenen Geläut auf den Weg. Beim Kreuzplatz stärken sich die beiden Gruppen mit Bürli und Bouillon, bevor man, zum grossen Geläut vereint, schellend zum Schulhaus zieht. Nachmittags, nach der Schule, drehen Schwander und Thoner ihre traditionellen Runden in «ihrem» Dorfteil, umkreisen Herrenhäuser und schellen bei Privaten, von denen sie sich am Chlaustag eine Gabe versprechen. Das Einschellen ist die Vorbereitung auf den Chlaustag. Mancher Erwachsene bleibt am Strassenrand stehen, lauscht versonnen dem lärmigen Treiben und erinnert sich gerne an seine eigene Jugendzeit, wo er selbst stolz eine Vorschelle geschlagen hat.

Dann kommt der grosse Tag, der Chlaustag mit dem «Hee-Rufen». Er wird immer am ersten Dienstag im Dezember gefeiert. An die 200 Kinder versammeln sich vor acht Uhr auf dem Feuerwehrplatz. Sie haben sich Säcklein umgehängt, um die Gaben darin zu verstauen. Die Vorfreude auf Süssigkeiten, Mandarinen, «Chlaus-Chrääm», «Gryttibänze», Nüsse, allerlei Gebäck und Naschereien lässt sie die Winterkälte vergessen.

Punkt acht Uhr formiert sich der Umzug: vorne die grossen Scheller, gefolgt von den «Kleinen», dahinter die vielen Kinder ohne Schellen. Man geht in Einerkolonne, damit man bei Läden, Geschäften und Privaten die Esswaren besser in Empfang nehmen kann. Langsam tappt die scheinbar unendlich lange Schlange von einer Spendertüre zur andern. Kaum hat man die letzte Spende eingesteckt, löst sich der ganze Zug auf. Zum letzten Mal für dieses Jahr ist das Geschell erklungen. Man freut sich an den Gaben, verzehrt schon auf der Strasse oder dann daheim die ersten Köstlichkeiten und ist auch etwas erleichtert, weil man nun wieder länger im Bett bleiben darf.



Die Achtklässler führen den Zug mit den grössten Schellen an.



Bei jedem der elf Gedenksteine hält die Prozession zum Gebet inne.

Die Näfelser Fahrt

Auf alten Wegen und Stegen

Pünktlich um sieben Uhr traf ich mich jeweils mit einigen meiner Schulkameraden beim Zeughaus. Meistens standen Ehrenkompanie und Harmoniemusik schon in Reih und Glied zum Abmarsch bereit. Sobald die Musik zu spielen begann, setzte sich der Zug auf der Landstrasse Richtung Netstal in Bewegung. Wir Buben versuchten, wie die Soldaten im Takt zu marschieren. Ausgangs Netstal aber nahmen wir die Abkürzung über die Wiesen ins Schneisigen.

Dort suchten wir uns einen Sitzplatz im Wald unter den Bäumen, von wo aus wir eine gute Übersicht auf das Fahrtsgeschehen hatten. Interessiert verfolgten wir die Ankunft der Regierungsräte in den zwei Kutschen, den Einmarsch der Musikanten und der Soldaten und den Einzug der Prozession, die jedes Jahr von Glarus aus mit Bannern und Kreuzen «auf alten Wegen und Stegen» nach Näfels zieht. Nicht selten musste uns ein Polizist ermahnen, die Feier nicht zu stören. Die Ansprache des Landesstatthalters interessierte uns nicht. Unsere Aufmerksamkeit galt eher der Harmoniemusik und den Sängern.

Anschliessend gingen wir zum Fahrtsplatz. An den blumengeschmückten Gedenksteinen anzuhalten und zu beten, schien uns Sache der Prozession zu sein. Nicht verpassen aber wollten wir die Verlesung des Fahrtsbriefes. Aufmerksam hörten wir uns die altertümlichen Namen der Gefallenen an. Am besten gefiel uns immer «Ruedi unter dem Birnbaum». Dann war für uns die Spannung vorbei. Wir hatten keine Lust, uns die Fahrtspredigt anzuhören. Kurzweiliger fanden wir es rund um die Verkaufsstände im Dorf.

Nach Abschluss der Feierlichkeiten beim Schlachtdenkmal traf ich mich jeweils mit meinen Angehörigen, um den weiteren Ablauf des Tages zu besprechen. Meine Mutter ging meistens noch in die Pfarrkirche zur Festmesse. In diesem Falle waren wir Kinder bei den Grosseltern zum Mittagessen eingeladen.



In der Näfelser Kirche endet die Fahrt mit dem Hochamt.

Einmal hatten wir Buben von irgendwoher erfahren, dass man droben im Kloster gratis Suppe bekomme. Das liessen wir uns nicht zweimal sagen. Und wirklich, die freundlichen Kapuzinermönche füllten jedem von uns eine Riesenschüssel mit Kartoffelsuppe. Das war so viel, dass wir nicht alles essen konnten. Verstohlen schütteten wir den Rest über die hohe Klostermauer.

Am Nachmittag stand ein Fussballmatch auf dem Programm. Eine Glarner Auswahl trat gegen einen Nationalligaklub an. Da mussten wir unbedingt dabei sein. Es bestand also keine Gefahr, dass ich trotz des Verbots des Grossvaters nach Weesen gegangen wäre. «Kein rechter Glarner geht an der Fahrt nach Weesen», pflegte er jeweils zu sagen, «wenn man bedenkt, wie es unserer Besatzung anno 1388 ergangen ist.»

Gewöhnlich gingen wir gegen Abend zu Fuss nach Hause. Einmal erblickten wir auf der Kantonsstrasse die Kutschen, welche die Regierungsräte wieder nach Glarus brachten. Wir rannten den Kutschen nach und sprangen unbemerkt hinten auf. So fuhren wir als blinde Passagiere nach Glarus.



Regierung, Kirche, Militär und Volk feiern zusammen auf dem Schlachtfeld im Schneisigen.



Kunsthaus Glarus.

Fenster in die Welt der Künste

Kunsthaus in Glarus

Im Volksgarten in Glarus entdecken wir zwischen hohen Bäumen helle Backsteinmauern, lange Fensterreihen und auffallende Glasdächer: das Kunsthaus Glarus. Es entstand 1950 bis 1952 und ist ein bedeutendes Werk des Glarner Architekten Hans Leuzinger (1887–1971 in Glarus).

Der Bau hat eine lange Vorgeschichte. Gustav Schneeli (1872–1944), Bürger von Mühlehorn, stammte aus einer wohlhabenden Familie und war Kunsthistoriker, Jurist und Künstler. Im Alter plante er, für sein künstlerisches Werk im Volksgarten in Glarus ein eigenes Museum zu erstellen. Gemeinsam mit dem Glarner Kunstverein wurden viele Varianten entworfen, aber erst sieben Jahre nach Schneelis Tod waren die Pläne reif, und dank seines Legates konnte das Kunsthaus gebaut werden. Die grossen, gut proportionierten Räume und die spezielle Lichtführung begeistern Kunstschaffende und Besucher auch heute noch im selben Masse.

Der 1870 gegründete Glarner Kunstverein, der die Verantwortung für das Haus trägt, verfügt inzwischen über eine reichhaltige, interessante Sammlung. Diese enthält Werke von bekannten Schweizer Künstlern; besonders gut vertreten sind regionale Künstler wie Jakob Ruch, Alexander Soldenhoff oder Lill Tschudi sowie Künstler aus dem 19. Jahrhundert, etwa Balz Stäger oder Johann Gottfried Steffan, die mit Begeisterung die Glarner Alpen malten. Dank grosszügiger Schenkungen und Dauerleihgaben fanden auch Werke international bekannter Künstler wie Pablo Picasso, Andy Warhol oder Ernst Ludwig Kirchner den Weg in die Sammlung.

Diese Kunstwerke sind aber nicht immer ausgestellt. Sie befinden sich alle in einem Magazin im Untergeschoss des Hauses, von wo einige von ihnen, je nach Ausstellungsthema, «ans Licht» geholt werden.



«Der Mönch», 1911.
Ferdinand Hodler (1853–1918)

Im Gegensatz zu einem Kunstmuseum, das seine gesammelten Schätze präsentiert, zeigt das Kunsthaus hauptsächlich Wechselausstellungen von zeitgenössischen Künstlerinnen und Künstlern, was Begegnungen mit Ungewohntem verspricht. Seit 1992 sind in Glarus professionelle Kuratorinnen und Kuratoren für das Ausstellungsprogramm zuständig. Ihre Aufgabe ist es, nationale und internationale Kunstschaffende einzuladen und mit ihnen Ausstellungen zu organisieren. Die Arbeiten der Vertreter und Vertreterinnen der zeitgenössischen Kunst können sicherlich Erstaunen hervorrufen, haben doch in den letzten Jahrzehnten neue Kunstformen wie Videoprojektion und Installation in den Kunsträumen Einzug gehalten: Im Seitenlichtsaal empfängt uns ein echter Wald (Knut Asdam), silberne Kissen schweben durch den Raum (Cerith Wyn Evans), Urs Fischer baut sein ganzes Atelier im Schneelisaal auf, Annelise Coste besprayt in Airbrush-Technik bunt und frech alle Wände des Oberlichtsaals, in einem grossen Raum steht ein verdorrter Ast, behängt mit einem weissen Leibchen, welches auf der Innenseite mit Vögeln bedruckt ist (Rolf Graf); Ast, Leibchen, sonst nichts. Manchmal wird ein Raum verdunkelt, damit eine grossformatige Videoprojektion ihre Wirkung entfalten kann.

So stehen wir oft überrascht und mit vielen Fragen da, und es beginnen das genaue Schauen und das Nachdenken und das Gespräch mit andern; eine vielleicht spannende Auseinandersetzung mit Kunst, aber auch mit uns selbst. Ein Wegesuchen im Kunst-Dschungel.



«Silver Clouds», 2001 (nach Andy Warhols «Silver Clouds», 1966).
Cerith Wyn Evans (*1958)

Glarner Kulturschaffende

Vom Glarnerland inspiriert?



Katrin Hotz

1976, Biel, visuelle Künstlerin

«Mein künstlerisches Schaffen ist inspiriert von einem Gefühl der Heimatlosigkeit und dem Wunsch, beheimatet zu sein. In diesem Spannungsfeld entsteht eine produktive Distanz zum Alltäglichen. Heimat nicht als der nostalgische Schleier des positiven Lebens, sondern ein immer schon urgründig Un-Heimliches.»



Martin Bäbler

1981, Mollis, Filmemacher

«Das Glarnerland hat für uns etwas Magisches. Es prägt unser Filmschaffen durch das Gefühl, zu Hause zu sein, und schenkt uns eine ungemein starke Hingabe zur Natur.»

Walter Bäbler

1985, Mollis, Filmemacher

«Inmitten dieses gigantischen, schroffen, wunderschönen und heimeligen Ortes versuchen wir die Vielfalt der Lebensgefühle in unseren Filmen mit Bild und Musik auszudrücken. Die Neugier, neue Perspektiven und Klänge zu finden, wird uns auch durch hohe, kantige Berge nicht genommen, denn sie sind für uns da, um genau dies zu ermöglichen.»

Christoph Kobelt

1955, Mitlödi, Komponist und Dirigent

«Meine Art, Musik zu erleben, hat mir die glarnerische Landschaft seit Kindsbeinen an vertraut gemacht. Eingerahmt von eindrücklichsten Bergformen, die mich anleiten, den Blick in die Höhe zu richten, haben sich meine inneren Bilder mit den äusseren verbunden. Davon erzählt mein Musizieren.»



Emil Zopfi

1943, Obstalden, Schriftsteller

«Das Glarnerland ist eine kleine Welt mit grosser Geschichte, ein Universum von Geschichten. Hier grabe ich nach meinen Wurzeln, nach unseren Wurzeln.»





Patrick Mitidieri

1975, Glarus, Rapper und Songwriter

«Der Zigerschlitz ist klein und eng. Alles, was rund herum passiert, kriegt man aus nächster Nähe mit. Natur, Menschen und ihre Geschichten. Das alles prägt und inspiriert.»

Zitat aus dem Lied «Im Schlitz»:
Zigerschlitz Afang und Änd
Wurzlä Heimat Alls was mr händ
Lah mi di gspürä und tank mini Seel uf
mit Farbä so prächtig egal we di zeigsch



Eva Oertli

1964, Ennenda, Steinbildhauerin

«Beeinflussen mich die Berge in meiner Arbeit? Das weiss ich selber nicht genau. Aber mit Sicherheit beeinflussen mich mein gewähltes Umfeld und mein soziales Netz. Das ist nicht an einen bestimmten Ort gebunden. Die Antworten darauf sind dann auch den momentanen, eigenen Empfindungen entsprechend.»

Patrick Rohner

1959, Rüti, bildender Künstler

«Meine Malerei entsteht in einem fast geowissenschaftlichen Prozess. Viele Bilder entwickeln sich aus Begegnungen in der Glarner Natur. Aus Entfernung betrachtet wirken die aufeinander getürmten Farbschichten wie das Miniaturmodell einer Landschaft.»



«Mugg» alias Urs Muggli

1959, Engi, Clown und Artist

«Jedes Mal, wenn ich von meinen Auftritten nach Hause ins Glarnerland, in die Zirkusstadt nach Engi komme, kehrt in mir die innere Ruhe ein. Hier in der Bergwelt im Sernftal bekomme ich die Inspiration für neue Ideen und Nummern. In dieser urchigen Bergwelt schöpfe ich Kraft für das künstlerische Dasein.»





Gesundheit und Krankheit

Heilkunst früher

Masshalten galt zu allen Zeiten als Grundlage einer guten Gesundheit. Wer es sich leisten konnte, gönnte sich Badekuren. Der Aderlass im Frühling war eine wichtige Handlung im Jahresablauf vieler Menschen.

Krankheiten bedeuteten für die Leute eine Strafe Gottes. Deshalb ging man zuerst zum Pfarrer. Mit Beten und Busse tun versuchte man, die Krankheit zu vertreiben. Wenn das nicht half, wandte man sich an «Heilkundige».

«Weise Frauen» boten ihre Hilfe an, Hebammen waren bei den Geburten äusserst wichtige Beraterinnen. Scherer oder Bruchschneider nahmen sogar Operationen vor. Dazu verwendeten sie Rasiermesser, Ahlen, Haken, Sägen und Brenneisen. Als Betäubungsmittel gab man den Patienten Branntwein. Geheimnisvolle Handlungen und Zaubersprüche begleiteten solche Operationen.

Die ersten ausgebildeten Ärzte im Kanton Glarus waren Jost Pfändler (1548–1619) und sein Sohn Heinrich (gest. 1630). Beide wurden vom Volk in die Obrigkeit gewählt und konnten so die Aufsicht über alle «Heilkundigen» im Glarnerland ausüben. Scherer und Bruchschneider wurden ihrer Operationen und Behandlungsmethoden wegen immer wieder angeklagt und von der Obrigkeit bestraft.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts wollte sich ein auswärtiger Apotheker im Glarnerland niederlassen. Doch die Obrigkeit hielt ihn davon ab. Er verdiene mit dieser Tätigkeit zu wenig, hiess es. Die Leute vertrauten auf altbewährte Heil-

«Der Spitalmeister soll die grossen Stuben zum Winter, namentlich Samstag und Sonntag wärmen und heizen, und ihm angezeiget werden, dass er dere Luft lassen sölli, damit sie durch Gräuwi und Befüchtigung nicht zu Schaden gange…»

(Der Spitalrat, 1576)



Spital Glarus von 1558 in der Nähe des Stampf.
(Landesarchiv des Kantons Glarus)

Operationsbesteck von früher.



«Nach zwei Tagen seines Krankseins wurde W., im Delirium sich befindend, unbarmherzig aus dem Spital nicht etwa hinausgewiesen, sondern hinausgeworfen. Er schleppte sich halbtot bis zur Bleiche von Andreas Iselin im Oberdorf, wo er gleichen Tages starb. Dieser Vorfall empört mein Gemüt derart, dass ich mir gelobte, nicht zu ruhen, bis dieser alte, ausgeartete und seinem Zweck entfremdete Spital beseitigt und an seine Stelle eine Armen- und Krankenanstalt getreten ist.»

(Nationalrat Dr. med. Niklaus Tschudi, 1836)

mittel, welche sie aus Pflanzen selber herstellten. Bekannt wurde später der aus verschiedenen Kräutern gebraute Glarner Tee, ein Universalheilmittel, welches der Medicus und Chirurg Alexander Tschudi (1687–1747) erfunden hatte. In alle Welt wurde dieser Tee verkauft.

In Paris nutzte ein Glarner Teehändler die Schlagwörter der Revolution und rief aus: «Liberté, egalité, fraternité – et … Glarnerthé!»

Der Wunsch nach einem Krankenhaus für das Land Glarus wurde immer wieder geäussert. Doch erst eine grosszügige Spende von Staatsmann und Historiker Aegidius Tschudi (1505–1572) brachte die Sache ins Rollen. 1555 beschloss der Rat von Glarus, in der Nähe des Stampf ein Spital zu bauen. Für die Baukosten kamen die Einwohner von Glarus auf. Spitalräte bestimmten über die Ordnung, und ein Spitalmeister amtete als Hauswart.

Dieses Spital war kein Krankenhaus, wie wir es heute kennen. Die eine Hälfte des Hauses enthielt Schlafräume, in denen Reisende übernachten konnten. Hielten sich diese nicht an die Vorschriften, jagte sie der Spitalmeister weg. Im andern Teil des Hauses lebten Kranke und Arme. Den Insassen standen lediglich ein Bett, eine Kochgelegenheit und Essgeräte zur Verfügung. Für Essen und Pflege mussten die Patienten selbst oder ihre Angehörigen sorgen. Anfänglich stellte der Spitalrat eine Hebamme ein, später auch Scherer. Von 1660 an behandelte ein Arzt die Patienten. Trotzdem war nicht alles zum Besten bestellt.

Den Behörden gelang es nicht, im Spital eine gerechte Ordnung herzustellen. Die Verhältnisse besserten sich erst, als im Jahr 1855 auf der Höhe ein neues Armen- und Krankenhaus den Betrieb aufnahm. 26 Jahre später wurde die Kantonale Krankenanstalt, das heutige Kantonsspital, eröffnet. Das Gebäude auf der Höhe diente fortan den Stadtglarnern als Altersheim.

«Angst und Not währt bis in Tod»

Pest und andere Krankheiten

Bis ins 19. Jahrhundert wurde das Volk von Seuchen, Blattern und Ruhr heimgesucht. Am gefürchtetsten jedoch war die Pest, der Schwarze Tod. Gegen diese Krankheit halfen weder Salben noch Tränklein. Sie zwang auch die stärksten Männer innert kurzer Frist ins Grab.

Die Totenglocke läutete 1526 zuerst im Unterland, bald darauf in Glarus. Auch das Gross- und Kleintal blieben nicht verschont. Ungefähr jeder vierte Einwohner des Glarnerlandes starb. Als der Schwarze Tod Anfang November seine schaurige Ernte eingebracht hatte, sah man in Niederurnen 80, in Mollis 300, in Schwanden 200 und in Glarus gar 350 Pestgräber. Dort hatte die Seuche besonders Mädchen dahingerafft. Ein Grabstein trug deshalb die Inschrift:

Ist das nicht ein gross Klag, zehn Jungfrauen in einem Grab?

1542/43 regierte die Pest namentlich im Hinterland. In Linthal starben nebst dem Priester so viele Leute, dass es sich nicht mehr lohnte, einen katholischen Geistlichen anzustellen. 1565 erwies sich der Kirchhof von Niederurnen als zu klein, um alle Pestleichen aufzunehmen, weshalb die dahin kirchgenössigen Biltner ihre Toten irgendwo in Gruben legen mussten.

Am schlimmsten wütete die Pest im Jahre 1611. Nicht umsonst nannte man sie damals den «grossen Tod». Er pochte an die schwere, eichene Haustüre des Ratsherrn wie an die Alphütte. Der Handwerker, der Geistliche, der Viehhändler und der Bettler, sie alle mussten den Gang ins dunkle Grab antreten. Eine unsagbare Angst ergriff die Menschen. Jemand riet, die Stuben und Kammern mit Strenzenwurzeln auszuräuchern und Bibernelltee zu trinken, denn ein uraltes Rezept empfahl:

Bibernell und Stränze sind guet für Pestillänze.

Aber beides half wenig. Auf Kerenzen starben erneut 209 Personen, in der Pfarrei Glarus etwa 900.

Ein letztes Mal trat die Pest bei uns 1629 auf. Allein in Mollis wurden 100 Särge auf den Friedhof getragen. In Matt musste man 60 Gräber öffnen. Vergeblich stellten die Elmer Wachtposten an die Dorfeingänge. Die Pest schlich an ihnen vorüber und drang in die Häuser ein. Vielerorts wollte niemand mehr die Beerdigungen vornehmen, weil sich jedermann fürchtete, die verseuchten Häuser zu betreten. Manche Leute hofften, durch fromme Stiftungen den Tod von sich abhalten zu können. Andere hingegen sagten: «Wenn wir doch vielleicht morgen sterben müssen, so lasst uns heute noch fröhlich sein!» Ungeachtet der Ansteckungsgefahr tanzten und tranken sie in den Wirtshäusern wie toll, obwohl es die Obrigkeit verboten hatte.

… und andere Krankheiten

Von weiteren Krankheiten berichtet Dr. Jakob Trümpy 1846 im Buch «Der Kanton Glarus»: «Vor der Linthkorrektion waren Wechselfieber in den untern Gegenden des Landes dermassen häufig, dass alljährlich ein grosser Teil der dortigen Bevölkerung von ihnen ergriffen wurde. Seit der Linthkorrektion sind aber die Wechselfieber fast ganz verschwunden.

Der Alpenstich oder der heimliche Stich, wie man ihn bei uns gewöhnlich nennt, ist nichts anderes als eine Entzündung der Lunge. Man nennt ihn heimlicher Stich, weil der Schmerz nur gering und dumpf ist, aber schnell tödlich verläuft.

Bei den Fabrikarbeitern, besonders den Druckern, zeigt sich ein eigenthümlicher Kräftezerfall, eine Abzehrung. Ein grosser Teil derselben hat eine fahle, schmutzige Hautfarbe, ein mageres, zusammengeschrumpftes Aussehen und einen unansehnlichen Körper. Man kann diese Leute nicht eigentlich krank nennen, wenn sie nicht, was so häufig ist, schwindsüchtig werden. Unsere Fabriken sind daher in dieser Beziehung die Pflanzstätten des Siechtums und in gesundheitlicher Hinsicht verderblich. Bei den Druckern trifft man äusserst viele Schwindsüchtige an. Ja, wir finden diese Krankheit schon bei Kindern von 12 bis 14 Jahren, die als Streicher mit der Farbe zu tun haben. Bei den Bewohnern der höheren Ortschaften, so denen des Sernftals, kommt die Schwindsucht viel seltener vor. Oftmals tritt aber auch der Typhus auf, eine ansteckende Krankheit der Lymphgefässe, besonders des Dünndarms. Die Krankheit äussert sich in Fieber, Schmerzen, Durchfällen. Übertragen wird sie meist durch verunreinigte Nahrungsmittel und Trinkwasser.

Die Pocken, welche früher unter den Kindern grosse Verheerungen anrichteten und noch im Jahre 1826 in Schwanden 65 Personen dahinrafften, sind grösstenteils verschwunden. Dr. Johannes Marti hat schon 1767 bei uns die Impfung eingeführt. Er hat selbst mehrere 1000 Kinder, anfangs mit den natürlichen Blattern, später mit Kuhpocken geimpft und mit grosser Aufopferung diese Wohltat, welche die Arzneikunst dem menschlichen Geschlecht erwiesen hat, zum Gemeingute des Landes gemacht.»

Die letzte grosse Epidemie war die sogenannte Spanische Grippe von 1918/19. Ausgehend von den USA, breitete sie sich mit den Truppentransporten am Ende des Ersten Weltkrieges über Europa und schliesslich die ganze Welt aus. Die Schweiz verzeichnete über 24 000 Grippetodesfälle. Im Glarnerland waren insgesamt 289 Grippeopfer zu beklagen.



Stränze oder Grosse Sterndolde (Astrantia major).

Obstalden 1629

Aus dem Totenbuch

Nr. 107. Petter Chamm, ehlich geliebter Sohn des Petter Chamm, starbe an der jetzt grassierenden Seuche im blühenden Alter von 25 Jahren.

Nr. 108. Jakob Grob, ehlich geliebter Sohn des Georg Grob, starbe an derselben Krankheit im Alter von 15 Jahren.

Nr. 109. Maria Schrepfer, ehlich geliebtes Töchterli des Hans Schrepfer, starbe an der gleichen Krankheit im 5. Jahr sines Alters.

Diese drü wurden begraben
am 17. Heumonat und in ein Grab gelegt.

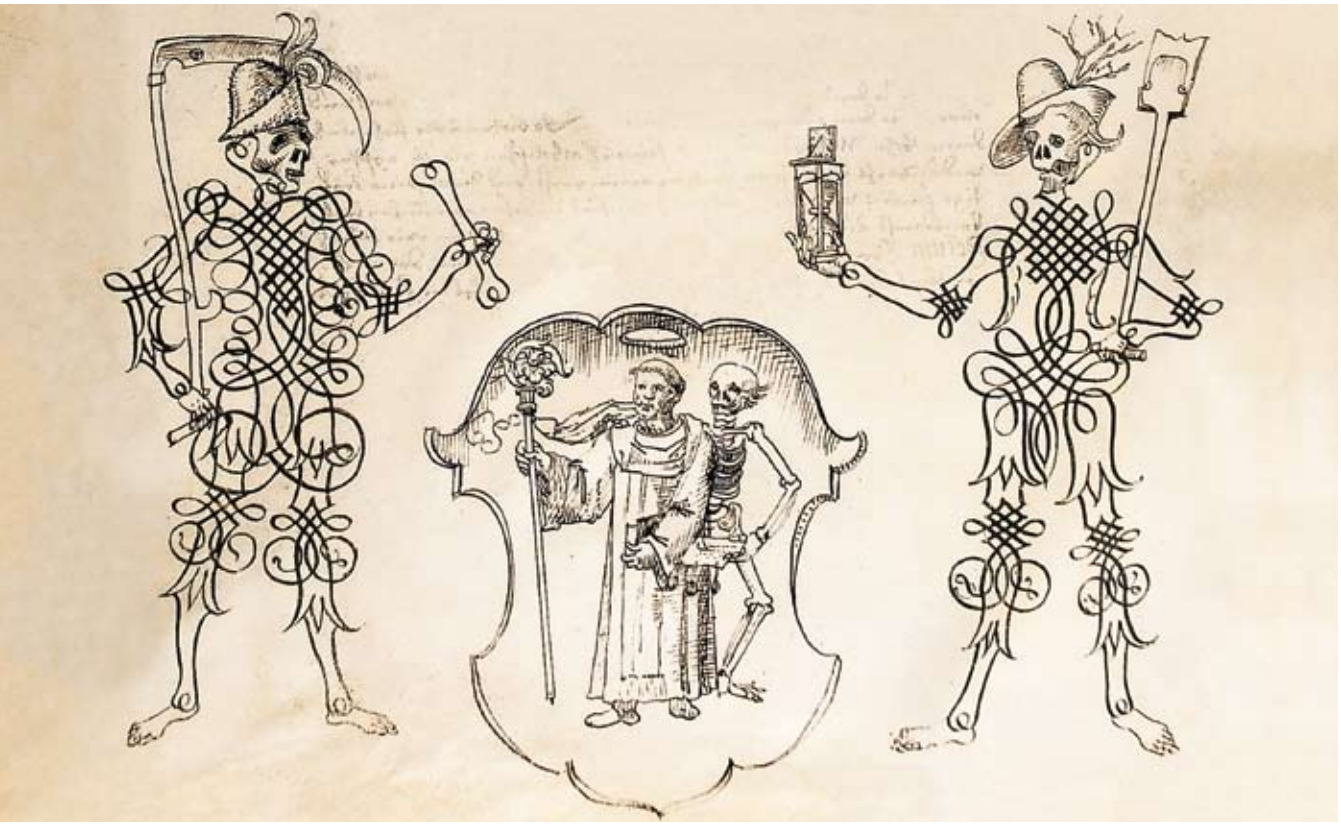
Auch du, min lieber Petter Chamm,
So bald nun schon des Todes Raub:
Du stiegest eben noch so stramm
Zur Alp, nun sinkst du in den Staub.

Und du, min trüer Jakob Grob,
Wie miss ich dich in miner Schüler Zahl;
Du hast verdient so volles Lob
Durch dinen Ifer allzumal.

Was soll's denn werden noch, o Gott,
Wenn uns die besten sterben weg?
O hilf uns doch us solcher Not!
Lass sehen uns der Rettung Steg!

So viele schon, uns lieb und wert,
Hat uns der gruse Tod entrissen,
Hat uns zerstört die kline Herd',
Geraubt, was wir mit Kumber missen.

Darstellung des Todes.
Tuschzeichnung, 1609
(Katholischer Kirchenschatz Glarus)



Nr. 127. Georg Britt, ehlich geliebtes Söhnli des Meinrad Britt, starbe an der Pest, im 6. Jahr sines Alters.

Nr. 128. Anna Schmidlin, min ehlich geliebtes Gemal, gepürtig von Glarus, starbe an derselben Seuche im Alter von 24 Jahren.

Diese beiden wurden begraben am 27. Heumonat.

So musst es sin, du mine Kron,
Du mines Huses Ehr und Zier,
Min braves Wib, min bester Lohn,
Auch du, auch du entrissen mir!

Was soll ich noch uff dieser Erd,
An diesem finstern, finstern Ort?
Ins Grab sinkt hin die ganze Herd',
Wem red ich noch des Herren Wort?

Und doch, es war, o Gott, din Will!
Du bist der Herr, ich bin din Knecht.
Drum will ich's liden fromm und still.
Din Will – ist dennoch allzit recht.

Nr. 129. Vrena Brittin, hinterlassenes Ehewib des Petter Chamm, starbe an der Pest, im Alter von 54 Jahren, und ward begraben am 28. Heumonat.

Wir bliben unser wenig noch.
Dann schon staht öd so manches Hus.
Auch nur in dieser letzten Woch'
Trug man der Toten zwölf hinus.

Min Wib, min liebstes, bestes ruht
Sitt gestert schon im stillen Grab.
Und ach, der Fründ, so fromm und gut,
Wie viele sanken schon hinab.

Und ach, wie truurig traf ich's hüt,
Da mich's zu minen Kranknen trib!
Wie viele schwache, arme Lüt!
Mir bebt das Herz, so krank im Lib.

O dass auch ich könnt sterben jetzt!
Was soll ich noch uff dieser Welt?
Begraben ist, was mich ergetzt;
Was ist's, das mich zurück noch hält?

Doch, was ist das, ich zittre ja,
mich friert's – zu dieser Summerszit!
Nun denn, ich glaub der Tod ist da.
Gelobt sig Gott, der Herr, allzit.

So schrib ich minen Namen in,
Hin zu den lieben Namen allen!
O Gott, du nimmst auch mich nun hin!
Du tust zu dinem Wohlgefallen!

Der Kerenzer Pfarrer Johannes Goldbach erkrankte selber an der Pest und schrieb kurz vor seinem Tod die folgenden Zeilen ins Totenbuch:

Nr. 130. Johannes Goldbach, gepürtig von Elm, Pfarrer diser Gmeind sit 1624, starbe auch an der grassierenden Pest, im 27. Jahr sines Alters.

Gott schenke uns Allen ein fröhlich Uferstehen und lass uns erben sine Seligkeit, die er verheissen hat allen, die ihn liebhaben.



«Les Bains de Stachelberg et Linthal».
Lithografie von J. Suter, undatiert (Landesarchiv des Kantons Glarus)

Die Schwefelquelle am Stachelberg

«Nüd guet, aber gsund»

Aus einer Felswand am Stachelberg, halbwegs zwischen Linthal und Braunwald, tropfte seit jeher Wasser, kühl und glasklar, leicht ins Grünliche und Gelbliche spielend, durchdringend nach faulen Eiern riechend. Ausgerechnet die Pfarrersfrau von Linthal, Anna Zweifel-Jenny, «mittleren Alters und Mutter von einer schönen Familie», gab den Anlass, dass dieses Wunder wirkende Quellchen seit 1768 landauf und landab als Himmelsgeschenk bekannt wurde. Sie hatte einen Schlaganfall erlitten und war halbseitig gelähmt. Als Arzt wurde Dr. Johann Marti aus Glarus beigezogen. Eine Kur in Baden kam nicht in Frage, weil der Patientin der Transport auf dem schlechten Weg nicht zugemutet werden durfte. Guter Rat war teuer. Warum aber nicht das Wasser aus der Stachelwand als Notbehelf benutzen? Der Pfarrer hatte als Ortskundiger Kenntnis vom Wasser, und der Arzt wusste bestimmt aus der bekannten Naturgeschichte des Zürcher Gelehrten Johann Jakob Scheuchzer auch davon:

«Oberhalb diesem Dorff, an dem Fuss des Stahlbergs, an einem sehr gähen Ort, in Hrn. Landvogt Stüssis Gütern ist ein Alaun-Wasser, welches innerhalb einer kleinen Zeit das eingelegte Silber vergüldet, so aber ohne Gebrauch ist, weilen es an einem ungelegenen gefährlichen Orte, und nur tropfenweise aus den Felsen hervorquillet.» Es wurde also Wasser geholt und die Frau Pfarrer darin gebadet. Sie erholte sich von Tag zu Tag und war in wenigen Wochen ganz hergestellt.

Kurz danach wurde dem Arzt die heilsame Wirkung des Schwefelwassers an einem 18-jährigen Mädchen aus Rüti bestätigt. Es suchte bei ihm Hilfe wegen einer «fettigen, garstigen Krätze, welche den ganzen Körper überzog». Er riet ihr, «da es nicht weit von diesem Wasser wohnte, dasselbe kommen und Bäder daraus bereiten zu lassen. Nach drei Wochen besuchte es mich mit frohem Lachen, zeigte mir seine gesunde, glatte Haut und sagte, es komme nur, um mir

für den gegebenen Rat zu danken; dieses sey die Wirkung von einer einzigen Viertelstunde. Weil es ihm zu kostbar gewesen wäre, das Wasser ins Tal tragen zu lassen, so sey es einmal selbst zur Quelle gegangen, habe sich mutternackend ausgezogen und sich überall mit Wasser begossen, darauf sey alles abgetrocknet und abgefallen.»

1812 entschloss sich auf Drängen von Dr. Marti der Wirt zum «Seggen», Ratsherr Georg Legler (1765–1830), ein Bädlein zu eröffnen. Er liess das kostbare Wässerlein in hölzernen Röhren, Tüchel genannt, hinunterleiten und dann in den Seggen hinauftragen, wo er in einem Stall fünf Badewannen aufgestellt hatte. Die Einrichtung war aber nicht nach jedermanns Geschmack, und deshalb wurde dem Wasser mehr in Form von Trinkkuren zugesprochen.

Auch so breitete sich der Ruhm des Wassers aus. Dr. Marti gab ein Büchlein über seine guten Erfahrungen mit der Heilquelle heraus. Es wurde sogar behauptet, die Quelle liefere wohl eines der stärksten und durchdringendsten Schwefelwasser der Welt. Legler baute 1830 ein erstes kleines Badekurhaus im Stachelberg. Er und später die Familie Glarner arbeiteten ständig an der Erweiterung und Erneuerung des Betriebes.

Das Badhaus enthielt zwölf Kabinen mit je zwei Wannen. Eine Badmeisterin waltete ihres Amtes, ein Badearzt leitete das Kuren. Das Badwasser, bestehend aus zwei Teilen Wasser aus dem Brummbach und einem Teil Schwefelwasser, wurde aufgeheizt. Schwefelwasser wurde auch sehr oft getrunken. Um 1900 bestand die ganze Anlage aus vier grossen Häusern und etlichen Nebenbauten, miteinander durch Korridore und Galerien verbunden. 150 grosszügig ausgestattete Zimmer und Salons standen den Gästen zur Verfügung, der Speisesaal bot für 300 Gedecke Platz. Tennis- und Turnplatz sowie eine Kegelbahn waren vorhanden, ein Kurorchester spielte zur Unterhaltung auf.

Viele kranke Menschen suchten im Stachelberg Heilung von ihren Leiden, zahlreiche wurden gesund. Bald aber lockte nicht nur das Wasser Gäste herbei. Auch die herrliche Umgebung, die grossartige Gebirgswelt, die gute Luft zogen Leute an. Das Bad Stachelberg, das «kräftigste, schönstgelegene und komfortabelste Bad», wurde zum Treffpunkt der vornehmsten Gesellschaften des In- und Auslandes.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914 setzte dieser ganzen Herrlichkeit ein plötzliches Ende. Zwar hatte sich der Niedergang schon vorher angekündigt, als 1907 die Braunwaldbahn eröffnet und Braunwald als Höhenkurort bekannt wurde. Die Gäste reisten Hals über Kopf ab. Das Bad musste seine Tore schliessen, und 1915 erklärte es den Konkurs. Zwei Gebäude wurden abgebrochen, die Parkanlagen zu Wiesen gemacht; die Wasserleitung und der Weg zur Quelle zerfielen.

1970 standen einige Freiwillige zusammen, verlegten eine neue Leitung und erstellten im Stachelberg, am Weg zur Braunwaldbahn-Station, eine hübsche Anlage, wo jedermann Schwefelwasser frisch ab der Röhre trinken oder für den Hausgebrauch fassen kann. Leider verliert das Wässerchen während des Hinunterfliessens seine gelbe Farbe und viel vom schwefligen Geruch, was schade, aber nicht zu ändern ist.

Freud und Leid liegen nahe beieinander

Im Kantonsspital Glarus

Die vierjährige Hanna ist überglücklich: Sie darf heute ihren kleinen Bruder Jonas besuchen, der morgens um fünf Uhr auf die Welt gekommen ist. Und sie darf sogar im Spital übernachten: Ihre Eltern haben eines der beiden hübschen Familienzimmer bekommen, die im Rahmen der im Jahr 2004 abgeschlossenen Gesamtsanierung des Spitals eingerichtet worden sind. Nicht alle haben dieses Glück, denn die grossen Zimmer mit den schönen gelben Vorhängen, dem breiten Bett und dem Sofa sind sehr begehrt.

Hanna ist ganz aufgeregt. Wie Jonas wohl aussieht? Ihr Vater hat ihr erzählt, dass er in einer grossen Badewanne auf die Welt gekommen sei. Sie kann sich dies nur schwer vorstellen. Endlich erreicht sie mit ihrem Vater das Säuglingszimmer. Aber es ist leer! «Keine Angst, die Neugeborenen sind tagsüber und je nachdem auch nachts bei ihren Müttern», beruhigt sie der Vater. Er öffnet eine Zimmertüre, und Hanna sieht ihre Mutter mit dem kleinen Jonas an der Brust. Wie winzig sind seine Fingerchen! Erleichtert stellt sie fest, dass ihr Bruder eigentlich ganz normal aussieht, trotz der Badewannengeburt! Wie sie später mit ihrem Vater die Gebärabteilung im siebten Stockwerk besuchen darf, zeigt sie ganz stolz auf die Badewanne: «Hier ist Jonas auf die Welt gekommen.»

Vor lauter Aufregung hat sich Hanna gar nicht genau umgesehen, wie die Eingangshalle des Spitals aussieht. Während der Besuchszeiten herrscht hier Hochbetrieb. Bei der Pforte klingelt andauernd das Telefon, und die Telefonistin muss auch den vielen Besuchern Auskunft geben. Eine Frau erkundigt sich nach der Musiktherapie, eine Jugendliche will in die Ernährungsberatung, ein Mann sucht das moderne Trainingscenter SanaTrain, um unter Überwachung durch eine Physiotherapeutin seine Kondition nach einer längeren Krankheit wieder aufzubauen.

Kantonsspital,
Luftaufnahme aus Süden.



Auf einem Bildschirm sieht man die Schranke bei der Zufahrt zum Spital, die normalerweise geschlossen ist. Eine Frau möchte ihren Ehemann, der nicht mehr gut zu Fuss ist, mit dem Auto abholen. Die Schranke wird geöffnet, und die Frau fährt zum Eingang, wo ihr Mann bereits im Rollstuhl wartet. Sie hilft ihm beim Einsteigen und bringt den Rollstuhl anschliessend wieder in die Eingangshalle zurück.

Auch die Mitarbeiterinnen im Patientenbüro gleich neben der Pforte haben alle Hände voll zu tun. Alle, die ins Spital eintreten oder ambulant zu einem Untersuch kommen, müssen sich zuerst hier melden, nur die Notfälle nicht. Und ein solcher Notfall ist soeben eingetroffen.

Das Spitalauto hat die Schranke passiert und hält beim separaten, vor allzu neugierigen Blicken geschützten Notfalleingang. Es bringt den elfjährigen Thomas, der sich bei einem Sturz mit dem Velo einen offenen Beinbruch zugezogen hat. Die Rettungssanitäter haben ihn am Unfallort bereits notfallmässig behandelt. Per Funk haben sie von der Ambulanz aus seine persönlichen Daten dem Spital gemeldet. Der Arzt, die Schwestern und Pfleger warten schon auf ihn. Röntgen und Labor sind in Bereitschaft, Blutspender könnten im Ernstfall sofort aufgeboten werden.

Thomas wird auf der Bahre vorsichtig in die Triage der Notfallaufnahme gerollt. Die vier Plätze sind nur durch Vorhänge voneinander getrennt. Es ist aber ruhig heute, Thomas ist im Moment der einzige Notfallpatient. Wie froh ist er doch, dass seine Mutter eintrifft! Sie ist vom Spital informiert worden und hat alles stehen und liegen gelassen, um möglichst schnell bei ihrem Sohn zu sein.

Der offene Beinbruch wird zunächst geröntgt. Ganz konventionell im Skelettraum der Radiologie-Abteilung. Hätte Thomas zum Beispiel eine Kreuzbandverletzung oder eine Schulterfraktur erlitten, wären moderne Verfahren wie Magnetresonanz oder Computertomografie zur Anwendung gekommen. Seit der Gesamtsanierung verfügt die Radiologie im Kantonsspital Glarus über die neuesten Geräte.

Thomas muss operiert werden. Ängstlich sucht er die Hand seiner Mutter. Der Arzt beruhigt ihn: «Wir passen gut auf dich auf.» Mit dem Bettenlift geht es ins erste Stockwerk. Dort wird er von der Notfallbahre auf die OP-Liege gebettet. Seine Mutter darf bei ihm sein, bis die Narkose wirkt und er einschläft. Während die Chirurgen den Bruch operieren, wartet die Mutter in der Cafeteria. Sie macht sich Sorgen um Thomas und hat keinen Blick für die lustigen, farbigen Stühle oder das schöne Aussenrestaurant im Spitalgarten.

Endlich wird sie benachrichtigt. Zum Glück ist alles gut gegangen. Als Thomas im grossen Aufwachraum die Augen aufschlägt, ist seine Mutter wieder bei ihm. Sie ist froh, dass es ihm gut geht und er nicht in die benachbarte Intensivstation gebracht werden muss. Dort liegen die schweren Fälle; Patienten, die sich in Lebensgefahr befinden und ständig



Operationsteam an der Arbeit.

überwacht werden müssen. Auf einem Monitor über dem Bett werden alle wichtigen Daten angezeigt und in die Zentrale übermittelt.

Thomas wird in die Kinderabteilung im sechsten Stockwerk gebracht. In ein Zweierzimmer mit lustiger, farbiger Kinderbettwäsche. Das zweite Bett steht seiner Mutter zur Verfügung; sie übernachtet bei ihm, damit er nicht alleine sein muss. Er wird, wenn alles gut verläuft, zirka zwei Nächte hier bleiben müssen. Seine Mutter zeichnet ein lustiges Bild auf den Gips. Stolz zeigt Thomas später das Bild den Ärzten und dem Pflegeteam, die ihn im Rahmen der täglichen Visite besuchen. Einige schreiben und zeichnen spontan auch auf sein Gipsbein.

Die Mutter bewundert die herrliche Aussicht auf Glarus und die umliegenden Berge. Plötzlich hören sie, wie sich ein Helikopter dem Spital nähert. Ganz aufgeregt späht Thomas durch die Scheiben und hofft, einen Blick auf den Heli zu erhaschen. Der Landeplatz befindet sich auf dem Dach des Behandlungstraktes vor dem vierten Stockwerk des Bettenhochhauses. Ein Reserveplatz steht im Spitalgarten zur Verfügung. Die Heli-Crew holt einen Assistenzarzt der medizinischen Klinik ab und fliegt gleich weiter zu einem Bergunfall.

Ganz ruhig ist es derweil in einem Einerzimmer in der medizinischen Klinik. Hier kämpft die 15-jährige Sabrina mit den Tränen. Ihr Grossvater liegt im Sterben. Sein Herz ist zu schwach, um ihn weiterhin am Leben zu erhalten. So ist er von der Intensivstation auf die Abteilung verlegt worden, wo seine Angehörigen rund um die Uhr bei ihm sein können. Traurig nehmen sie Abschied von ihm, halten seine Hand. Er hat die Augen geschlossen und schläft ruhig ein. Sabrina darf bei der Vorbereitung zur Aufbahrung dabei sein. Sie legt ihm ein Plüschtier, das ihn auf seiner letzten Reise begleiten soll, in den Sarg.

Homöopathin

Emilie Paravicini-Blumer (1808–1885)

Emilie Paravicini-Blumer wurde 1808 in Mollis geboren. Ihr Vater, Dr. med. Johann Jakob Blumer, war schon früh erblindet. Daher wuchs Emilie als ältestes von acht Kindern früh in die Rolle der Führerin, Gesellschafterin und Vorleserin ihres Vaters hinein. Sie war seine stete Begleiterin im Haus, im Dorf, bei Besuchen oder auf Spaziergängen. So entstand über die Jahre ein inniges Verhältnis, das zeitlebens anhielt.

1825 wurde Emilie mit Bartholome Paravicini, Sohn des Ratsherrn und Kaufmanns Johann Paravicini von Glarus, verheiratet. Diese Verbindung war von einer Liebesheirat weit entfernt. Ratsherr Paravicini, seit Kurzem verwitwet, suchte sich eine geeignete Gefährtin für seinen geistig zurückgebliebenen Sohn und gleichzeitig eine Frau, die in Glarus den Haushalt führte. In der erst 16-jährigen Emilie, die als Betreuerin ihres blinden Vaters ihre Fähigkeiten bereits unter Beweis gestellt hatte, wurde er fündig. Obwohl Emilie die Lieblingstochter ihres Vaters war, stellte dieser ökonomische Sicherheit einer Liebesbeziehung voran. Diese Heirat sollte der Familie Blumer von Mollis ihre Zugehörigkeit zur besseren Glarner Gesellschaft sichern. Emilie fühlte sich zu Recht verschachert und als Haussklavin der Paravicinis ausgenützt. Sie verfiel in Depressionen und hätte eigentlich allen Grund gehabt, ihrem Vater heftigste Vorwürfe zu machen. Doch sie blieb ihrem Vater gegenüber stets loyal und machte dessen Blindheit für den Fehlentscheid verantwortlich. Den bürgerlichen Gepflogenheiten folgend, schickte sie sich in ihr Schicksal. Sie betreute ihren Mann



Emilie Paravicini-Blumer – engagierte Frau und Hoffnung für viele.
Gemälde von Betsy Meyer nach 1847 (Privat; Foto R. und A. Flühmann, Thun)

Bartholome, der ihr «ergeben wie ein Hündchen überallhin folgte» und dem sie mehr Mutter als Gattin war.

Diese Jahre in Glarus waren hart, doch Emilie verlor ob der persönlichen Not die weitere Umgebung nicht aus ihrem Blickfeld. Die 30er-Jahre des 19. Jahrhunderts brachten Aufruhr in ganz Europa. Es drängte die Menschen nach Freiheit, Selbst- und Mitbestimmung. Mit grossem Interesse verfolgte Emilie auch den Aufstieg der Liberalen in der Eidgenossenschaft. So sehr sie sich im Hause Paravicini eingeengt fühlte, so sehr war es ihr ein Anliegen, den Menschen zu helfen und sie zu fördern. Sie organisierte Geldsammlungen für polnische Flüchtlinge und knüpfte Kontakte zu Persönlichkeiten im In- und Ausland. Sie erkannte in der Volksbildung ein wichtiges Mittel, damit die Menschen die Freiheit erlangen konnten. Mit grossem Eifer machte sie sich daran, eine Töchterschule zu gründen, was aus Kostengründen verschoben werden musste. Dank ihrem Geschick beim Sammeln von Geldbeiträgen konnte 1838 eine Handarbeitsschule gegründet werden, wobei ein Teil des Geldes für die Ausbildung der Lehrerinnen verwendet wurde.

1836 hatte das Sklavendasein in Glarus ein Ende. Nach dem Tod des Schwiegervaters wurde Emilie die Vormundschaft über ihren Ehemann übertragen. Sie war nun finanziell unabhängig. Zusammen mit Bartholome zog sie in ihr Elternhaus nach Mollis, wo sie – abgesehen von einigen Besuchen bei Verwandten und gelegentlichen Kuraufenthalten – die folgenden fast 50 Jahre verbrachte. Ausgedehnte Briefwechsel waren ihr Tor zur Welt. Sie dienten der regelmässigen Kontaktnahme mit Verwandten und anderen ihr nahestehenden Personen. Was da beschrieben wurde, waren in der Regel weniger die grossen Ereignisse als vielmehr das Alltägliche, die eigene Befindlichkeit, das Wetter, Geburten und Todesfälle in der Nachbarschaft. Ihre Briefe waren aber auch ein Mittel, geistig rege zu bleiben, Gedanken auszutauschen und Diskussionen zu führen, wie sie es mit ihrem Mann nie hätte tun können. Trotz der Verantwortung für Haus und Bewohner nahm sich Emilie stets auch Zeit für Gemeinnütziges. So oblagen ihr und einigen weiteren willigen Frauen die Organisation, Lagerung, Sortierung und Verteilung der verschiedenen Hilfsgüter, die nach dem verheerenden Brand von Glarus 1861 aus der ganzen Schweiz und in unerwartet grossem Ausmass im Hauptort eintrafen.

Als Arzttochter, die ihren Vater zu Krankenbesuchen begleitet hatte, als Betreuerin und Pflegerin ihres Gatten sowie einer unverheirateten Schwester war Emilie mit dem Thema Krankheiten und mögliche Heilmittel vertraut. Oftmals hatte sie erfahren, wie wenig die Schulmedizin auszurichten vermochte. Auch konnte sich damals ein grosser Teil der Glarner Bevölkerung einen Besuch beim Arzt schlicht nicht leisten. Die Homöopathie kam auf, und Emilie verschaffte sich anhand von Handbüchern erste Kenntnisse darüber. Sie unternahm Selbstversuche und dehnte diese Versuche nach zufriedenstellenden Ergebnissen auf ihre Verwandtschaft aus. Sie war hauptsächlich Autodidaktin und fand in Baron von Heyer einen Lehrer. Dieser deutsche Homöopath hatte sich im Thurgau niedergelassen und zählte auch Leute aus der Glarner Oberschicht zu seinen Kunden. Verständlich, dass die Schulmediziner das Tun der Homöopathen kritisch verfolgten und sie bald einmal als ungebildete Scharlatane abtaten. Ab 1850 begannen sich die Ärzte zu Gesellschaften zusammenzuschliessen und verlangten, dass nur als Arzt praktizieren dürfe, wer das Medizinstudium abgeschlossen hatte. Ebenso wollten sie das Monopol der Schulmedizin gesetzlich verankern.

Der Molliser Arzt und Fabrikinspektor Fridolin Schuler war einer der vehementesten Gegner der Homöopathie und damit von Emilie Paravicini. Zunächst versuchte er sie bei einem sonntäglichen Besuch zur Aufgabe ihrer Tätigkeit als Homöopathin zu bewegen. Als alle Bemühungen nichts fruchteten, drohte er mit einer Klage. Und wirklich, 1874 hatte Emilie Paravicini-Blumer vor dem Polizeigericht in Glarus zu erscheinen, wo sie aber, wie sie beschrieb, zuvorkommend behandelt und lediglich mit der Mindestbusse von sieben Franken belegt wurde. Die Angelegenheit zog weitere Kreise, und schliesslich hatte die Landsgemeinde darüber zu befinden. Entgegen allen Erwartungen beschloss diese die gänzliche Freigabe der Medizin. Das blieb so bis in die 20er-Jahre des 20. Jahrhunderts. Schuler zog aus diesem für ihn enttäuschenden Landsgemeindebeschluss seine persönlichen Konsequenzen. Er wurde eidgenössischer Fabrikinspektor und übergab seine Praxis in Mollis einem Neffen.

Emilie Paravicini-Blumer praktizierte die Homöopathie als Medizin der Armen fast bis zu ihrem Tod.

Untersuchungen des Dorfarztes Walter Blumer

Luftverschmutzung gefährdet die Gesundheit

Im letzten Jahrhundert gefährdeten die Autoabgase unsere Gesundheit in hohem Masse. Sie enthielten viele schädliche Stoffe, darunter Metalle, Teerstoffe, Nitrosamine, Benzol. Messungen hatten gezeigt, dass die Konzentrationen dieser Stoffe an der Hauptstrasse in Netstal ebenso hoch waren wie an den am stärksten befahrenen Strassen der Stadt Zürich.

In den 50er-Jahren stellte ich fest, dass viele meiner Patienten an chronischen Kopfschmerzen litten. Es fiel mir auf, dass es vor allem Anwohner der Hauptstrasse waren. Genauere Abklärungen zeigten, dass entlang der Hauptstrasse mindestens dreimal mehr Kopfwehpatienten wohnten als in den Aussenquartieren. Ich vermutete einen Zusammenhang zwischen Kopfschmerzen und Autoverkehr. Eine Bestätigung dieses Zusammenhanges brachte auch folgende Tatsache: Zogen die Leute von der Strasse fort in ein verkehrsarmes Aussenquartier, verschwanden die Schmerzen meistens innert kurzer Zeit. Man wusste schon damals, dass die stetige Einatmung von kleinen Bleimengen nicht nur Kopfschmerzen, sondern auch viele andere Störungen zur Folge hat: Müdigkeit, Depressionen, Nervosität, Schlaf-, Magen- und Darmstörungen. Auch diese Symptome waren bei Patienten an der Autostrasse viel häufiger als bei solchen in einem verkehrs-



Der ehemalige Netstaler Dorfarzt Dr. Walter Blumer im Februar 2008 um 12 Uhr mittags an der Hauptstrasse in Netstal.



Trotz bleifreiem Benzin und Katalysator belasten die Autoabgase unsere Umwelt.

armen Quartier. Die Beschwerden führten oft zu Medikamentenmissbrauch. Da nicht alle Leute dem Verkehr ausweichen konnten, begann ich, die Patienten mit einer Kalziumverbindung zu behandeln. Man weiss, dass Kalzium das Blei bindet. Es wird dann über die Nieren ausgeschieden. Nach einer vier- bis fünfwöchigen Behandlung mit Kalziumspritzen waren die meisten Patienten geheilt. Der Verbrauch von Schmerz- und Beruhigungsmitteln ging stark zurück.

Im Jahre 1970 machte ich – zusammen mit meinem Kollegen Rudolf Jaumann und Professor Theodor Reich – eine erstaunliche Entdeckung: Von den Personen, die an Krebs gestorben waren, hatten neunmal mehr an der Hauptstrasse gewohnt als in verkehrsarmen Aussenquartieren. Demgegenüber traten Todesfälle infolge von Kreislaufkrankheiten an der Hauptstrasse nicht häufiger auf. Zu diesem Ergebnis kamen wir, nachdem wir aus dem amtlichen Register sämtliche Todesfälle von 1959 bis 1970 herausgeschrieben und in den Ortsplan eingezeichnet hatten.

Unsere Erkenntnisse wurden später von vielen anderen Ärzten in der ganzen Welt bestätigt. Ihre Publikation trug dazu bei, dass Gesetze erlassen wurden, welche die Reduktion der Schadstoffe zum Ziele hatten. Das besonders giftige Bleibenzin wurde abgeschafft und die wichtigsten Abgasbestandteile durch Einführung der Katalysatoren unschädlich gemacht.

Dr. Walter Blumer war ein Pionier bei der Beurteilung der Gesundheitsgefährdung durch Luftschadstoffe und speziell durch Autoabgase. Seine Untersuchungen hatten einen massgeblichen Einfluss auf die Einführung von Luftreinhaltemassnahmen. Dr. W. Blumer machte seine Untersuchungen um das Jahr 1970, als der Verkehr weniger dicht, der Schadstoffausstoss pro Auto aber viel grösser war als heute.

Verkehrszählungen (Fahrzeuge pro Tag)

Standort	*1970*	*2005*
Netstal, innerorts	**6000**	**18 400**
Walenseestrasse / A3	**6000 – 7000**	**28 200**

Der Verkehr in Netstal hat sich verdreifacht. Verschiedene stark gesundheitsgefährdende Schadstoffe wie Blei und Benzol sind im Benzin nicht mehr vorhanden. Durch die verbesserte Motoren- und Abgasreinigungstechnik (Katalysator) ist der Ausstoss an Schadstoffen wie Stickoxiden, Russ, Schwefeldioxid viel geringer als damals, trotz der Verkehrszunahme.

Die Luftschadstoffe aus Autoabgasen gefährden die Gesundheit aber immer noch. Der schädlichste Inhaltsstoff ist der Feinstaub, der vor allem von Dieselmotoren ohne Partikelfilter ausgestossen wird.


1.9.
1.9.
1.9.

Weitherum bekannt

Kulinarisches aus dem Glarnerland

«Spys Gott, tröösch Gott»

Dr. Oswald Heer schreibt 1846:

«In ältern Zeiten lebte das Glarnervolk von den Produkten der Viehzucht und seiner mit Haber, Gerste und Korn bepflanzten Felder. Milch, Butter, Käse und Ziger, dann Habermuss, Gerstensuppe und eigen gebackenes Brod waren die Hauptnährmittel. Seit etwa hundert Jahren hat sich dies aber gänzlich geändert. Jetzt liefert die Kartoffel den Hauptnährstoff des Glarnervolks. Der ärmere Theil der Bevölkerung lebt fast ausschliesslich nur von Erdäpfeln, und auch beim Vermöglichen erscheinen sie fast täglich auf dem Tische. Die Ärmern haben morgens gesottene Kartoffeln und Cichorienkaffee mit abgerahmter Milch, mittags kommen gekochte und abends wieder Kaffee und gesottene Kartoffeln. Brod wird wenig dazu gegessen. Doch haben wir bei uns nur Kernen- oder Weizenbrod, Roggenbrod ist wenig bekannt. Fleisch, und zwar meist geräuchertes, erscheint nur am Sonntage, und auch an diesem nicht immer. Grüne Gemüse sieht man nur im Sommer, und zwar fast nur Spinat und Mangoldkraut. Andere Gemüse sind im Hinterland selten. Schon besser leben die vermöglichen Bauersleute. Da wird jeden Spätherbst, wo möglich, ein Schwein und eine Kuh ‹eingemetzget› und im Kamine gedörrt und liefern nun für alle Sonntage des Jahres Speck und Fleisch, das in einer Gerstensuppe gekocht wird. An Werktagen wird neben den Kartoffeln Ziger oder Käse gereicht.

Besser ist die Nahrung im allgemeinen bei der Fabrikbevölkerung und den Bewohnern der grössern Ortschaften. Hier werden in den meisten Familien mehr als einmal in der Woche Fleischspeisen genossen und neben den Kartoffeln noch

Ein Vulkanausbruch und seine Folgen im Glarnerland

Was hat ein Vulkanausbruch in Indonesien mit der Glarner Hungersnot von 1816/17 zu tun?

Im April des Jahres 1815 brach auf der Insel Sumbawa der Vulkan Tambora aus, bis heute der grösste Vulkanausbruch seit Beginn der Geschichtsschreibung. Vom damals etwa 4000 Meter hohen Berg (zum Vergleich: Der Tödi ist 3614 Meter hoch) wurde die oberste Spitze weggeschleudert, sodass er heute nur noch 2835 Meter hoch ist. Der Krater hat seitdem einen Durchmesser von sechs Kilometern. Die ganze Wucht der Explosionen liess die Erde noch im Umkreis von 1600 Kilometern erbeben. Die ungeheure Masse an Material hatte zur Folge, dass riesige Mengen von feinsten Staubteilchen in die Erdatmosphäre geschleudert wurden.

Im Umkreis von 500 Kilometern blieb es nach dem Ausbruch drei Tage lang dunkel. Schätzungsweise 150 Kubikkilometer oder 150 Milliarden Tonnen Schutt und Asche wurden über die ganze nördliche Hälfte der Erdkugel verteilt. Wenn man dieses Material auf Lastwagen transportieren müsste, ergäbe dies eine Kolonne von LKWs, die, Stossstange an Stossstange, 266-mal um die ganze Erdkugel stehen würde.

Auf der Nordhalbkugel der Erde, vor allem in Europa und im Osten Amerikas, wurde durch die Staubwolke das Sonnenlicht derart verdunkelt, dass die Durchschnittstemperaturen innerhalb von wenigen Monaten dramatisch sanken. Der Frühling 1816 setzte erst sehr spät ein, und in den darauffolgenden Sommermonaten gab es immer wieder Frost, Schneefall und Dauerregen. Das wirkte sich auf die Ernten katastrophal aus. Im Glarnerland, wie überall auf der Nordhalbkugel, wurden die Lebensmittel äusserst knapp und teuer. Man schätzt, dass dieser Vulkanausbruch, mit seiner insgesamt drei Jahre dauernden Abkühlung des Weltklimas, für den Hungertod von ungefähr 88 000 Menschen verantwortlich war.



Ausschnitt aus einer Wappenscheibe: Viehtreiber-Szene, 1570.
(Brunnerhaus, Glarus)

mancherlei Gemüse und Obst. Auch da muss aber der Cichorienkaffee täglich wenigstens zweimal auf den Tisch. Den Bewohnern des Hauptfleckens wirft man vor, dass sie gerne gut essen und auch Schleckwaren, Pasteten und Torten liebten.

Eigenthümliche Glarnergerichte sind: Kässuppe, Zigerbröchi, Birnenschwetti mit Ziger, Zigermuss. Kalberwürste und Schüblige sind ebenfalls dem Glarnerland eigenthümlich.

Geistige Getränke werden über Mittag gewöhnlich keine getrunken. Selbst die Reichen trinken dann selten Wein, daher die wenigsten eigenen Wein im Keller haben. Dagegen wird in Wirtshäusern viel getrunken. Viele würden es für die grösste Entbehrung ansehen, wenn sie nicht am Sonntag, oder auch zweimal in der Woche, am Abend ihren Schoppen im Wirtshause trinken könnten. Most trinkt man nur wenig, dagegen ist in neuerer Zeit auch das Biertrinken sehr aufgekommen, leider auch der Verbrauch der gebrannten Wasser. Seit der Kartoffelschnaps so wohlfeil geworden, greift das Schnapstrinken immer mehr um sich. In den hintern Gemeinden des Landes wird in Wirtshäusern nur selten Wein oder Bier, sondern meistens Schnaps getrunken, dessen verderbliche Wirkungen auf die Gesundheit der Bewohner nicht ausbleiben werden.

Die Zeiten, wann man die Nahrung zu sich nimmt, sind: Man trinkt den Kaffee zwischen 6 und 7 Uhr und speist um 11 Uhr zu Mittag, um 3 Uhr trinkt man wieder den Kaffee, das ist das Vesper oder z'Abig, und abends 6 bis 7 Uhr isst man zu Nacht. Bei der ärmeren Klasse, so bei Holzern, Plattenbergern und Fabriklern mit weitem Weg fällt das Mittagessen häufig weg. Diese essen nur zweimal im Tage Erdäpfel, morgens ehe sie an die Arbeit gehen, und abends wenn sie von dersel-

ben zurückkehren. Ein Stück Brod, etwas Käse oder Speck, das sie mitnehmen, versieht dann das Mittagsmahl. Auch die Weiber zu Hause begnügen sich dann mit ihren Kindern mit etwas Brod.

Besondere Tischgebräuche haben sich nur noch beim Bauernstande und den Bewohnern der hintern Thäler erhalten. Ist die Mahlzeit auf den Tisch gebracht, wird von der Hausmutter das Tischgebet verrichtet: ‹Spys Gott, tröösch Gott, üüs und alli aarme Chind, die uf Erde sind, und das lieb Vee.› Dann wird vom Hausvater beim Sonntagsmahl auf einem grossen hölzernen Teller das Fleisch verschnitten und wieder auf die Mitte des Tisches gestellt. Daneben steht die Pfanne auf dem hölzernen Gestell, dem Knecht, mit den gekochten Kartoffeln oder vielleicht auch einem Venz oder Zigermuss. Alle Tischgenossen essen das Gemüse aus der Pfanne und ebenso die Suppe, die zuletzt noch aufgetragen wird, aus der gleichen Schüssel. Dann schleckt jedes seinen Löffel ab und wischt ihn mit den Fingern aus, gewaschen werden dieselben niemals. Ein Tischgebet schliesst das Mahl.»

Einführung des Kartoffelanbaus in der Schweiz

Die Einführung des Kartoffelanbaus in der Schweiz verdanken wir dem Abenteurer, Handelsmann und späteren Landweibel Jakob Strub (1675–1747) aus Schwanden. Er war Schweizer Dragoner in englischen Diensten in Irland. 1697 brachte er die Kartoffel von dort ins Glarnerland. Zusammen mit dem Molliser Arzt Dietrich Zwicki (1664–1738) versuchte er, seine Landsleute von der Wichtigkeit dieses Nahrungsmittels zu überzeugen. Dies gelang jedoch nicht auf Anhieb.

Fast ein Jahrhundert lang blieb die Kartoffel nur Zierpflanze. Erst in den Hungerjahren 1770/71 wurde man auf die Feldfrucht aufmerksam. Dr. med. Konrad Schindler (1757–1841) pries in seiner Schrift «Aufwekungen zur Verbesserung der Sitten und Landwirtschaft zu Mollis und an sehr viel anderen Orten» die «Erdäpfel» als gesundes und billiges Nahrungsmittel. Damit widersprach er einzelnen Unbelehrbaren, die sie noch immer als gesundheitsschädlich verschrien. Schindler forderte die teilweise Umwandlung der Allmeinden in Pflanzboden. So käme auch der arme Mann, der keine Kuh sein Eigen nannte, zu seinem Anteil an Gemeindeland. Doch erst im Hungerjahr 1817 wurde die Bedeutung des Kartoffelanbaus allgemein erkannt und die Glarner Bevölkerung in der Folge von ihm fast vollständig abhängig. In den Jahren 1845 und 1846 musste deshalb der Ausbruch der «Kartoffelpest», die das Verfaulen der Knollen schon beim Ausreifen verursachte, zur Katastrophe führen. Der Kanton Glarus verzeichnet in diesen Jahren die grössten Auswandererzahlen – die Kolonie «New Glarus», 1845 gegründet, verdankt ihre Entstehung nicht zuletzt der Kartoffel.



Die Kartoffel –
Retterin in Hungersnöten.

Zigern nach alter Väter Sitte

Auf der Zigeralp

Als 1395 mit dem Ende der Grundherrschaft von Säckingen für die Glarner auch der Ackerbauzwang wegfiel, änderte sich das Wirtschaftssystem in unserer Region in kurzer Zeit völlig: Aus den ehemaligen Selbstversorgern wurden Hirten, die sich ihr tägliches Brot mit Viehexporten und dem Handel von Milchprodukten sicherten. Bis zum Ersten Weltkrieg blühte der Viehhandel mit Oberitalien, der sogenannte «Welschlandhandel». Die Produkte aus dem Glarnerland waren aber auch in vielen anderen Gebieten bekannt, in denen reisende Kaufleute die heimischen Spezialitäten anpriesen.

Heute erfreuen sich Alpprodukte zunehmender Beliebtheit. Die vielen kräftigen Gräser und Kräuter der Alp führen dazu, dass die Kuhmilch besonders würzig wird – und dies wirkt sich auf den Alpziger und Alpkäse aus, der daraus produziert wird.

Doch wie entsteht eigentlich der Alprohziger?

Der Zigersenn entrahmt die noch kuhwarme Magerrohmilch und erwärmt sie über dem Holzfeuer bis zum Siedepunkt. Vorsichtig wird in der Folge die Milchsäurebakterienkultur Etscher eingerührt, worauf die Milch in Zigerkäse und Schotte scheidet. Der Käse wird von Hand geschöpft und zur Vergärung in Silos eingefüllt. Nach vier bis zwölf Wochen wird der Rohziger in die Schabzigerfabrik GESKA AG in Glarus geliefert. Diese lagert den Rohziger und lässt ihn weiter gären und reifen. Schliesslich mischt man ihm den gemahlenen Schabzigerklee bei und verarbeitet ihn so weiter, dass er den Kundenansprüchen entsprechend verkauft werden kann. Von Glarus aus wird Schabziger täglich an Kunden in der ganzen Schweiz versandt. Rund ein Drittel der Produktion geht in den Export, mehrheitlich nach Deutschland, Holland und den USA.

Anspruchsvolle Produktion auf den Alpen

Das Zigern auf den Alpen ist heute besonders anspruchsvoll, denn die Anforderungen an Qualität und Hygiene sind sehr hoch und müssen auch hier eingehalten werden. Damit es weiter Glarner Zigersennen gibt, wird nun engagiert an verschiedenen Projekten gearbeitet: In Zukunft sollen zwei moderne Alpzigerbetriebe entstehen.

Das Zigern auf der Alp war während Jahrhunderten Bestandteil der Alpwirtschaft – diese schöne Tradition, die soll weiterexistieren.



Der Zigersenn Werner Elmer bei der Arbeit auf Alp Erbs.

Das älteste Markenprodukt der Schweiz kommt aus Glarus

Der Schabziger

Seit über 1000 Jahren gehört der Glarner Schabziger zum Glarnerland wie das Matterhorn zu Zermatt. Jede Glarnerin und jeder Glarner kennt den würzigen, grünen Magerkäse mit dem unverwechselbaren Geschmack. Von den einen heiss geliebt und nicht mehr aus der Küche wegzudenken, wird er von anderen wegen seines kräftigen Geschmacks verschmäht. Er ist es auch, der dem Glarnerland den Übernamen «Zigerschlitz» gegeben hat.

Historische Quellen zeigen, dass schon vor 1000 Jahren in den Glarner Alpen gezigert wurde. Doch besonders wichtig war der 24. April 1463. An diesem Datum genehmigten die Glarner Bürger an der Landsgemeinde ein Gesetz, das alle Zigerhersteller dazu verpflichtete, ihr Produkt nach bestimmten Qualitätsvorgaben zu produzieren. So wurde im Landsbuch festgehalten, dass, wer Ziger verkaufen wolle, diesen gut zu machen habe und ihn gut stampfen und salzen müsse. Jeder Produzent musste zudem den Ziger mit seinem persönlichen Zeichen markieren. So wusste man immer, wer schlechten Ziger auf den Markt brachte – ein Vergehen, das mit einem Pfund Busse bestraft wurde.

Die Glarner hatten mit dieser wegweisenden Entscheidung, Qualitätsvorgaben für die Zigerproduktion festzulegen, die Marke «Schabziger» erfunden. Und man kann somit sagen, dass dies die offizielle Geburtsstunde des ältesten Markenprodukts der Schweiz war.



Im Rührwerk wird der Rohziger gründlich gemischt.





Oben: Durch Beimischen von Zigerklee erhält der Ziger Farbe und Geruch.

Unten: In der traditionellen Form des Zigerstöcklis gelangt ein grosser Teil des Zigers in den Verkauf.

Sympathische Zigermanndli in der ganzen Schweiz

«Heid-er oder weid-er
alte, guete, herte Glarner Schabziger?
Er chänd en use nih,
er chänd ne i d Hand nih,
er chänd ne än all Wänd hare khiie
und er tuet ech nüd verhiie.»
aus Sutermeister, «Schwizerdütsch»

Mit diesen und vielen anderen Sprüchen war eine ganze Heerschar von Zigermannen und Zigerfrauen seit dem Mittelalter in der ganzen Schweiz unterwegs und bot zahlreiche Glarner Spezialitäten der Kundschaft feil. Mit ihren grossen Körben auf dem Rücken und der traditionellen Trachtenbluse gingen die stets freundlichen Kaufleute aus dem Glarnerland jeweils «uf d Reis».

Viele ältere Leute erinnern sich noch heute an die sympathischen «Zigermanndli», von denen die Letzten bis in die 80er-Jahre des 20. Jahrhunderts unterwegs waren. Im Mittelalter verkauften die Zigermannen ihre «Zigerstöggli» auf dem Markt der grossen Städte wie Zürich und Basel, in den ländlichen Gebieten direkt von Tür zu Tür. Mit dabei hatten sie auch andere einzigartige Spezialitäten aus der Heimatregion wie zum Beispiel Glarner Tee oder die beliebten Schiefertafeln – alles Produkte, die für ihre besondere Qualität in der ganzen Schweiz bekannt waren.

Gemäss den Angaben von Professor Jost Hösli sollen 1943 noch etwa 300 Zigerhändler von Haus zu Haus gezogen sein.

Heute ist die GESKA AG in Glarus für die Produktion und das Marketing des Glarner Schabzigers verantwortlich. Nach traditionellem Rezept, aber mit modernsten Maschinen und Einrichtungen werden in der einzigen Schabzigerfabrik der Welt jährlich über 350 Tonnen Rohziger verarbeitet – die Milch von über 900 Kühen!

Natürlich, kalorienarm, gesund

Der Glarner Schabziger schmeckt nicht nur unverwechselbar, er ist gemäss verschiedenen Quellen auch gut für die Gesundheit, denn der Magerkäse enthält fast kein Fett und kein Cholesterin, hingegen jede Menge wertvoller Milchproteine und Mineralien. Und die Heilkräuterliteratur sagt, dass der beigemischte Zigerklee bei Blutarmut, zu hohem Blutzucker-Spiegel oder Magen-Darm-Beschwerden lindernd wirken kann.

Wie der Glarner Alpkäse entsteht

Mild, fett und weich

Im Glarnerland gibt es knapp 100 Alpen. Sie bieten Weideland für rund 6000 Kühe. Diese Kühe liefern pro Saison etwa vier Millionen Kilogramm Milch. Ein grosser Teil davon wird unverarbeitet ins Tal transportiert. Den Rest verarbeitet man auf der Alp hauptsächlich zu Käse. Die Käseproduktion hat sich in neuerer Zeit stark verändert, nicht zuletzt aufgrund verschärfter Vorschriften in Bezug auf Hygiene und Qualität. Moderne Produktionsanlagen mit Rührwerk und Aufzug erleichtern die strenge Arbeit bei der Käseherstellung. Die Qualität des Käses hängt aber immer noch von der Erfahrung und der Sorgfalt des Sennen ab. Das Käsen ist die Morgenarbeit des Sennen:



Die Abend- und die Morgenmilch werden auf die Einlabungstemperatur von 32°C erwärmt.



Bei Erreichen der Temperatur werden «Kultur», Milchsäurebakterien und Lab, beigegeben, anschliessend wird die Milch im «Chessi» für 30 Minuten ruhig gestellt.



Mit der Harfe schneidet der Senn Albrecht Rhyner nun die geronnene Milch übers Kreuz.

Nun überzieht seine Gehilfin mit den Kellen die zerschnittenen Stücke, um die Temperatur der Käsemasse auszugleichen. Anschliessend zerkleinert der Senn wiederum mit der Harfe die Stücke zum sogenannten «Bruchkorn».



Ein Rührwerk löst den Senn ab und hält die Käsekörner in Bewegung. Über die Heizschlange des externen Heizkessels wird die Masse auf 45°C erwärmt.



Nach etwa 30 Minuten «wärmen» und 30 Minuten «ausrühren» holen Albrecht Rhyner und seine Gehilfin die Käsemasse mit einem Aufzug aus dem «Chessi». Das Tuch trennt die Käsekörner von der Schotte, die den Schweinen verfüttert wird.



Die Käsemasse kommt dann in eine Vorpresswanne, wo sie während 10 Minuten gepresst wird.





Jetzt können die beiden den Käsekuchen in gleich grosse Würfel schneiden, die sie zum endgültigen Pressen in die runde Käseform legen.



Am andern Morgen nimmt Albrecht Rhyner die Käse aus den Formen und versieht sie mit der Zulassungsnummer und dem Datum.



Anschliessend transportiert sie der Zusenn in den Käsekeller und legt sie 24 Stunden ins Salzbad.



Täglich werden die Käselaibe einzeln mit Salzwasser eingerieben und gepflegt.

Adolf Grüninger AG

Margarine aus Mitlödi

In den 70er-Jahren des 19. Jahrhunderts beauftragte Napoleon III. den Chemiker Hippolyte Mège-Mouriès, ein Produkt mit butterähnlichen Eigenschaften zu entwickeln, billiger und haltbarer als Butter und dennoch wohlschmeckend und nahrhaft. Damit sollte die Armee in dem bevorstehenden Krieg mit Deutschland ernährt werden. Mège-Mouriès ging von der Idee aus, Milch und Wasser mit aufbereitetem Rinderfett zu mischen. 1867 gelang ihm der Durchbruch, und 1869 wurde ihm für das gefundene Verfahren das Patent erteilt. Damit war der Grundstein für die industrielle Herstellung von Margarinen gelegt.

Im 20. Jahrhundert stieg die Nachfrage nach Margarine enorm und führte zur Gründung von vielen Margarinefabriken in den USA und Europa. Allein in der Schweiz gab es 1956 deren 21. Zu ihnen zählte auch die Margarine- und Speisefettfabrik Adolf Grüninger, Mitlödi. Gegründet im Mai 1952, belieferte die Firma bereits vier Jahre später über 900 Kunden in der ganzen Schweiz. Produziert wurden die Produkte in den Kellerräumen der Weissen Villa, in der die Familie Grüninger wohnte, und an Anlagen und Einrichtungen gab es nur das Allernötigste. Mit Risikofreudigkeit und innovativen Ideen versuchte sich Adolf Grüninger im härter werdenden Markt zu behaupten. Gesundheitliche Probleme machten ihm immer mehr zu schaffen und führten schliesslich zu seinem frühen Tod im Jahre 1965.

Sein Sohn Adolf Grüninger entschied sich, zusammen mit seiner Mutter das väterliche Erbe weiterzuführen. Die Anforderungen an die Qualität der Produkte und an die Vorschriften der Lebensmittelhygiene führten dazu, dass das Unternehmen auf eine viel solidere Basis gestellt werden musste. So kam es im Jahre 1970 zur Gründung der Adolf Grüninger AG und zu einem grosszügigen Neubau in der Wiese in Mitlödi. Der gesamte Maschinenpark einer Margarinefabrik in Zürich konnte erworben und im Neubau installiert werden. Damit war der Anfang für ein kontinuierliches Wachstum gemacht. Um die grossen Mengensteigerungen zu bewältigen, richtete man neue Produktionsanlagen ein und automatisierte die Herstellungsprozesse. Für die Lagerung der Fertigprodukte entstand ein Hochregallager und für die Lagerung der flüssig angelieferten Rohstoffe eine grosse Tankanlage. Ein neues Leitsystem steuert, neben dem automatischen Verwägen der vorwiegend pflanzlichen Öle und Fette, die ganze Margarineproduktion und sichert die Rückverfolgbarkeit der Daten. Die Firma hat sich immer mehr auf die Herstellung von Margarine für die Industrie und das Bäckereigewerbe spezialisiert. Sie ist heute der bedeutendste Anbieter von Industrie- und Gewerbemargarinen in der Schweiz.

Moderne Produktionsanlagen erlauben automatische Herstellungsprozesse.





Glarner Pastete: halb süss (Zucker und Mandeln) und halb sauer (Zwetschgen) – wie das Leben.

Auf blütenweissem Linnen serviert

Glarner Spezialitäten

Verehrte Gäste!

Wenn Sie schon bei uns in den Ferien sind, möchten Sie sich vielleicht zur Abwechslung etwas Spezielles, etwas Lokalgefärbtes auftischen lassen. Ein Landesplättchen! Eine Spezialität! Zum Frühstück können wir Ihnen Zigerbrötchen empfehlen. Sie brauchen aber nicht gleich ein ganzes «Zigerstöggli» zu bestellen; die Serviertochter bringt Ihnen sicher ein hübsches Töpfchen mit einer Mischung aus Ziger und frischer Butter, und das reicht für zwei ausgezeichnete, grosse Butterbrote! Übrigens: Mit Glarner Ziger bestreut und mit heisser Butter übergossen schmecken alle Teigwaren doppelt so gut!

Auf den Mittagstisch wünschen Sie sich gelegentlich eine Kalberwurst! Auf blütenweissem Linnen serviert, als eine helle, erfreulich lange Wurst in einer goldigweissen Buttersauce mit Zwiebeln, liegt sie bereit. Dazu werden Kartoffelstock und dunkle, süss gekochte Dörrzwetschgen aufgetischt.

Einfacher präsentiert sich der Glarner Schüblig: kräftig, rotbackig und saftig, mit weissen Speckwürfelchen durchsetzt. Kein feines Würstchen, das auf der Zunge schmilzt, wohl aber ein bodenständiges, nahrhaftes Landesprodukt. Er kann mit etwas Senf zu allen Gemüsen gegessen werden und schmeckt kalt nicht weniger gut.

Zum Vesper – ein Glarner Birnbrot! Es stammt aus ländlichen Gegenden, wo früher die gedörrten Länglerbirnen nicht in Truhen blieben, sondern gehackt und mit Zimt, Nägeli und Mehl gemischt zum braunen Teig geformt wurden. Eine Handvoll Sultaninen, Zucker und grob gehackte Baumnüsse gehören mit hinein. Nicht vergessen sei der Schuss unverschnittenen Kirschs, der das Birnbrot wochenlang frisch hält! Die Masse wird in ein dünnes Teigmäntelchen gehüllt, der

Meister Beck drückt vier Reihen dekorativer Löchlein oben drauf – und was hernach aus dem Backofen kommt, darf sich sehr wohl unter all den süssen Sachen sehen und schmecken lassen.

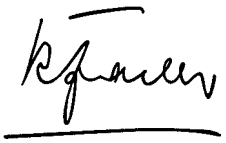
Die Krönung unseres zuckerbäckerischen Schaffens ist die Glarner Pastete. Schon um 1800 hantierten in Glarus ihrer zehn Pastetenbäcker. Sie hüteten ihre Rezepte wie einen Schatz. Gross und rund wie ein Wagenrad kann sie sein, die Glarner Pastete, lauter knusprige Lagen aus dünnem Blätterteig, und zwischendrin die vielbegehrte «Fülli», bei der «süssen» Hälfte ein zartes Gemisch aus Zucker und Mandeln, bei der «sauren» aber kräftige, dunkle Zwetschgenkonfitüre. Mit Staubzucker bestreut und zu Kaffee serviert eine wahre Götterspeise! Sogar der einstige amerikanische Präsident Harry Truman rühmte am Geburtstagstisch meines 100-jährigen Grossonkels John in San Francisco die aufgetischte Glarner Pastete: «Ein Land, das so etwas produziert, muss ein herrliches Land sein!» – Ihre Kinder, die handgrossen «Pastetenbeggeli» mit allen Eigenschaften der Mutter, heissen in Glarus «Öpfelbeggeli», weil sie früher einmal nicht mit der traditionellen Mandel- oder Zwetschgenfüllung versehen waren, sondern mit einer einfachen Mischung aus Apfelmus, Rosinen und Weinbeeren.

Vielleicht lieben Sie am Schluss der Mahlzeit Ihren Käse. Es muss ja nicht immer Emmentaler, Tilsiter oder Gorgonzola sein. Sie dürfen mit gutem Gewissen auch Glarner Landkäse bestellen. Er ist mild, fett und nicht hart.

Mit selbst gekelterten Weinen kann Sie der Glarner Hotelier nur selten bedienen, da im Kanton nur an vier Orten, in Niederurnen, Mollis, Glarus und Ennenda, Rebberge bestehen. Doch kommt aus den Mineralquellen von Elm ein gar gut Wässerlein, das sommers den Durst rasch und ungefährlich zu stillen weiss.

Und nun wünschen wir Ihnen allen guten Appetit und einen angenehmen Aufenthalt im Glarnerland

Ihr Kaspar Freuler



PS. Nach alter Überlieferung bringt man den Daheimgebliebenen zum Trost einen «Reisekram». Aus dem Tessin Amaretti und Panettoni, aus Baden Chräbeli, aus St. Gallen Biber, aus Bern Lebkuchen – aus dem Glarnerland aber ein Pfund oder zwei Glarnerleckerli. Kaum ein Hauch von Teig, dünn und nach Bienenhonig duftend, sollen sie erst vor Spröde zersplittern, bevor sie auf der Zunge zerschmelzen!



Vorfabrizierte Schokoladenkugeln erleichtern die Herstellung von Truffes.

Schweizer Schokolade der Spitzenklasse

Chocolatier suisse Läderach

Es war einmal ein braver, fleissiger Zuckerbäcker… So könnte unsere Geschichte beginnen, denn die Entstehung der Firma Läderach gleicht wirklich einem modernen Märchen.

Alles fängt an 1962. Rudolf Läderach, der in der elterlichen Konditorei sein Handwerk erlernt hat, will seinen grössten Wunsch, Schokoladeerzeugnisse nach eigenen Rezepten und Vorstellungen herzustellen, verwirklichen. Zusammen mit seiner Ehefrau Maria mietet er für 100 Franken im Monat die alte Backstube der ehemaligen Konditorei Helbling in Glarus. Hier richtet er seine erste eigene Produktionsstätte ein. Es ist eng, die Einrichtung äusserst bescheiden. Die ersten Läderach-Spezialitäten entstehen. Der Firmengründer selbst macht sich nun mit dem «Musterköfferchen» auf Kundensuche. Der Anfang ist beschwerlich und voller Enttäuschungen. Doch mit der Zeit lassen sich immer mehr Leute von seinen Produkten überzeugen. Der Platz in der Backstube wird zu klein. Man zieht in die helleren und grösseren Räume der alten Mühle in Glarus um. Mitarbeiter können eingestellt werden.

Läderachs Meisterstreich sind Schokoladekugeln, die sich bequem füllen und zu Pralinés verarbeiten lassen. Von einer solchen Erfindung verspricht er sich viel, wäre dies doch eine enorme Arbeitserleichterung für seine Berufskollegen. Diese brauchten die vorfabrizierten Kugeln lediglich nach eigenem Gutdünken abzufüllen, um sie dann als hausgemachte Truffes zu verkaufen.

Doch das Vorhaben gelingt nicht auf Anhieb. Entweder geraten die Wände zu dick, das Einfüllloch ist am falschen Ort oder die Kugel lässt sich schlecht von der Form lösen. Man studiert, diskutiert, experimentiert, zerbricht sich fast die Köpfe. Die letzten finanziellen Reserven werden aufgebraucht. Da hat seine Frau Maria die rettende Idee, die Schokolade direkt in eine PVC-Folie zu giessen, in der man sie auch gleich verschicken konnte. Und siehe da, es klappt. Am 10. Juni 1970 kann die Erfindung unter dem Titel «Verfahren zur Herstellung von dünnwandigen Truffes-Hohlkugeln» patentiert werden. Dies ist der Startschuss für den endgültigen geschäftlichen Durchbruch.

1972 entsteht in Ennenda eine neue Fabrik. Die folgenden Jahre sind zwar kritisch. Man kämpft mit diversen technischen und finanziellen Schwierigkeiten, doch zeigt sich immer wieder ein Lichtstreifen am Horizont. Erweiterungsbauten werden nötig. Die neu dazugekommene Konfektproduktion braucht Platz. Der Lagerraum muss vergrössert werden. Eine Tiefkühlanlage dient dazu, die Produkte für den Transport nach Übersee vorzubereiten. Tochterbetriebe entstehen, einer in Deutschland und Jahre später einer in Rumänien. Im Zentrum von Glarus eröffnet man eine eigene Confiserie, und mit der Übernahme der 41 Merkur-Filialen in

der ganzen Schweiz im Jahre 2004 ergibt sich eine weitere hervorragende Möglichkeit, Läderach-Produkte abzusetzen. 2007 bezieht man den Neubau eines Verteil- und Logistikzentrums in Bilten.

Täglich werden tonnenweise Pralinés, Konfekt, Frischschokolade und andere Schokoladeprodukte in Hunderte Schweizer Confiserien und in die Merkur-Läden geliefert. Das Auslandgeschäft macht einen grossen Teil des Umsatzes aus. Nach England, in die USA, in den Nahen Osten, ja sogar bis nach Japan und Korea werden Läderach-Produkte geliefert.

Trotz der riesigen Produktionsmenge von rund 1500 Tonnen pro Jahr wird auch heute noch das meiste in sorgfältiger Handarbeit gefertigt. Nur die begehrten Hohlkugeln entstehen vollautomatisch, 441 000 Stück pro Tag, 76 Millionen im Jahr!

Aus der ersten kleinen Backstube in Glarus ist heute ein Betrieb mit mehr als 200 Beschäftigten und einem Jahresumsatz von über 100 Millionen Franken geworden. Seit 1994 leitet der Sohn des Firmengründers, Jürg Läderach, den Betrieb. Als gelernter Konditor und ausgebildeter technischer Kaufmann erfüllt er alle Voraussetzungen, die Firma im Sinne seiner Eltern erfolgreich weiterzuführen.

Die von Läderach erfundenen Halbfabrikate finden den Weg in die ganze Welt.





Über den «Burgweg» erreicht man das beliebte Restaurant «Schlössli».

Glarner Wein seit 1640

«Burgwegler»

Der Dreissigjährige Krieg ging an der Schweiz vorbei. Es mag wohl sein, dass der eine oder andere Flüchtling aus der Freigrafschaft Burgund in Niederurnen Aufnahme gefunden hat. Auf jeden Fall werden es kaum die Niederurner allein gewesen sein, die im Jahre 1640 als Erste in unserem Kanton auf die Idee kamen, einen Weinberg von doch erheblichem Ausmass einzurichten.

So oder so hat sich die Standortwahl bewährt: Auf rund anderthalb Hektaren, am gegen Süden exponierten Abhang eines steilen Nagelfluhrückens, der sich als Ausläufer des Hirzli weit ins Linthtal erstreckt und dadurch den alten Dorfteil Niederurnens vom kalten Nordwind abschirmt, wachsen 6000 Rebstöcke. Sie liefern Jahr für Jahr zwischen 5000 und 6000 Kilogramm Weintrauben, was ebenso viele 7,5-dl-Flaschen «Burgwegler» ergibt. Drei Sorten Wein werden angebaut, nämlich Blauburgunder, Riesling x Sylvaner und Chardonnay, dank moderner Kelterungsmethoden ausgezeichnete Apéro- und Tafelweine. Die 28 Parzellen befinden sich in Privateigentum, die Rebbauern sind aber seit 1886 in einer Rebbergkorporation zusammengeschlossen. Ihre Statuten enthalten strenge Anbauvorschriften zum Schutze von Fauna und Flora. Pflanzenschutzmittel dürfen nur sehr schonend eingesetzt werden. Dank dieser Massnahmen tummeln sich im Rebberg imposante Insektenarten wie der vom Aussterben bedrohte Hirschkäfer. Gelegentlich lässt sich sogar die seltene Schlingnatter beobachten, eine ungiftige zierliche Schlange, die ihren Namen dem Umstand verdankt, dass sie ihre Beute, meist Zaun- und Mauereidechsen, wie eine Riesenschlange umschlingt, um sie zu töten.

Nach neuesten Erkenntnissen ist um das Jahr 1200, möglicherweise auf den Grundmauern eines römischen Wachtturms, also rund 70 Meter über dem Dorf, ein mittelalterlicher Wohnturm errichtet worden, der aber schon ein Jahrhundert

später verlassen wurde. Von der Ruine bedienten sich die Erbauer des Rebbergs, indem sie die behauenen Kalksteine zum Aufbau von Reb- und Wegmauern benutzten; sie waren dazu besser geeignet als der anstehende Nagelfluhfels, der sich nur schwer bearbeiten lässt. Vom ehemaligen Wohnturm blieben nur Grundmauern und der mit unbehauenen Steinen gefüllte Kern der Schildmauer zurück. Im Jahre 1914 liess die Schlössli-Genossenschaft Niederurnen an dieser Stelle einen dem damaligen Zeitgeschmack entsprechenden Turm mit einer Trinkhalle errichten, das heutige Restaurant «Schlössli», das über dem Dorf thront und das Wahrzeichen der Gemeinde darstellt. Der Weg durch die Reben zu dieser ehemaligen «Burg» hat dem Wein seinen Namen gegeben. Das Restaurant mit seinem schönen Ausblick über den Walensee und in die Glarner Alpen bietet die Gelegenheit, ihn zu kosten.

In neuester Zeit sind frühere Rebberge, allesamt wesentlich jünger als derjenige von Niederurnen, wieder mit Weinreben bepflanzt worden, namentlich Mollis (Haltli), Ennenda/Ennetbühls, Glarus (Burghügel) und Schwanden.



Elmer Mineralwasser bringt Bergfrische in den Alltag

Die Elmer Mineralquellen

Seit jeher kannte man in Elm die eisenhaltigen Quellen am Abhang des Mittaghorns. Die rötlich-braune Färbung an den Austrittstellen hatte die Elmer immer wieder beschäftigt. Kirchenvogt Gilg Zentner liess das Wasser auf seinen beiden Liegenschaften im Gschwänd und im Unterbach untersuchen, und es zeigte sich, dass es tatsächlich verschiedene Mineralstoffe enthielt. Nach langen Bemühungen soll der entdeckerfreudige Zentner beim Aufsuchen der Quelle im Gschwänd eines Tages voll Begeisterung ausgerufen haben: «Jetz hämers; es chunnt de lengeri stercher, de lengeri stercher!»

Im Jahre 1893 baute Zentner im Gschwänd ein für Bade- und Trinkkuren eingerichtetes «Badhus». Vermutlich um den zahlreich angereisten Kurgästen den beschwerlichen Weg ins Gschwänd zu ersparen, wurde im Jahr 1896 das stattliche Kurhaus gebaut. Bad und Liegenschaft Gschwänd gingen an eine eigens gegründete Aktiengesellschaft über. Das Wasser floss durch eine Leitung zum Kurhaus. Bald herrschte im neuen Kurhaus reges Leben. Gäste aus aller Herren Ländern reisten nach Elm, um dort durch Trinkkuren Heilung und Erholung zu finden.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges setzte dem Kurbetrieb in Elm ein jähes Ende. Die Gäste blieben aus, das Kurhaus musste geschlossen werden. Das Haupthaus dient heute den Einwohnern des Sernftals als Altersheim.



Die Mineralquellen Elm bieten willkommene Arbeitsplätze im Sernftal.





Oben: Jährlich werden etwa 38 Millionen Liter Getränke abgefüllt.

Unten: Das Quellgebiet liegt oberhalb des Dorfes auf einer Höhe von 1000 bis 1200 m ü. M.

Mit der Aufnahme des Badebetriebes im Gschwänd wurde das «Elmerwasser» auch in den Handel gebracht. Eine Firma aus Ennenda sandte durch einen Fuhrmann regelmässig Korbflaschen nach Elm, um diese bei den Quellen im Unterbach füllen zu lassen. Oskar Schärli, der Besitzer des Kurhauses, begann 1925 in Flaschen abgefülltes Elmer Mineralwasser unter dem Namen «Elmer Sprudel» zu verkaufen.

Nach dem Ersten Weltkrieg begann man an verschiedenen Orten Mineralwasser mit Fruchtsäften zu mischen, in Flaschen abzufüllen und als Tafelwasser zu vermarkten. Der Besitzer des Kurhauses und ein initiativer Kaufmann aus Glarus beschlossen, mit dem Elmer Mineralwasser auch einen solchen Versuch zu machen. Im Jahre 1926 wurden im Kurhaus die ersten Mischungen aus Mineralwasser und Zitronensirup hergestellt, und ein Jahr später kam das Getränk als «Elmer Citro» auf den Markt.

Der grossen Nachfrage wegen gründete man 1928 ein eigentliches Mineralwasser-Unternehmen als Kollektivgesellschaft. Neben dem Kurhaus wurden die nötigen Gebäude errichtet, in denen man anfänglich das «Elmer Citro» mit einfachen Apparaten herstellte und abfüllte. Bereits im Jahre 1929 erfolgte die Gründung der Firma Elmag Glarus Mineralquellen Elm, welche die Quellen im Gschwänd neu fassen liess. Im Laufe der Jahre wurden die Gebäude und die Anlagen ständig erneuert und angepasst. Heute werden auf modernen Abfüllanlagen jährlich gegen 38 Millionen Liter Elmer Mineral, Elmer Citro, verschiedene andere Süssgetränke und Konzentrate (für Offenausschankanlagen) in Pet- und Glasflaschen sowie Spezialbehältern abgefüllt.

Von zahlreichen im Laufe der Zeit genutzten Quellen und Quellfassungen sind heute noch deren zwei in Betrieb: die Mineralwasserquellen MW3 (Kapuzinerquelle) und Gstögg. Das Quellgebiet liegt oberhalb des Dorfes auf einer Höhe von 1000 bis 1200 m ü. M. Die durchschnittliche Schüttung der Mineralwasserquellen beträgt 220 Liter in der Minute. Das Mineralwasser sprudelt mit etwa 7,3 Grad aus dem Glarner Schiefergestein und wird in Reservoirs gesammelt. Das Elmer Mineralwasser ist ein natürliches Mineralwasser mit einer ausgewogenen Mineralisation und deshalb für eine natriumarme Ernährung geeignet.

Natürliches Mineralwasser muss neben den üblichen für Trinkwasser geltenden Reinheitsanforderungen die speziell gültigen gesetzlichen Vorgaben an ein Mineraltafelwasser erfüllen und ist deshalb durch die Ausscheidung von Schutzzonen um die Quellfassung zu schützen. Der Weidegang ist im Quellgebiet untersagt. Deshalb wird das Gebiet seit 2004 bis auf eine Höhe von 2200 m ü. M. teilweise umzäunt.



Bauwerke



Ursprünglich bedeckte Urwald unsere Täler.

Die Besiedlung des Glarnerlandes

Von der Wildnis zum Wohnraum

«Unser Land Glarus möchte, ehe es bewohnet und ausgebauet worden, eine der fürchterlichen Wildnissen in der Welt gewesen seyn. Finstere Waldungen, dornichte Gesträuche und wilde Gebüsche, von den Wildwassern zusammengelegte und aufgehäufte Flächen von Erdschlamm und Steinen, herabgestürzter Schutt alter Erd- und Berg-Brüchen, breite, uneingeschränkte Fuhrten der unbezähmten Bächen und Flüssen, Gründe von Moos, ungenutzte hohe Weiden ob allem Wald, samt den mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Gipflen und Schattenthälern der Gebirge, und den vielen kahlen Schroffen und Felsklippen; dies war die Gestalt des Lands und Thals zu Glarus.» – So beschreibt vor mehr als 200 Jahren der Chronist Trümpi die unberührte Naturlandschaft.

Vom 8. bis zum 11. Jahrhundert wanderten die Alemannen ein. Viele unserer Siedlungs- und Flurnamen, so etwa Schwanden oder Rüti, gehen auf ihr Rodungswerk zurück. Die Schwemmfächer der Bäche und Runsen am Fuss der Talhänge boten den Siedlern die besten Bedingungen für Haus und Hof, Acker und Wiese. Da auf ihnen die Wälder durch die Wildwasser gelichtet waren, konnten sie einfacher besiedelt werden als die Wälder der Bergsturzhügel und Bergterrassen. Die erhöhte Lage schützte vor Überschwemmungen der Linth und des Sernf. Gemeinsam errichtete Wuhre bewahrten vor Ausbrüchen der Seitenbäche. Wasser für Mensch und Vieh lieferten die nahe liegenden Bäche und Quellen. Höfe und Hofgruppen entstanden. Äcker versorgten den Haushalt mit Korn, Hafer, Gerste, Hirse und Flachs. Obstbäume beschatteten die Hoschet. Im Hausgarten pflanzte die Bäuerin Gemüse. Holzzäune und Mäuerchen aus Lesesteinen umfriedeten die Privatgüter und trennten diese von den Allmeindweiden ab. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts war das Land vom Talgrund bis zu den Alpweiden erschlossene Kulturlandschaft. Streusiedlungen verdichteten sich zu Weilern und Dörfchen. Allmählich verschmolzen sie zu den heutigen Dörfern.

Im 17. Jahrhundert entfaltete sich ein reiches Gewerbe, das jedoch das bäuerliche Aussehen der Ortschaften kaum veränderte. Im 18. und 19. Jahrhundert entwickelte sich die Textilindustrie zur wichtigsten Erwerbsquelle der Glarner. Von 1720 bis 1870 stieg die Einwohnerzahl von rund 14 000 auf 35 000. Allein im Jahre 1837 wurden in 14 Gemeinden insgesamt 61 Wohnhäuser, 47 landwirtschaftliche Gebäude, 8 Fabriken mit 14 Gebäuden, 3 Schulhäuser und 2 Mühlen gebaut und an 41 Gebäuden Umbauten und Reparaturen ausgeführt. Die Bürgergemeinden oder Tagwen stellten Bauland zur Verfügung. Man korrigierte die Flüsse und Bäche, errichtete Kanäle und verbesserte die Strassen. Die Dörfer wuchsen mit der Zeit auf den Talboden hinunter, den Fabriken und Eisenbahnstationen entgegen. Neue

Quartiere mit Reihenhäusern entstanden. Die Neubauten wurden ganz in Stein errichtet, die Dächer mit Schieferplatten oder Ziegeln gedeckt. Auch manch altes Holzhaus wurde verputzt.

Im 20. Jahrhundert änderte sich das Bild der Industriedörfer nach dem Zweiten Weltkrieg am stärksten. Das Wachstum erfasste vor allem die unteren Landesteile. Moderne Fabrikgebäude zeugen vom wirtschaftlichen Aufschwung der 60er-Jahre. Gartensiedlungen und Wohnblöcke fügen sich an die älteren Dorfteile an, Hochbauten muten städtisch an. Neue Schulhäuser, Altersheime und -wohnungen, Sportanlagen und Einkaufsgeschäfte entstanden. Die Notwendigkeit, die Landschaft und die Gewässer sauber zu halten, führte zu den aufwendigen Bauten der Kehrichtverbrennungs- und der Kläranlagen. Die Flut des Verkehrs führte zu kostspieliger Korrektion der Strassen. Häuser mussten weichen, Dorfkerne verloren ihr herkömmliches Gesicht. Erst allmählich setzt sich der Gedanke durch, dass die Forderungen der Zeit nicht zu einem schrankenlosen Abbruch der Zeugen der Vergangenheit führen dürfen.



Einzigartig in der ganzen Schweiz ragen die senkrechten Wände vom Talboden aus 2300 Meter in die Höhe. Untere Pressistrasse in Glarus mit Wiggis und Rauti.



So kann man sich ein mittelalterliches Einraumhaus etwa vorstellen – im Goltisberg in Elm.

Mittelalterliche Einraumhäuser

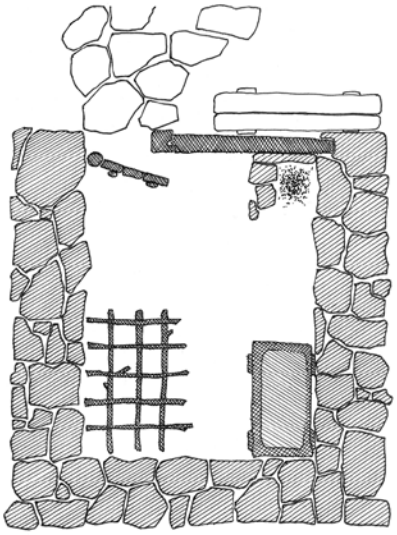
Einfach und zweckmässig

Um 1400 lebten im Glarnerland etwa 5000 Menschen. Nebst zahlreichen Einzelhöfen gab es rund 40 Weiler. Die Siedlungen dürften hauptsächlich aus niedrigen, kleinen Einraumhäusern bestanden haben. Neben Wohnbauten gab es – teilweise in den Boden versenkte – Grubenhäuser, die als Speicher für Landwirtschaftsprodukte dienten. Dazu kamen Backhäuser und Anbauten mit Web- oder anderen Arbeitsräumen.

Die mittelalterlichen Einraumhäuser waren sehr einfach eingerichtet. Eine offene Feuerstelle in einer Ecke des Raumes diente als Koch- und Heizgelegenheit. Geschlafen wurde auf Brettergestellen oder ebenerdigen Holzrosten, die mit Reisig bedeckt waren. Ein paar Sitzgelegenheiten, Nägel oder Haken an den Wänden und vielleicht eine Einbaumtruhe bildeten die Inneneinrichtung. Tische dürften nur in den wenigen grösseren Häusern gestanden haben. Die kleinen Fensteröffnungen liessen wenig Licht ins Innere. Wenn es die Witterung zuliess, verrichtete man darum die meisten Tätigkeiten im Freien oder auf gedeckten Vorplätzen.

Holz und Stein waren die wichtigsten Baumaterialien. Die Böden bestanden aus gestampfter Erde. Manchmal wurden sie mit Steinplatten belegt. Liegende oder senkrecht gestellte Fichtenbalken bildeten die Wände. Die Dachstühle errichtete man ebenfalls aus Holz. Je nach Gegend wurden die Dächer mit Steinplatten, Stroh oder Schilf gedeckt. Die Erbauer nutzten nicht nur die Materialien der Umgebung, sie passten auch die Hausform dem Gelände an.

Im Verlauf des 15. Jahrhunderts entstanden die ersten mehrgeschossigen Häuser, unterteilt in Küche, Stube, Schlaf- und andere Räume. Sie ersetzten nach und nach die einfachen Einraumbauten.



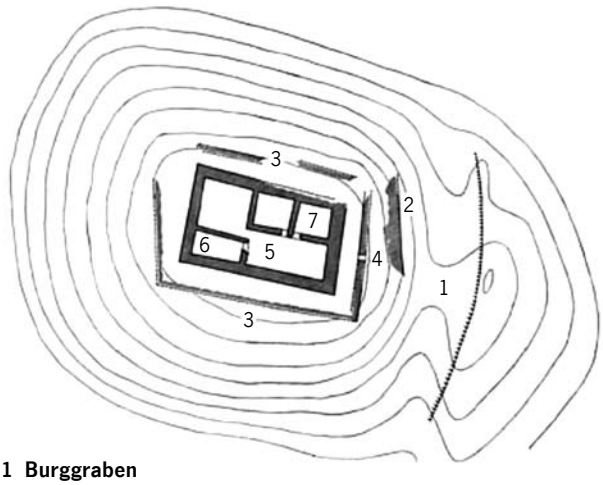
Das Leben spielte sich in einem einzigen Raum ab.

Geheimnisvolle Zeugin der Vergangenheit

Burg Sola

«Unmittelbar oberhalb des Dörfchens Sool, eine starke Viertelstunde von Schwanden entfernt, lehnt sich ein kegelförmiger, ganz mit Bäumen und Buschwerk überwachsener Hügel, der noch gegenwärtig unter dem Namen Schlosshügel bekannt ist, an den Soolstock an. Auf der Spitze dieses Hügels, der eine malerische Aussicht auf das tiefer liegende Talgelände und die majestätischen Hochgebirge gewährt, stand die Burg Sola, von der aber alles Mauerwerk gänzlich verschwunden ist, während von dem Burggraben auf der Ost- und Südseite noch einige Überreste geblieben sind. Auf dieser Burg sassen Edelknechte, deren Wappen ein Thor mit einer Sonne war. Das Seckinger Urbar sagt, sie sei durch Absterben Knecht Konrads von Sole, des Letzten des Stammes, wieder an das Gotteshaus gefallen, und darauf habe man sie abgehen lassen. Nach Aegidius Tschudi (Chronicon) dagegen fiel sie, als Besitzthum der Freiherren von Schwanden, mit der Burg zu Benzingen im Jahre 1298 durch Österreich.» So schreibt Oswald Heer im Jahre 1846 über die Burg Sola.

In den Jahren 1927 bis 1929 liess der Besitzer, der Historische Verein des Kantons Glarus, auf dem Sooler Burghügel umfangreiche Grabungen vornehmen. Die Anstrengungen lohnten sich. Unter dem Schutt stiess man auf das stattliche Fundament eines Turmes im Ausmass von 15 auf 24 Meter. Die zwei Meter dicken Aussenmauern umfassten fünf Räume. Sola gehörte zur Art mittelalterlicher Anlagen, bei denen Bergfried und Palas in einem Gebäude vereinigt waren. Den Wohnturm umgab wahrscheinlich eine Ringmauer mit Wehrgang. Auf der südlichen und der westlichen Seite war die Anlage durch einen Burggraben geschützt, während ein natürlicher Geländeeinschnitt den Zugang von Osten erschwerte. In den Mauerüberresten machte man einige Funde: Ofenkacheln aus dem 13. Jahrhundert, ein Truhenschlüsselchen, ein Hufeisenstück, eine 25 Zentimeter lange Eisennadel, Teile eines Dolchmessers und Bruchstücke von Kochtöpfen. Sie werden heute im Freulerpalast aufbewahrt.



1 Burggraben
2 Zugang über gemauerte Rampe
3 Äusserer Bering
4 Schmale Pforte
5 Hof der Kernburg
6 Südtrakt
7 Nordtrakt (zweiteilig)

Über die Bewohner der Burg lässt sich nichts mit Sicherheit sagen, war doch die Burg zu Zeiten bewohnt, aus denen nur sehr spärliche schriftliche Berichte vorhanden sind. Sicher ist, dass die Burg am Ende des 13. Jahrhunderts endgültig verlassen wurde und von da an zerfiel. Als 1715 eine grosse Feuersbrunst einen Teil des Dorfes Sool vernichtete, verwendete man einen beträchtlichen Teil des Steinmaterials der Burg für den Wiederaufbau. So stehen heute noch etliche Sooler Häuser auf Fundamenten, deren Steine vor über 800 Jahren zum Bau der Burg Sola gedient hatten.



15 auf 24 Meter: die übrig gebliebenen Fundamente der Burg Sola.



Seit 150 Jahren spendet der Betschwander Dorfbrunnen Trinkwasser.

Gemeinschaftswerk

Der alte Dorfbrunnen

Bis zum Jahre 1854 floss das Betschwander Trinkwasser aus den hölzernen Tücheln in hölzerne, aus schön gewachsenen Tannen gezimmerte Brunnentröge. Als sich aber die Nachbargemeinden steinerne Tröge angeschafft hatten, wollten auch die Betschwander nicht rückständig sein. Mit zwei Brunnenmeistern aus Riedern wurde wegen eines solch neumodischen Werkes verhandelt. Im Löntschbett suchten die beiden Brunnenmeister nach einem passenden Stein für den Betschwander Trog, den sie dann in langer Arbeit meisselten und glätteten.

Daheim in Betschwanden zimmerten die Mannen unter Baumeister Gabriel Figis (1802–1871) Leitung die schwerfällige Schleipfe, auf der der Steinkoloss nach Betschwanden gebracht werden sollte. Dieser Transport verursachte aber noch Kopfzerbrechen. Die Tagwensbürger fanden jedoch eine gute Lösung. Sie beschlossen:

1. Jedem Dorfgenossen soll pro Tag Fr. 1.– für das Mittagessen vergütet werden.
2. Auch die Ledigen sind zur Mithilfe verpflichtet.
3. Jeder Dorfgenosse, der ohne genügenden Grund wegbleibt, hat Fr. 3.– Strafe zu bezahlen.
4. Der Abmarsch von Betschwanden wird auf vier Uhr morgens festgesetzt.
5. In den Dörfern Rüti, Diesbach, Hätzingen und Luchsingen sollen noch freiwillige Helfer gesucht werden.

So brachte man dann schliesslich ein Aufgebot von 85 Mann zusammen. Über das grosse Ereignis berichtet David Knobel in seinem Hausbuch:

«Den 15. März 1855 ist die Dorfschaft Betschwanden nach Riedern gegangen, das Brunnenbett zu laden, und hat alles gehen müssen. Den 16. März hat man es geholt. Es hätte aber schon am Anfang wegen einem kleinen Stützli, durch das man hatte hinabfahren müssen, lätz gehen können. Hinten an der Schleipfe hatte man gesägtes Holz und Tanntschuupen angehängt, und Schnee auf die Tschuupen geworfen. Als das Stützli kam und sich alles versehen glaubte und man angezogen hatte, war die Schleipfe zu geschwind gegangen. Die Männer sprangen und setzten sich auf die angehängten Tanntschuupen. Es lief aber so geschwind, dass alles überleerte. Es lag ein grosser Schnee. Die Leute kamen darunter, die einen unter die andern. Und die Schleipfe mit dem Bett ging bis unten an das Stützli auf das Ebene, wo es von selber halten musste. Da waren aber die einten unter dem Schnee, und man wusste nicht, ob alle gerettet wären oder nicht. Thomas Legler zerrte man aus dem Schnee heraus, und er sagte, man solle noch unter ihm nachsuchen, er habe noch einen gespürt unter ihm. Es war richtig der David Heiz. Wegen dem Hin- und Herlaufen von so gar vielem Volk wusste man zuerst nicht, ob alle Mann gerettet seien oder nicht. Und da zählte man die Häupter,

und es fehlte zum Glück niemand mehr. Und alles war wieder in Ordnung zu bringen. Man konnte weiterfahren gegen das Dorf Riedern und durch die Güter abwärts bis an die Strasse. Und dann war man in einem Zug gefahren bis zum ‹Adler› in Schwanden und vom ‹Adler› bis auf den Brunnenplatz in Betschwanden. Da war es sieben Uhr abends.»

Während der nächsten Tage fehlte es Baumeister Figi, der den Trog richtig stellen musste, nicht an Helfern. Doch auch viele Gaffer stellten sich ein, bis endlich der Stein am richtigen Ort fest stand. Weil aber zu einem steinernen Brunnentrog ein hölzerner Brunnenstock auch gar zu schlecht passte, erhielten die Riedener Steinhauer den Auftrag, auch noch einen steinernen Brunnenstock zu liefern. Das ganze Werk kostete die Betschwander 459 Franken und 85 Rappen.



85 Tagwensbürger zogen den neuen Dorfbrunnen von Riedern nach Betschwanden.

Impressionen

Bauwerke



Hänggiturm in Ennenda.
(Wieder aufgebaut: 1990)



Terrassenhäuser des Kantonsspitals Glarus.
(Baujahr: 1967)

Alt und neu im Richisau.
(Baujahr Personalhaus: 1993)





Höfli in Mollis.

(Baujahr: 1761)



Neubau Kantonsspital.

(Bauzeit: 1993–2004)

Wohnsiedlung in Oberurnen.

(Baujahr: 1998)



Kantonsschule Glarus.

(Baujahr: 1972/1973)



Pfülbe, Chüssiziechli und Lylache

I ds Grossvatters Huus

«Wohii gaasch, Vatter?», fraaget mi dr Bueb. «Bisch es Gwünder», sägi, «aber chasch etz glych gad mit mer chuu. Ich ha de letscht Wuche ds Grossvatters Huus verchauft. Etz eb dr nüü Huusme iiziet, wil i nuch gu luege, eb alls i dr Oornig sig. Chumm!»

Also simmer de ggange. Wo mer i d Roosegass chuu sind, fraaget er mi uff eimaal: «Duu, Vatter, häsch dr grooss Schlüssel byndr?»

Uuftue hät nämmli dr Grossvatter immer mit emene groosse Huusschlüssel, wo me hät chänne inenandine zämelegge, äso as er gad nuch gschmoge Platz gchaa hät im Schlitz inne. «Hedaa, Hansli», han i zum Bueb gseit und hanemne ggii, «see, bringschnen umme? Ton emal uuf!»

Mir sind dur ds Underhuus hindere und i d Stuben ufe. Det bin i as Bueb am liebschte gsii. Wämen am Pfiischter gsässen isch, hät men imene schreege Spiegel vorusse all Lüüt gsii, wo dunde i dr Roosegass verby sind, me hät nu dr Umhang mösen echlei lüpfe. Wänn dä öppert gschället hät, wo me lieber nüd i dr Stube gchaa hät, e uuwäärde Husierer oder e Pfannefligger oder sust e halb gfreuti Gaschtig, so hät me si nüd verbräät, und d Huusglogge hät chänne tschädere, so viil si hät welle. Wän aber d Bäsi Rosyne vo Ännepüels durechuu isch, dä isch d Grosmuetter i Tüürwinggel und hät ufenes Yseli gstampfet, wo näbet dr Speuztrugge gsii isch, und dänn isch dunde d Huustüür uufggange. Dr Hansli hät underdesse schu mit ere Chryde es Gugimanndli uffe Blattetisch zeichnet. Er hät au i dr Tischtrugge gneuslet, aber de isch schu gläärt gsii. I der Ofetrugge inne – es hät dernig under jedem Ofetritt eini – häts aber nuch dis und jenes verboorge kaa: en alti Hudlebaabe, Helgebüecher, Gfätterliruschtig, Tötz und e grümpfleti Schwiiblaatere.

Dr Bueb hät am Zythüüsli ummeggäggelet und em Pärmetiggel Püff ggii. «Nimm lieber d Meiegschiirli ussem Schlaafgade dure, sust verhysch nuch das ganz Zyt!», hani

Wohnstube im Leglerhaus in Diesbach.



gseit. Er hät de ds Brittli es Spältli uuftue und de zwii Graanium abem Simse gnuu, gad schüü händs nümme abgsii. Im Schlaafgade isch nuch alles gsii we früener. Blaab Tabeete häts kaa und dere ghüüslete chöltsche Pfülbe und Chüssiziechli und Lylache wen e Ruesstili. I dr Chuchichamer isch d Muur gwyssget gsii und anstatt ere Madratze isch e Laubsagg i dr Bettstatt inne gläge. Ich bi nüd uugääre det ummegstoferet, wil en alts Gampiross näbet em Nachtstuel zueche gstanden isch und imene Gänterli inne e Huufe Trüggeli mit Toggterruschtig.

Öppis ganz Äpartigs isch uffem Komood gstande, es Nachtliechtli mit emene wysse Glaas drvoor. Wäme drdur dure glueget hät, so häts Ängeli druuf kaa und Schääfli und Stäärne. De händ vorem Ööltäächeli zueche gschune we rächt.

«Duu, Vatter, was isch daas daa?», fraaget dr Bueb. Im Gang usse isch e groossi Chischten am Bode gstande, schüü aagmalet mit Näme und Blüemlene und ere Jaarzaal – 1782 glaubi. «E liggete Chaschte seit me demm. Daa, lüpf dr Teggel und lueg all de Gchältli aa. Im einte hät me d Öpfelstüggli versoorget, im andere de tüüre Bire und d Nusse. Hüttigstags chüffed eim fründ Ummefarer all de schüüne liggete Chäschte für guets Gält aab. Si säged ne Truue und stelleds deheimed uuf.» – «Aber die plybt daa, hä? Gält, mir verchaufed nüd alls vum Grossvatter – emaal d Chupfergelte nüüd und das Gätterguutschli i dr Schlaafgadechamer au nüüd – und de alte Bilder und ds Nachtliechtli.» Miich häts gfreut, as der Püürschtel schu esoo gredt hät. «Nenei, häb kän Angscht, dr ligget Chaschte holemer sälber, und de stellemer ne bim Zinebödeli uuf. Det macht er si am beschte.»

I dr Ruesstili oben isch alls schüü uufgruumt gsii, d Büürdeli a einer Reie, d Schytli oordeli pygelet näbet dr Tachrafe, es paar Brigettli nuch uffem Träämi obe. Imene Winggel, bi de Spinnuppe zueche, isch es Scheesewägeli gstande und drnäbet en alte Chuechlischlitte mit äso Ring ummenes Ysestängeli; de händ gkesslet we näärsch, wäme übernes Pöörtli abegfaren isch. Dur ds Guggeerli dure hät d Sunne gschine, und uffem Chängelroor hät e Chatz gmaugget.

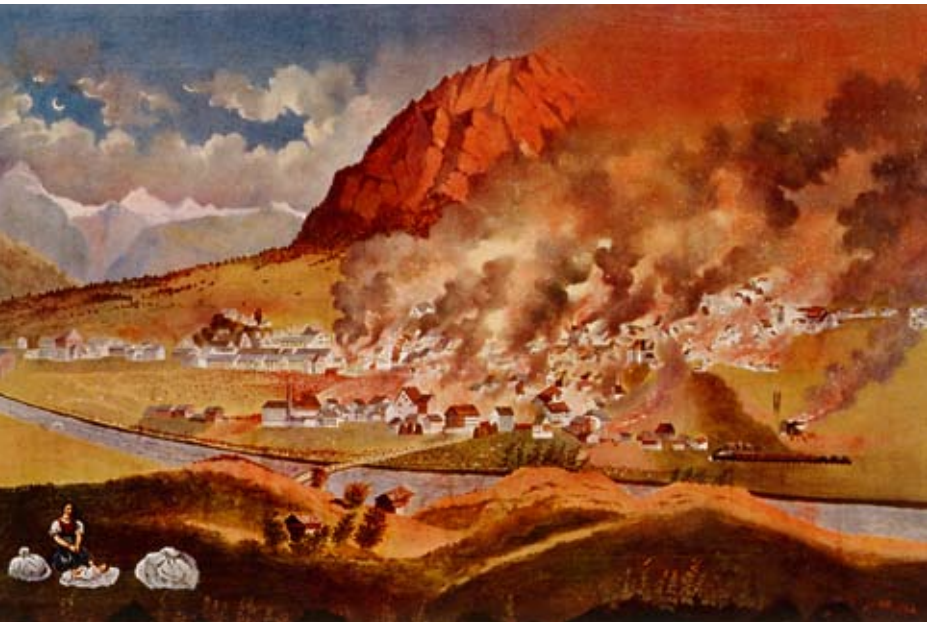
Zletscht simmer nuch i dr Chuchi gu gwündere. D Schafreiti isch läär gsii bis uffene Biese troches Broot. Ds Beggigschiir hät nächtig schu en alts Fraueli gholt gchaa. Uffem Stelen obe häts nuch echlei Bleebi gchaa und es Phäggli Chlääri vum letschte Wäsch naache und e paar gspräggelet Ärbs. D Sidele sind i Rei und Gliid umme Tisch gstande, we immer, und d Pfanne und d Chelle im Gstell ghanget. Nu de möschi Pfanne hät gfäält, wo d Grosmuetter albigs dr Holdersaft drii kochet hät und dr Anggen uusgluu. Näbetem Chuurscht hämmer nuch e Hampfle Fägsand gfunde, wome früener drmit d Sandsteiböde gfäget hät.

«Jaa, äsoo gaats, Bueb», hani gseit, «vierzg Jaar lang isch eine i some Huus deheimed und wärchet und läbt guet und rächt – und uff eimaal ninnt ne einen am Eermel und holt ne i ds Tschudiguet ufe. Und was vunem plybt, wiirt verchauft und vergantet, und was eim gfallt, das phaltet me nuch as Aadängge.»

«Gäll, ds Gampiross und dr ligget Chaschte?» – «Jaja – und nuch anders. Übermoore chasch mer de bim Plündere hälfe. Und de überneechscht Wuche chunnt dr nüü Huusme, und de befilt deer daa i dem Huus. Überhaupt, es söll alls anderscht wäärde. Wä mir d Umhäng abenänd, so tuet eer Voorhäng ufe. Dr Chachelofe wiirt usezeert und e Zäntraalheizig inetue. E Schüttstei gits, anstatt em alte Ferggel, und im Chuchichaschte häts weder Brüütliangge nuch Saft, nu Tafelbutter und Konfitüüre. Ussem Schlaafgade wiirt e Salong, und a dr Ruesstili säged si Eschtrich oder Winde. Und überhaupt, ich mag nüd draa tängge! Daa im Kanapeewinggel, wo d Grosmuetter ase jungi ggitärelet und zitteret hät, da chunnt etz dängg e Fernsee hane.

Ssoo, und etz nimm daa em Grossvatter si alte Gane – mir güünd hei.» – «Duu, Vatter, aber gält, i üüserem Huus inne törff me nuch glarnertüütsch rede?»

«Goppelau, Bueb, und hoffetli nuch lang!»



«Der Brand von Glarus am 10./11. Mai 1861».
Nach dem Gemälde von Jakob Aebli, 1862 (Landesarchiv des Kantons Glarus)

10./11. Mai 1861

Der Brand von Glarus

Nicht umsonst nennt man den Föhn den «ältesten Glarner», war er doch schon dabei, als eine kleine Ansiedelung am Fusse des Vorderglärnisch um 1265 in einer Sturmnacht verbrannte. 1337 blies er von Neuem in die brennenden Dachgiebel, bis kaum mehr ein paar Gäden stehen blieben. 1477 legte er in Glarus wiederum zwei Dutzend der schönsten Häuser in Asche. Nun aber passte man ihm auf. Wenn er anfing, in den Wäldern zu singen und zu johlen, an den Fensterläden zu rütteln und die Schindeln vom Dach zu reissen, wurden in allen Häusern die Herdfeuer gelöscht und die Wassergelten vorsorglich bis zum Rande gefüllt. Wächter passten in den Gassen auf, ob nirgends Rauch aus den Kaminen steige, und wer mit Feuer und Flamme angetroffen wurde, hatte eine saftige Busse zu zahlen. Der Föhn liess sich's gefallen; höchstens blies er etwa in ein einsames Heustädelchen, hinter dessen Mauern ein Landstreicher die gestohlenen Kartoffeln braten wollte.

So vergass man nach und nach seine Tücken. Es kam sogar so weit, dass die Landsgemeinde von 1861 beriet, ob man nicht mit den altmodischen Föhnwachen abfahren wolle, seit vier Jahrhunderten sei nun sozusagen nichts mehr passiert. Aber der «Ring» traute der Sache nicht. Denn hoch am Himmel trieben Föhnwölklein von Süden her, und über den Gipfeln der Freiberge türmten sich weisse Wolken.

24 Stunden später stürmte der Föhn mit voller Gewalt durchs Tal. Die Luft war heiss wie an einem Sommertag. Die fernen Berge und Alpen schienen klar und scharf. Ununterbrochen johlte und heulte der warme Sturm um die Häuser, pfiff durch die Gassen, schlug Fensterläden auf und zu. Die Bäume bogen sich, Äste krachten; Staub flog auf, hoch über alle Dächer.

In den 10-Uhr-Schlag der Kirche erscholl der Ruf: «Fürio!! Es brennt!» Vom Landsgemeindeplatz her legte sich ein breites Flammendach über die Giebelhäuser, duckte sich unter dem Wind und stieg für Augenblicke wieder senkrecht aufwärts in den Nachthimmel. Im Vorüberstürmen zündete es da in ein altes Herrenhaus, dort durch die «Meerenge», leckte mit rasender Schnelligkeit an den geschindelten Wänden empor und warf sich als breiter Feuerstrom in die Hauptstrasse. Im Nu züngelten die Flammen aus den Dächern, schlugen aus offenen Fenstern und Kaminen. Um Mitternacht standen über 200 Häuser in Flammen. Und die Menschen?

Keiner im Glarnerland mag geschlafen haben in jener fürchterlichen Nacht vom 10. auf den 11. Mai. Stundenlang klangen Feuerglocken durch alle Dörfer. Weit hinaus ins Land zündeten die glutroten Felswände des Glärnisch.

Wo ihrer nur ein Dutzend Mann eine Spritze wussten und zwei Pferde aufzutreiben waren, da fuhren sie Glarus zu, Feuerwehren aus allen Dörfern. Nur droben auf dem Keren-

zerberg und zuhinterst im Sernftal hatte man keine Ahnung von dem, was indessen im Hauptort geschah. Mit übermenschlicher Kraft und Anstrengung versuchten die Mannschaften zu retten, was zu retten war. Lange noch erzählte man sich, welche Gassen die Schwander, welche die Niederurner, die Ennendaner, die Näfelser gerettet hatten. Von Rapperswil her kam mit glühendem Kessel ein Zug in dreiviertel Stunden nach Glarus. Er brachte zwei Spritzen und 30 bis 40 Mann. Der Lokomotivführer hat seiner Lebtag in allen glarnerischen Gaststätten Speise und Trank geschenkt bekommen.

Aber menschliche Hilfe war Kinderwerk. Die Flammen griffen auf neue Häuserreihen über. Prasselnd zersplitterten die Schindeldächer. Funken flogen durch die Luft, und wo sie niederfielen, schoss ein neuer Brand auf. Bis nach Mollis trug der Föhn die Funken; in Netstal schütteten die Leute ununterbrochen Wasser über die Dächer, in Ennetbühls legten die Frauen Leintücher und Wäsche über die Dächer und begossen sie unaufhörlich.

Welch ein Anblick! Der ganze Ort ein einziger Feuerkessel, aus dem ununterbrochen die heissen Lohen emporschlugen, sprühten, prasselten. Mittendrin und am höchsten die braunrote Flamme des Kirchturms. Weit dahinter die Burgkapelle, heller als im Morgenrot. Schon lagen das Rathaus, «die Angst und Not», «die Pressi», «der Babylon» in Schutt und Asche.

Die Feuerwehrleute warfen sich in diesen glühenden Ofen, kämpften um jeden Fussbreit Boden und mussten in aller Hast zurückfliehen, indes ihnen die Feuerspritzen verbrannten. Schon standen hinter und vor ihnen die Flammenteufel. Donnernd stürzten die Glocken durch den ausgebrannten Kirchturm in die Tiefe. Die Menschen wussten kaum noch, was sie taten. Man rettete, was einem in die Hände kam, oft die unsinnigsten Dinge. Ein alter Mann erzählte später, wie er einen an der Landsgemeinde gefangenen Maikäfer sorgfältig in seinem Schächtelchen durchs Treppenhaus hinunter getragen habe. Andere trugen nicht weniger sorgfältig ein Becken Milch in Sicherheit. Matratzen wurden mühsam die Treppe hinuntergeschleppt, Porzellan zum Fenster hinausgeworfen. Dazwischen weinten und schrien Kinder nach ihren Eltern, suchten Mütter nach ihren Kindern. Viele flüchteten in die Wellen des «Giessen», rette-

Kinderbriefe

Aarau, den 25. Mai 1861

Liebe Glarner!

Jetzt will ich Euch auch Geld schicken aus meinem Sparhafen, 5 Franken von mir und 1 Franken von meinem jüngeren Bruder Oskar.

Es thut uns leid, dass Ihr das grosse Unglück habt. Vater und Mutter haben auch schon etwas geschickt, ich konnte es nicht früher schicken, weil ich krank war. Ich wünsche Euch, dass es Euch bald wieder gut gehe und grüsse Euch herzlich

Paul David

Folgende zwei Brieflein wurden beim Kleiderverteilen in Rocktaschen gefunden (Datum fehlt):

Ich bitte die Person, wo dieses Päcklein vertheilen soll, Alles zugleich einem Mädchen zu geben, das im Winter 7jährig wird, wie ich.

Du liebes Glarner Meiteli! ich schicke Dir da etwas von meinen Sachen, weil Dir Alles verbrannt ist. Ich hätte Dir gern gleich nach der Brunst etwas geschickt, aber Mama wollte mit ihrer Sach nicht warten, bis ich etwas gesucht und ein Briefli gemacht habe, und dann hab ich es bis jetzt wieder vergessen. Mein Schwesterlein Johanna hat auch etwas dazugethan.

Ich habe viel an die armen Glarner Leute gedacht und an ihre Angst und ihren Schrecken, und ich habe für Euch recht zum lieben Gott gebetet; darum hat es jetzt auch soviele gute Leute gegeben, die Euch helfen.

Wenn Du mir einmal einen Besuch machen wolltest, würde es mich sehr freuen; ich wohne nahe bei Bern und wollte Dir viel Schönes zeigen: Katzen und Kaninchen und meine grosse Puppe, die ich so lieb habe, dass ich sie Dir nicht schicken möchte, obschon ich zuerst daran gedacht.

Ich schreibe Dir einen Gruss

Cäcilie

Liebe Unbekannte!

Wie verwundert wirst Du sein, wenn Du im Sack dieses Rockes ein kleines Briefchen von einem theilnehmenden Zürchermädchen findest. Das beiliegende Zwanzigrappenstück soll den Anfang zu einem neuen Sparhafen machen, denn ohne Zweifel ist der alte von den Flammen zerstört worden. Wie herzlich würde es mich freuen, wenn Dir der Rock gut passt. Wenn Du einmal nach Zürich kommen solltest, so besuche mich, und glaube mir, dass ich grosse Theilnahme hege an dem Unglück, das die lieben Glarner betroffen hat. Lebe wohl, liebe Unbekannte, und denk an mich.

Fanny Mennet

im äussern Thalacker in Zürich



ten sich inmitten des Brandes in ein Brunnenbett. Hunderte schauten von den Hügeln und Hängen verzweifelt zu, wie Hab und Gut zu ihren Füssen verbrannte.

600 Firste wurden in dieser Nacht zu Schutt und Asche. 3000 Menschen kamen in wenigen Stunden um alles. Es ist nie mehr geweint worden als an diesem Morgen des 11. Mai. Fünf Menschen sind mitverbrannt, darunter ein junger Mann, der seine Braut retten wollte, eine Frau, die eben ihren Mann aus dem brennenden Haus geholt hatte, ein 73-jähriger Landsgemeindegast aus dem Appenzellischen. Ein Kindlein, das in der Kirche auf die Erde wartete, ist in seinem Särglein verbrannt.

Indessen aber hatte die Feuerröte, die wie eine Fackel ins Land hinaus leuchtete, ein anderes Feuer angezündet: das Feuer der Liebe in den Herzen der Mitmenschen. Über dem Bericht des Hilfskomitees stehen die Worte: «Die über uns hereingebrochene Noth war gross, die theilnehmende Liebe aber gränzenlos. Dafür danken wir Gott und den Mitbrüdern von Herzensgrund.»

Noch fielen die letzten rauchenden Dachstühle in sich zusammen, da sammelten schon die Zürcher Wagen voll Nahrungsmittel, da fuhren Wagen mit Kleidern von Basel her, sammelten schon Schulklassen überall. Die Regierungen aller Orte erliessen Aufrufe, von überall her sandte man Hilfsmannschaften. Das Eidgenössische Freischiessen in Stans steuerte mit einer Scheibe «Glarus» 13 000 Franken bei. Sträflinge sandten ihr mageres Löhnlein. Solothurner Schulkinder sammelten Maikäfer und schickten 50 Franken… Von einem alten Mann 2 Franken. Von der Regierung zu Bern 30 000 Franken. Von vier kleinen Kindern 80 Rappen. Aus dem Kanton Zürich 392 000 Franken.

Auch weit über die Landesgrenzen hinaus hallte der Hilferuf nicht umsonst.

So weit die Erde ist – wo Menschen von dem grossen Unglück in den Bergen hörten, da halfen sie. Gegen drei Millionen Franken flossen den Abgebrannten zu, ungerechnet die vielen Naturalgaben, die vielen Freiplätze für obdachlose Kinder; Kleider, Hausrat, Wäsche und was alles der Mensch zum Leben braucht.

So ist Glarus langsam wiederauferstanden. Wohl sind Zeugen seiner Vergangenheit für immer untergegangen. Untergegangen sind Bücher, Urkunden, Register, Briefe, Pergamente, Bibliotheken, Bilder, Glas und Porzellan, Gemälde und Stiche, alles, was durch Jahrhunderte fleissig gesammelt und erarbeitet worden war. Ein paar Gassen und Aussenviertel haben das Feuer überstanden.

Man ist sparsam umgegangen mit den geschenkten Mitteln. Keine Luxusbauten sind entstanden. Ein gradliniges, sauberes Städtchen mit breiten Strassen und Plätzen, mit einer mächtigen Stadtkirche, mit Gerichtshaus und Rathaus, mit Läden und Fabriken – so steht Glarus auf dem Schuttfeld jener Schreckensnacht.

Links: Nach Plänen der Architekten Bernhard Simon und Johann Kaspar Wolff entstand auf den Brandruinen eine schachbrettartige, grosszügige Stadtanlage.

Besuch für einen Tag

Im Mai 2007 bot sich die Gelegenheit, während jeweils eines Tages einen kleinen Ausschnitt von Grundmauern in dem 1861 abgebrannten Teil von Glarus zu betrachten. Möglich machten dies die tiefen Gräben der Kanalisationserneuerung in der Kirchstrasse.

Erstaunlich waren nicht nur die Funde, sondern auch deren Lage und deren Überdeckung: Um die notwendige schiefe Ebene für die neue Stadtanlage zu erhalten, hatte man bis zu fünf Meter Abbruch- und Erdmaterial aufgeschüttet. Eine Leistung, die damals mit Hunderten von Arbeitern in kürzester Zeit vollbracht wurde. Das bedeutet, dass damals dort Leute zu ebener Erde wohnten, wo heute eine Tiefgarage zu finden wäre.



Im Wandel der Zeit

Kirchen in Glarus

Glarus, im Mittelpunkt des Tales, nahm seit jeher eine bevorzugte Stellung ein. Es war Sitz der säckingischen Meier, Gerichtstätte und Marktort. Zudem besass es bis um 1280 die einzige Pfarrkirche des Glarnerlandes.

Die Burgkapelle krönt einen Bergsturzhügel, von dem aus die Stadt gut zu überblicken ist. Eine Burg liess sich bis jetzt nicht nachweisen. Hingegen zeigte eine Ausgrabung, dass die Mauern der ersten Kapelle der Spätzeit des ersten Jahrtausends angehören. Um das Jahr 1000 baute man an der gleichen Stelle eine geräumigere Kapelle, die später zweimal vergrössert wurde. Um 1762 bekam die Burgkapelle ihr heutiges Aussehen. Dem Turm setzte man eine Zwiebelhaube auf. Der Innenraum erhielt grössere Fenster und ein flaches Gewölbe. Drei prächtige barocke Altäre mit Statuen und Gemälden strahlen festlichen Glanz aus.

Kein anderes kirchliches Gebäude im Hauptort und im Kanton besitzt ältere Mauerteile als die Burgkapelle. Aber die ältesten Kirchen von Glarus standen beim jetzigen Gerichtshaus. Ausgrabungen förderten mehrere Mauerreste ans



Im Vordergrund der Turm der katholischen Kirche, hinten die 1995 bis 1999 renovierte evangelische Stadtkirche.



Die Burgkapelle auf dem Burghügel vom Bahnhofplatz aus.

Licht. Das älteste Gotteshaus wurde vor dem Jahr 650 errichtet. Um 1100 entstand eine stattliche dreischiffige Pfarrkirche mit einem Turm. Seit der Reformation hielten beide Konfessionen darin ihre Gottesdienste ab. Im düsteren Kirchenraum hingen bis 1734 die Schlachtbanner, welche die Glarner erbeutet hatten. 1861 zerstörte der Brand auch dieses Kirchgebäude.

Die Architekten Simon und Wolff entwarfen einen Plan für den Wiederaufbau von Glarus. Dabei wählten sie als Standort für die neue Kirche den Westrand der geplanten Stadtanlage. Unter der Bürgerschaft herrschte über die zukünftige Kirche nur eine Meinung: dass die Kirche in schöner und angemessener Weise erstellt werden müsse. Wenn sie keinen monumentalen Charakter an sich trage, so werde sie sich den andern öffentlichen Gebäuden nicht geeignet anreihen. Die Stadtkirche wurde in den Jahren 1864 bis 1866 nach Plänen von Ferdinand Stadler errichtet. Wie die frühere Pfarrkirche diente sie bis 1964 den Angehörigen beider Glaubensbekenntnisse.

Von 1995 bis 1999 wurde die Kirche aussen und innen restauriert.

Das mächtige Gebäude erhebt sich auf einer Terrasse wie ein Denkmal über die Häuser der Stadt. Die einzelnen Bauteile setzen sich klar voneinander ab: die hochragende Zweiturmfassade, das Langhaus mit zwei Seitenschiffen und einem höheren Mittelschiff, das Querhaus, der Chor und die Sakristeien. Die Fassaden erscheinen wieder weitgehend so wie nach ihrer Vollendung 1866.

Das Innere jedoch hat verschiedene Änderungen erfahren, die sich nicht mehr rückgängig machen lassen. Geblieben ist jedoch der grossartige Gesamteindruck des Raumes, der eine geradezu majestätische Weite, Kraft und Ruhe ausstrahlt. Kräftige Säulen, Pfeiler und Rundbogen trennen Schiffe, Querhaus und Chor voneinander. Die Dekorationsmalerei wurde 1998/1999 nach dem ursprünglichen Vorbild neu geschaffen.

Die Stadtkirche Glarus ist eine der bedeutendsten Kirchenbauten der Schweiz aus dem 19. Jahrhundert.

Nachdem Katholiken und Reformierte jahrhundertelang die Pfarrkirche gemeinsam benützt hatten, lösten sie 1964 dieses Verhältnis auf.

Die katholische St.-Fridolins-Kirche entstand in der Nähe der Stadtkirche. Architekt Ernest Brantschen schuf einen modernen Betonbau. Der Glockenturm steht frei vor dem Kirchengebäude. Zwei Treppen führen von der Strasse zu einem erhöhten Vorplatz. Durch eine hohe Vorhalle gelangt man ins Innere. Die Bankreihen sind in einem Viertelkreis um den Altar angeordnet. Während das flachgedeckte Schiff nur spärlich erleuchtet wird, erscheint der kleinere, aber höhere Altarraum in strahlendem Licht. Unter der Empore mit der Orgel liegt die niedrige Werktagskapelle mit farbigen Glasfenstern.

An die Südseite der Kirche schliesst sich das Pfarreigebäude an. In einem Raum birgt es den kostbaren Kirchenschatz: Messkelche, Kännchen, Monstranzen, Altarkreuze, Silberstatuen und Kerzenstöcke. Diese Silberarbeiten entstammen verschiedenen Jahrhunderten. Manche von ihnen sind wahre Meisterwerke der Goldschmiedekunst. Dieser prächtige Kirchenschatz bildet eine der Sehenswürdigkeiten von Glarus.

Ein prachtvoller Barockbau

Hilarius-Kirche in Näfels

Am Montagmorgen, den 18. April 1977, herrschte nach dem Gottesdienst emsiges Treiben in der Pfarrkirche Näfels: Kostbare Bilder und Statuen wurden entfernt, zur Restaurierung in ein Kunstatelier gebracht oder mit schützenden Tüchern abgedeckt. Chorbalustraden, Chorgestühl, Bänke, Wandtäfer, der Fussboden, die Herrenstühle verschwanden, und die vielen andern kirchlichen Gegenstände wurden in Sicherheit gebracht. Ein Jahr zuvor hatte die Kirchgemeindeversammlung beschlossen, das Gotteshaus innen und aussen zu renovieren und ihm so weit wie möglich das ursprüngliche Aussehen zurückzugeben. Nun waren die Vorarbeiten so weit abgeschlossen, dass mit der Renovation begonnen werden konnte.

Während draussen Handwerker die Aussenrenovation in Angriff nahmen, waren im Innern Archäologen tätig. Aus Chroniken wusste man, dass seit 1523 in Näfels eine Kapelle gestanden hatte. Nun hoffte man, durch Ausgrabungen nähere Aufschlüsse über diesen Bau zu erhalten. Und wirklich, schon bald wurden



Seit 1979 werden in der Hilarius-Kirche Reliquien vom Haupte des heiligen Hilarius aufbewahrt.

die Grundmauern der alten Kirche sichtbar. Die Hoffnung aber, auch von der 1389 erbauten Schlachtkapelle Spuren zu finden, erfüllten sich leider nicht. Bis heute hat man ihren Standort nicht gefunden.

Bereits im Oktober waren Aussenrenovation und Ausgrabungsarbeiten abgeschlossen. Das Gerüst wurde ins Kircheninnere versetzt. «Altes erhalten und Neues gestalten» war die Regel für die folgende Arbeit. Im Laufe der Zeit hatte man die Kirche mehrmals renoviert und jedesmal verändert, bedenkenlos die ursprüngliche Ornamentik und wertvolle Malereien überstrichen und abgewandelt. 1914 war im Schiff ein Teil des Gewölbes heruntergestürzt. Im folgenden Jahr wurde es wieder erstellt und mit neuen Deckengemälden geschmückt. Fachleute zeichneten in mühsamer Kleinarbeit die nachweisbaren Veränderungen auf. So konnte man sich ein ziemlich genaues Bild machen, wie die Kirche ursprünglich ausgesehen hatte. Und diesen Urzustand versuchte man so weit wie möglich wiederherzustellen.

Aussen wie innen erstrahlt heute die Kirche Näfels in neuem Glanz. Sie gehört zu den bedeutendsten Kunstdenkmälern unseres Kantons und prägt mit ihrem markanten Turm das Landschaftsbild des Glarner Unterlandes.

Die Hauptfassade und die Seitenkapellen sind abgerundet und haben geschweifte Giebel. Fenster, senkrechte Wandgliederungen, waagrechte Gesimse und abgestufte Farbtöne gliedern den Bau.

Im Innern erweckt die Architektur einen grossartigen Eindruck. Altäre, Kanzel und Deckenbilder sind schwungvoll und in warmen Farbtönen gestaltet; sie verleihen dem Innenraum ein festliches Gepräge. Über dem Haupteingang ragt die Empore mit der prächtigen Orgel in den Raum hinein.

Der Chor ist schmaler und niedriger und mit mehreren Stufen und einer Balustrade vom Schiff abgesetzt. Hohe, runde Gewölbe spannen sich über das Schiff und den Chor. Der Hochaltar ist das Zentrum der Kirche, der Mittelpunkt des Gottesdienstes. Gemälde, Heiligenfiguren und Engel weisen auf Christus und das Wirken Gottes unter den Menschen hin. Die Deckenbilder führen den Blick über den wirklichen, gebauten Raum hinaus in Scheinräume und «himmlische Gefilde».

Während sich die Molliser in der Reformationszeit für den neuen Glauben entschieden, blieben Näfels und Oberurnen dem alten Glauben treu und bildeten 1532 eine eigene Kirchgemeinde. Die Kapelle Näfels wurde in den Rang einer Pfarrkirche erhoben.

Im Jahre 1778 beauftragte man den bekannten Baumeister Johann Anton Singer aus Luzern, für 12 000 Gulden eine neue Kirche zu errichten. Die Kirchgenossen mussten Sand, Steine und Bauholz unentgeltlich auf den Platz schaffen. Zu diesem Zweck wurden sie in mehrere Rotten eingeteilt und jede Woche zu einem Tag Fronarbeit verpflichtet.

Wer seinen Frondienst versäumte, erhielt eine Busse. Sogar Frauen und Knaben halfen an Sonn- und Feiertagen mit.

Auswärtige Künstler und Gesellen schufen zusammen mit einheimischen Handwerkern die Ausstattung des Innenraumes. Wohlhabende Familien spendeten die Kanzel und zwei Seitenaltäre. Der Fürstabt von St. Gallen stiftete den Hochaltar, die Äbte von Muri, Wettingen und Pfäfers übernahmen die Kosten für die Orgel.

Museum im Palast

Der Freulerpalast in Näfels

In den Jahren 1642 bis 1647 liess sich Oberst Kaspar Freuler diesen prachtvollen Herrensitz bauen. Die Namen der meisten Handwerker und des Architekten sind unbekannt, da keine Akten aus der Bauzeit gefunden wurden.

Der Palast blieb bis zum Jahre 1837 im Besitz von Kaspar Freulers Nachkommen. Dann kaufte ihn die Gemeinde Näfels. Er diente ihr als Schul-, Armen- und Waisenhaus. Eine Zeitlang war auch die Gemeindekanzlei dort untergebracht. Im Jahr 1936 erwarb die «Stiftung für den Freulerpalast» das Gebäude. Sie liess es in den folgenden Jahren instand stellen und richtete darin das historische Museum des Landes Glarus ein. Im Jahr 1983 erhielt der Freulerpalast sein ursprüngliches Äusseres zurück. Auch das Innere erstrahlt wieder in einstigem Glanz.

Hinter dem Eingangsportal führt ein breiter Gang quer durch das Hauptgebäude in den Garten. Den Saal im Erdgeschoss, die «sala terrena», schmücken Stuckaturen aus Gips. In den Ecken stehen vier Frauengestalten. Sie verkörpern menschliche Tugenden: Die «Wahrheit» zeigt Spiegel und Schlange, die «Gerechtigkeit» Waage und Schwert, die «Stärke» eine Säule und die «Mässigkeit» zwei Krüge. Das gleiche Geschoss beherbergt eine Ausstellung von Steindenkmälern und eine Sammlung von Gegenständen aus Alpwirtschaft und Viehzucht.

Wundervoll ausgestattet sind die Räume im ersten Stock. Die Stuckaturen in der Kapelle stammen vom gleichen Meister wie diejenigen im Erdgeschoss. Der Festsaal und die vier Wohnräume auf der Strassenseite gehören zu den kostbarsten schweizerischen Täferzimmern aus dem 17. Jahrhundert. Decken, Wände, Türen und Böden zeigen eine Fülle eingelegter und geschnitzter Verzierungen aus einheimischen und fremden Hölzern. Farbenprächtige Wappenscheiben aus dem 16. und 17. Jahrhundert leuchten in den Butzenscheiben. Zwei prachtvolle Turm-

«Habend auch Hr. Oberist Freüwlers Pallast gesehen, welcher überall uff frantzösische, ja fürstliche Manier erbauwen. Alle Stägen, Thürgricht und Taglöcher von Stein, die Cammin von Marmel; in der Capellen ist vast alles vergüllt; hat auch Stuben darin von kostlichem Täfelwerk. Der Pallast hat uff die nüntzig taussend Gulden gekostet.»

(1679)



Das höhere Gebäude war einst die Wohnung der Herrschaft, im Nebentrakt wohnten die Mägde und Knechte.



Der Rittersaal dient heute als stilvoller Raum für kulturelle Anlässe.

öfen mit bunt bemalten Kacheln entstammen der Werkstätte der bedeutenden Winterthurer Ofenbauerfamilie Pfauw. Bilder von vornehmen Frauen und prunkvoll gekleideten Heerführern geben Zeugnis von den glanzvollen Seiten der fremden Kriegsdienste. Auch Auszeichnungen, Schriftdokumente und andere militärische Gegenstände sind zu sehen.

Im zweiten Stock befinden sich weitere prächtig möblierte Zimmer. Sie geben uns eine Vorstellung, wie besser gestellte Familien damals gewohnt haben. In einem Raum sind alte Glarner Banner ausgestellt. An wichtige Ereignisse aus der Geschichte des Landes Glarus erinnert eine Ausstellung in vier andern Räumen.

Das Glarner Textilmuseum in den beiden Dachgeschossen zeigt die Geschichte des Glarner Zeugdruckes. Interessant sind die Gegenüberstellungen mit heutigen Textildrucktechniken. Seit 1991 können Räume im Nebengebäude für Wechselausstellungen genutzt werden.

In den ehemaligen Stallungen sind die sehenswerten Abteilungen «Glarner Militär und Waffen» und «Glarus – Wiege des Skisportes in der Schweiz» originell eingerichtet.

«Es ist ein Pallast dergleichen nit oder kaum zu finden in ganzer Eidtgnoschaft. In dem Garten ist ein schöner Springbrunnen; Es sind in dem Baumgarten in die 300 fruchtbare Bäum von auserlesenstem Obst und so vil Wiswachs, dass man Heüw zu 15 Kühen Winterig haben mag. Sie haben auch schön und rare Blummen, allerhand Rosen, Nägeli, Jassemin etc.»

(1688)



Oberst Kaspar Freuler, der Erbauer des Palastes.

Die Familie Freuler gehörte zu den vornehmen Offiziersgeschlechtern, die für fremde Herren Kriegsdienste leisteten. Kaum 20-jährig, trat Kaspar Freuler als Fähnrich in die Kompanie seines Grossvaters ein. Er leistete nun Dienst für den französischen König. Mehrmals in seinem Leben wurde er wegen Tapferkeit und hervorragenden Leistungen ausgezeichnet. König Ludwig XIII. beförderte ihn 1635 zum Obersten seines Garderegiments, einer Truppe auserwählter Schweizer Krieger.

Die meiste Zeit seines bewegten Lebens verbrachte Kaspar Freuler bei seinem Regiment in Frankreich. Ab und zu weilte er für einige Wochen oder Monate in Näfels bei Frau und Kindern. In seiner Heimat genoss er grosses Ansehen.

Kaspar Freuler hatte im Jahr 1618 Margarete Hässi, die Tochter eines ehemaligen Glarner Landammanns, geheiratet.

Nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete er im Jahr 1641 Anna Reding, die Tochter eines Schwyzer Landammanns.

Kaspar Freuler war es nicht vergönnt, seinen Lebensabend im eigenen «Grosshuuss» zu geniessen. Am 1. November 1651 starb er in der Nähe von Poitiers an den Folgen einer Verwundung. Auf Geheiss des Königs bestattete man ihn in der nahen Abteikirche Saint-Savin.



Die Planurahütte – kühnes Bauwerk auf 3000 Metern Höhe.

Ein Fels auf dem Felsen

Die Planurahütte

Rund um den Tödi entstanden zwischen 1863 und 1908 ein halbes Dutzend Klubhütten: die Grünhorn-, Fridolins-, Clariden-, Hüfi-, Muttsee- und die Puntegliashütte. Die Bergsteiger aber, die den Tödi über die Südwestwand oder den Westgrat besteigen wollten, wünschten sich noch eine näher gelegene Unterkunft. Aber erst im Jahre 1929, als der Schweizerische Generalkonsul in New York, Robert Schwarzenbach, 50 000 Franken zur Verfügung stellte, konnte man deren Bau in Angriff nehmen.

Der Bauplatz wurde in der Dreikantone-Ecke Glarus, Graubünden, Uri auf einem aus dem Eismeer der Planura herausragenden Felshörnli gefunden. Der Architekt Hans Leuzinger (1887–1971) entwarf einen Bau, wie man ihn bisher noch nie ersonnen hatte: ein Fels auf einem Felsen.

War es nicht zu kühn, eine Hütte auf 3000 Metern Höhe zu bauen? Helikopter gab es noch nicht, und die Flugzeuge waren noch nicht für eine Landung auf dem Gletscher eingerichtet. Zementsäcke, Kisten, Fenster und Platten aus der Luft abzuwerfen, erschien zu riskant. So kam nur der beschwerliche Transport auf dem Boden in Frage, den der Claridenhüttenwart Jakob Dürst (1882–1951) mit seinen Helfern übernahm. Er teilte die Strecke in fünf Abschnitte ein:

Auf dem ersten karrten Fuhrwerke das Material von Linthal (650 m ü. M.) in die Reitimatt (950 m ü. M.). Dort wurden drei Maultiere mit Säcken und Kisten und die «Zweibeiner» mit Balken beladen. Dieser mühselige Transport endete beim Geissstein auf 2056 Metern Höhe. Von hier brachte eine einfache, aber leistungsfähige Schlittenseilbahn das Material bis zum Firnende des Claridengletschers (2300 m ü. M.): Über eine Rolle lief ein 1000 Meter langes Seil. Eine drei bis vier Zentner schwere Last wurde durch ein Gegengewicht aus vier bis fünf Zentner schweren Steinen hinaufgezogen. Auf die gleiche Art und Weise beför-





Oben: Mit einer Art Schlittenseilbahn wurde ein Teil des aufwendigen Transports bewerkstelligt.

Unten: Menschen und Tiere dienten als Lastesel.

derte ein zweiter Schlittenaufzug das Material auf den Claridenfirn (2700 m ü. M.). Hier dienten als Gegengewicht Schneeblöcke.

Die letzte Etappe war die beschwerlichste. Die Lasten wurden jeweils auf drei Schlitten geladen und diese von je zwei Männern gezogen. Bei guten Schneeverhältnissen betrug das Ladegewicht etwa drei Zentner, und der Weg konnte in dreieinhalb bis vier Stunden zurückgelegt werden. Bei Schneefall und Sturm brauchten die Männer trotz einer leichteren Ladung doppelt so lange.

Mochte das Wetter noch so garstig sein, die Transporte mussten ausgeführt werden, weil die Bauleute das Material benötigten.

Zweimal kapitulierten selbst die wetterharten Männer vor einer Neuschneemenge von einem Meter und einem Sturm. An einem solchen Tag machte sich aber doch einer mit Skiern auf, um die Bauleute wenigstens mit Proviant zu versorgen. Auf dem Bauplatz regte sich diesmal keine Hand. Alle lagen noch im Zelt, mit Schnee bedeckt, den der Sturm durch alle Ritzen geblasen hatte. Der Proviantträger forderte die Arbeiter auf, das Ende des Sturmwetters in der Claridenhütte abzuwarten. Sie zogen es aber vor, «lieber im Zelt zu sterben, als in diesem grässlichen Sturm umzukommen…». Die Unbill der Witterung traf die Muratori aus Italien viel härter als die Transportleute. Auf diese wartete am Abend wenigstens eine warme Hüttenstube, auf jene aber nur ein kaltes Zelt. Dennoch hielten die Bauleute durch. Es gehörte zu ihrer Ehre, das begonnene Werk zu vollenden. Nie benutzten sie ihren Sonntagsurlaub zu einer Talfahrt, denn sie fürchteten, einmal im Tale, den Mut zur Rückkehr in die Eiswelt nicht mehr aufzubringen. Ende September 1930 wurde die Hütte eingeweiht.

Mit der Zeit genügten die 23 Schlafplätze nicht mehr, sodass der Bau 1967 erweitert werden musste. Diesmal ging der Materialtransport vom Flugplatz Mollis aus mit zwei Sportmaschinen schneller und bequemer vor sich. Die Maschinen landeten auf dem Hüfifirn, und eine 150 Meter lange Seilbahn, angetrieben von einem Benzinmotor, beförderte die 58 Tonnen Material über den Windkessel vom Lande- zum Bauplatz hinauf. Die erweiterte Hütte bietet 70 Personen Platz.

Im Frühsommer 1929 erkundete der Architekt Hans Leuzinger in Begleitung seiner Frau Alice, des Bergführers Peter Marti und des Claridenhüttenwarts Jakob Dürst den Bauplatz der Planurahütte. Alice Leuzinger schreibt darüber:

«Beim Planura-Hörnli angelangt, schnallen wir die Skier ab und steigen zu Fuss bis zu dem vom Hüttenwart bezeichneten Hüttenplatz. Kaum sind wir oben, beginnt ein wahres Höllentreiben. Schnee stürzt von allen Seiten auf uns ein mit giftigen, harten Körnern. Es ist eisig kalt. Jakob Dürst hüllt mich in seine Wetterpelerine. Eine gewaltige Schneewächte beraubt uns jeglicher Aussicht. Wir sind enttäuscht. Der Hüttenplatz entspricht in keiner Weise den Forderungen nach schöner Lage und grossartiger Aussicht. Der eigentliche Sattel dagegen, wenn auch ohne Wasser und laut Aussage Dürsts vom Blitzschlag gefährdet, gewährt durchaus die überwältigende Sicht auf die mächtigen Gletscherströme und hinaus auf Tödiwestwand und Sandfirn. Der Entscheid fällt definitiv auf diesen Platz.»



Arbeitsplatz Glarnerland

Felsen und Fabriken

Glarus – der Industriekanton

18. Jahrhundert

«Wer die Täler von Glarus bereist, wandert durch eine grosse Fabrik in lebendigster Betriebsamkeit.» So berichtet der Arzt und Naturforscher Johann Gottfried Ebel von den Zeiten, da man die Baumwolle noch von Hand zu Garn verarbeitete und die Tücher in den ersten Fabriken des Glarnerlandes mit Holzmodeln bedruckte. Die Industrialisierung hatte zur Folge, dass sich die Bevölkerungszahl verdoppelte und am Ende des Jahrhunderts 23 000 betrug.

19. Jahrhundert

«Die Republik Glarus bildet einen der merkwürdigsten Industriestaaten der Welt. Wo auf dem ganzen Erdenrund finden wir ein fünf Stunden langes, an manchen Stellen zur Schlucht sich verengendes Berg- und Sacktal, das sich im Laufe



Industriegebiet Ennenda mit Läderach AG, Enia Carpet AG, Gewerbezentrum Holenstein und Tridonic Atco.

eines Mannesalters aus einem armen Hirtenländchen zu einer fast zusammenhängenden Stadt mit 35 000 Einwohnern erhoben hat? Wo wäre ein Flüsschen zu finden, wie die Linth mit ihren Seitenbächen, die heute auf ihrem so kurzen Lauf die Wasserräder und Turbinen von mehr als 80 Betrieben drehen muss?» So beginnt der Lehrer und Journalist Walter Senn seine 1870 erschienene Schilderung vom «Industriestaat Glarus». Damals erreichte die Textilindustrie ihre höchste Blüte. 44 Fabriken, Baumwolldruckereien, Spinnereien und Webereien, beschäftigten einen Drittel der Bevölkerung. Glarus stand an der Spitze der industriereichen Kantone.

20. Jahrhundert

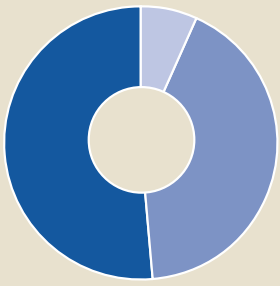
Glarus ist trotz des Niederganges der früher vorherrschenden Stoffdruckerei einer der industriereichsten Kantone geblieben. Von 23 Druckereien blieb schliesslich nur eine übrig. Die andern Textilbranchen überlebten länger, benötigten aber mit zunehmender Automatisierung immer weniger Arbeitskräfte. Für die verlorenen Arbeitsplätze schufen neue Industrien Ersatz: Betriebe des Maschinen- und Apparatebaues, der Metall-, Kunststoff- und Holzverarbeitung, der Nahrungsmittel- und der Bauindustrie.

21. Jahrhundert

Die Textilindustrie hat nochmals an Bedeutung eingebüsst. Die Konkurrenz durch Billiglohnländer hat die Fabrikanten zum Aufgeben gezwungen. Nur Betriebe, die besonders gefragte Produkte herstellen, blieben bestehen. Vor allem im Glarner Hinterland gingen erneut viele Arbeitsplätze verloren, was im Grosstal zu einem spürbaren Rückgang der Bevölkerung und zu zahlreichen leerstehenden Fabrikgebäuden führte.

Dieser Entwicklung stellten sich Betriebe, vor allem im unteren und mittleren Kantonsteil und in Schwanden, entgegen, die ihre Produkte, die höchsten Ansprüchen genügen, erfolgreich im In- und Ausland absetzen.

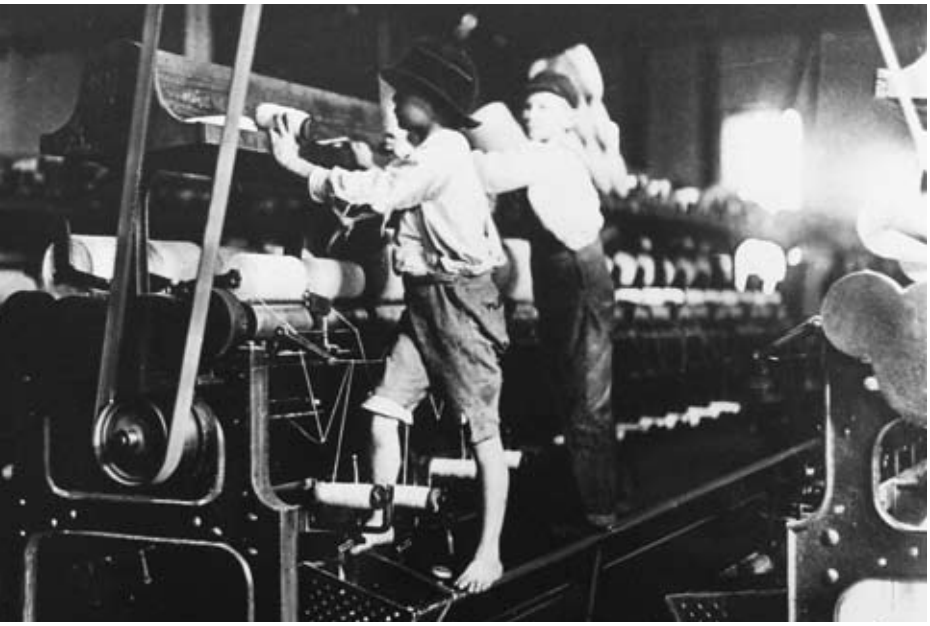
Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Behörden müssen sich ständig bemühen, bestehende Arbeitsplätze zu erhalten oder neue zu schaffen. Ohne Industrie könnte nur ein kleiner Teil der Bevölkerung im Glarnerland arbeiten.



Beschäftigte im Kanton Glarus 2005

Land- und Forstwirtschaft	**6,93 %**	**1 241 Personen**
Industrie und Gewerbe	**41,86 %**	**7 500 Personen**
Dienstleistungen	**51,21 %**	**9 175 Personen**
Total		**17 916 Personen**

Pendler in den Kanton Glarus (2000)	**2062 Personen**
Pendler aus dem Kanton Glarus (2000)	**2701 Personen**



Nach sechs Jahren Schulzeit arbeiteten Kinder von morgens 5 Uhr bis abends 7.30 Uhr in der Spinnerei.

Aus einer Schrift von Bernhard Becker

Schattenseiten der Fabrikindustrie

«Die Industrie soll auch bestehen. Sie hat auch ihren Dienst und ihre Aufgabe in dem grossen Haushalte der Welt. Aber eben nur ihren Dienst, nur einen Dienst neben anderm, sie ist nicht Zweck, dem alles andere – Leben und Gesundheit – zum Opfer gebracht werden sollte.

Ich habe in meiner Fahrtspredigt gesagt, die Fabrikindustrie sei ein mächtiger Feind von Gesundheit und Kraft. Dabei habe ich natürlich unsere glarnerische Fabrikindustrie, die Baumwollspinnereien und Druckereien im Auge. Ja, die intelligenten Herren, ihr Arbeiter, besiegen euere Körperkraft, bis sie am Boden ist. Nicht thun sie das – verstehe mich jedermann recht – böswillig und absichtlich: Sie machen es nur, wie es alle machen. Das Fabriksystem macht's, diese ganze Weise.

Es gibt bleiche Leute, hagere Gestalten, blutarme, nervöse Geschöpfe unter allerlei Volk, aber die Fabrikindustrie verdirbt das Volk massenhaft! Das ist der grosse Unterschied. Es ist wahr, viele sind zu leichtfertig, als dass sie eine geregelte strenge Arbeit anhaltend thun könnten. Aber dass so viele die Fabrikarbeit so ungern verrichten, dass so viele sie verlassen, wenn nur irgend ein Hintertürchen sich aufthut, das ist doch auch ein Beweis, dass das Fabrikbrod oft ein böses Brod ist. Aber es könnte ein besseres Brod werden. Bei der Fabrikation von Fäden, beim Weben und Bemalen luftiger Zeuge wäre noch manches zu Gunsten der Gesundheit zu verbessern, wenn man wollte: eine etwas kleinere Jahresrechnung wollen, höhere Säle bauen, weniger Leute in einen Raum einzwängen, eine Stunde weniger arbeiten lassen, Bad- und Waschanstalten halten, Spar- und Krankenkassen obligatorisch machen.



Johann Jakob Streiff (1817–1889), Oberst und Druckereifabrikant «auf der Insel» in Glarus.

Auf der andern Seite stehen folgende Thatsachen fest: Durch die Fabrikindustrie sind Arbeitsamkeit, Wohlstand, Zucht und Ordnung gekommen. Mancher harte Kopf, der sich keiner menschlichen und göttlichen Ordnung beugen wollte, hat diesem wohlgeordneten Fabrikleben sich unterworfen und ist ein brauchbarer Mensch geworden. Mancher Taugenichts, mancher Bettler, mancher Wegelagerer ist zur Arbeit und regelmässigem, ehrlichem Erwerb geführt worden. In manche zerfahrene Faulenzerfamilie ist ein häuslicher, ehrbarer Sinn, Ordnung und Zufriedenheit gekommen.

Die Kinder leiden Schaden schon unter dem Herzen der Mutter. Dieses ewige lendenlähmende Stehen der Mutter, der Mangel an frischer Luft, der Mangel an abwechselnder, die verschiedenen Muskeln in Anspruch nehmende Bewegung, alles dieses ist zur Entwicklung eines gesunden, kräftigen jungen Wesens nicht förderlich. Diese Weiber stehen oft am Haspel oder am Drucktisch bis auf den letzten Tag. Dann gehen sie heim und bringen ihr Kind zur Welt, sehr oft zu früh. Die Kinder, welche aufkommen, entbehren oft der mütterlichen Pflege. Die junge Mutter muss nach wenigen Wochen wieder dem Verdienst nachgehen. Das Kind wird jemand übergeben, jemand, der zu anderer Arbeit und anderem Erwerb nicht mehr viel taugt. Hat es seine 5½ oder 6 Jahre erreicht, so muss es zur Schule. Da verliert es auch noch von seiner Kraft und Gesundheit.

Gesetz über die Fabrikpolizei von 1864

§ 1 Als Fabriken, auf welche sich die Vorschriften des gegenwärtigen Gesetzes beziehen, sind alle gewerblichen Anstalten (Etablissements) anzusehen, in denen gleichzeitig und regelmässig Arbeiter ausserhalb ihrer Wohnungen in geschlossenen Räumen beschäftigt werden. Auf Handlanger, Mechaniker und Bleicher finden jedoch die Bestimmungen dieses Gesetzes keine Anwendung.

§ 2 Alltagsschulpflichtige Kinder dürfen in keiner Fabrik zur Arbeit verwendet werden.

§ 3 Repetierschulpflichtige Kinder dürfen an den wöchentlichen Repetierschultagen weder vor noch während der Unterrichtsstunden in den Fabriken beschäftigt werden.

§ 4 Die wirkliche Arbeitszeit in den Fabriken darf nicht mehr als 12 Stunden täglich betragen. In dieser Zeit ist die Freistunde für das Mittagessen sowie eine allfällige Rast zur Vesperzeit nicht inbegriffen.

§ 5 An allen Samstagen des Jahres ist die Fabrikarbeit spätestens um 6 Uhr, an den Vorabenden zu den heiligen Festen (Ostern, Pfingsten und Weihnachten) aber um 4 Uhr zu schliessen.

§ 6 Zur Nachtzeit, d.h. von 8 Uhr abends bis 5 Uhr morgens, darf in den Fabriken nicht gearbeitet werden.

§ 7 Frauenspersonen sollen vor und nach ihrer Niederkunft, im ganzen während 6 Wochen, nicht arbeiten in der Fabrik.

§ 8 Jeder Fabrikbesitzer ist verpflichtet, bei der Einrichtung und dem Betriebe seiner Fabrik die erforderlichen Vorkehren im Interesse der Sicherheit und der Gesundheit der Arbeiter zu treffen, insbesondere bei mechanischen Werken alle nach dem jeweiligen Stande der Technik möglichen Schutzmittel anzubringen und für die Aufrechterhaltung der Ordnung, der Reinlichkeit und der guten Sitten in den Fabriklokalen zu sorgen.

§ 9 Landammann und Rat sind beauftragt, zeitweise Inspektionen durch Sachverständige in allen Fabriken des Kantons vornehmen zu lassen, um sich davon zu überzeugen, ob den Bestimmungen dieses Gesetzes nachgelebt werde. Die Inspektoren werden dem Rate schriftlichen Bericht und Anträge vorlegen, und der Rat wird hierauf diejenigen polizeilichen Anordnungen treffen und mit Strafandrohungen begleiten, welche er für die Gesundheit, Sicherheit und Sittlichkeit der Fabrikarbeiter als notwendig erachtet.

§ 10 Übertretungen dieses Gesetzes werden vom Polizeigerichte mit einer Geldbusse von 20 bis 500 Fr. bestraft. In Wiederholungsfällen kann die Busse verdoppelt und in schweren Fällen selbst auf Gefängnisstrafe gegen den oder die Fehlbaren erkannt werden.

Nach 6 Jahren Schulzeit kommt das Kind in die Spinnerei oder Druckerei. Die heissen Stuben in den Druckereien, der Menschen- und Farbendunst sind einer gesunden, blühenden Entwicklung entgegen. In den Spinnereien müssen die Kinder meistens von morgens 5 Uhr bis abends 7½ Uhr thätig sein. Diese Arbeit ist schuld, dass die Kinder nichts werden. Haben sie, wie es in vielen Orten der Fall ist, noch einen weiten Weg bis zur Spinnerei, so müssen sie um 4 Uhr morgens aus dem Schlaf genommen werden, aus dem Schlaf, der für die Kinder in reichem Masse geradezu unentbehrlich ist.

Zu dieser langen Arbeitszeit kommt dann noch an manchen Orten die Schlechtigkeit der Eltern. Es gibt Väter und Mütter, die aus schwächlichen kleinen Kindern herausschinden, was sie noch ganz gut selber erarbeiten oder anderswo ersparen könnten. Straflos und noch mit dem Munde voll glarnerischer Freiheit seine Familie ausbeuten und dem Armenwesen zusteuern, das ist ein miserabler Zustand.

Durch die Fabrikarbeit leiden die Erwachsenen Schaden. Bei unserer Fabrikindustrie arbeitet man in der Regel zu streng, namentlich, wo Maschinen thätig sind. Die Maschine wird nie müde. Da meint der Mensch, der so innig mit der Maschine verbunden ist, der mit ihr redet, sie wie eine Person behandelt, er dürfe auch nicht müde werden; so lange sein Rad, sein vertrauter Kamerad gehe, so lange müsse er auch aushalten. Aber wehe dir, Mensch, wenn du mit einer Maschine dich auf du und du stellst! Du kannst mit ihr wetteifern, aber sie tötet dich; und wenn sie dich getötet, geht sie kalt und stumm weiter und macht sich wieder an ein anderes armes Menschenleben.

Viele Arbeit in industriellen Etablissementen ist zu streng, weil sie zu grossen Kraftaufwand erfordert. Dazu kommt die oft furchtbare Gier der Arbeiter, die einen grossen Zahltag herausschinden wollen, als ob der Zahltag das grösste wäre und Leib und Leben, die bei jedem Zahltag minder werden, nichts. Dieser übermässigen Gier der Arbeiter kommen auch die Herren noch redlich zu Hülfe. Es bestehen Prämien für die, welche am meisten erspinnen und erhaspeln. Hole der Teufel alle diese Prämien! Sie sind nichts als Anschläge auf das Leben der Arbeiter, Vampyre, die ihnen das Blut aussaugen. Der Teufel betrügt den Menschen gegen Geld um sein Leben.»



Bernhard Becker (1819–1879) war von 1848 an reformierter Pfarrer in Linthal. Bis an sein Lebensende setzte er sich mit Predigten und Schriften unerschrocken für die Verbesserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse der Industriebevölkerung ein. Im Jahre 1858 verfasste er eine viel beachtete Schrift: «Ein Wort über die Fabrikindustrie. Mit besonderer Hinsicht auf den Canton Glarus.»

Sage

Dr Geisser am Oberblegisee

Uff Oberblegi isch e See. Wo ds Wasser inechunnt, gsiit me, aber wos uselauft, het me eerscht gmerggt, wo dr Leuggelbacher Geisser gmeint het, er mös chrüüzwys drüberübere schwimme. Dr Puur i dr Hütte het ems gweert: «Bis ke Naar, mä törf Gott nüd versueche, staat i dr Gschrift.» Aber dr Geisser git umme: «Sigs etz em Herrgott lieb oder leid, so wil i übere!» Dr Puur tänggt: «Nu sine?» und lueget em zue, wen er schwimmt. Schier wäär er dänne gsii, da ninnts ne uff eimaal abe.

Um deselb Stund holt sini Muetter im Leuggelbach Wasser. Was meined er, as ere i d Gelte ggumpet isch? Dr Chopf vu irem Bueb, wo übere See het welle schwimme.

Oberblegisee von Süden.

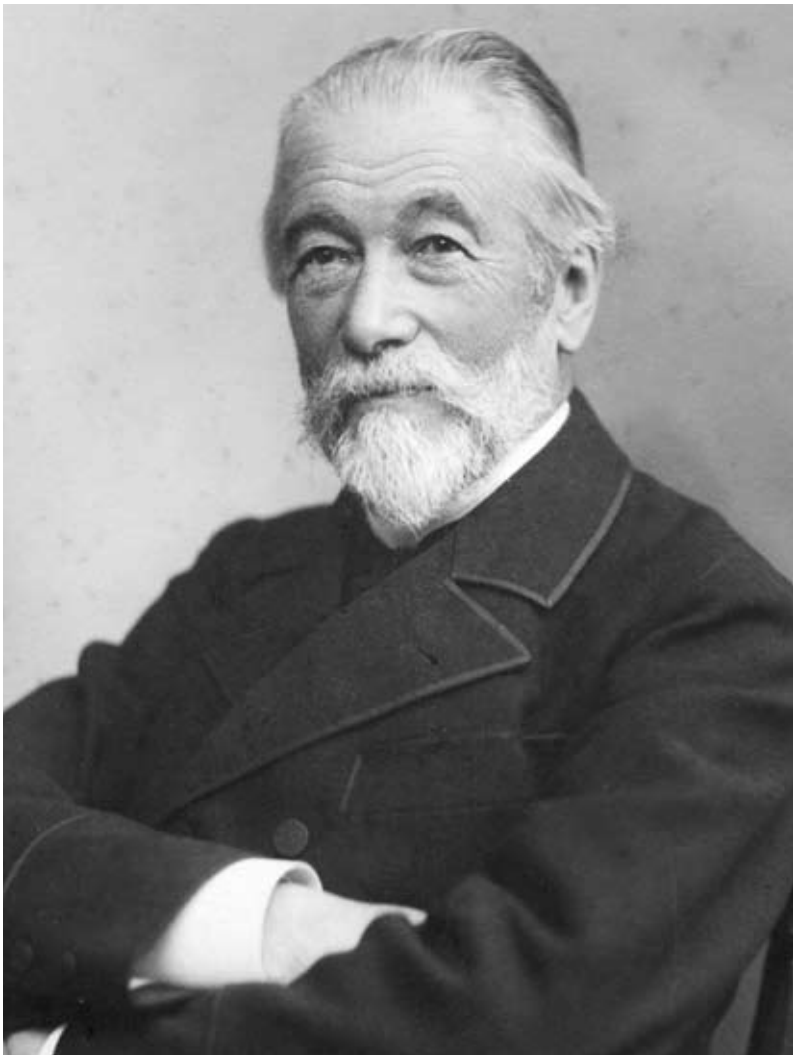


Eidgenössischer Fabrikinspektor

Fridolin Schuler (1832–1903)

Fridolin Schuler kam in Bilten zur Welt, wo sein Vater als Pfarrer wirkte. Der aufgeweckte Jüngling zog 1848 nach Aarau ins Gymnasium. In den Jahren 1851 bis 1855 studierte er in Zürich, Würzburg, Wien und Prag Medizin. Hernach liess er sich in seiner Heimatgemeinde Mollis als Arzt nieder und gewann bald das Vertrauen von Fabrikarbeitern wie von wohlhabenden Familien.

Schuler interessierte sich vor allem für die Fragen der Gesundheitspflege. Als Arzt kam er häufig in Arbeiterhäuser. Dabei sah er, wie notdürftig die Wohnverhältnisse und wie mangelhaft die Nahrungszubereitung oftmals waren. In Wort und Schrift wies er auf die Übelstände hin und schlug Verbesserungen vor. Den Mühlenbesitzer Julius Maggi (1846–1912) regte er dazu an, aus Hülsenfrüchten Mehl herzustellen, womit nahrhafte und preisgünstige Suppen zubereitet werden konnten. Schuler förderte die Gründung des Kantonsspitals Glarus und des Sana-



Vorkämpfer für bessere Arbeitsverhältnisse: Fabrikinspektor Fridolin Schuler.



Gedenktafel in Mollis:
«In diesem Hause lebte 1864–1903 Dr. med. Fridolin Schuler, Sozialpolitiker, Förderer der Arbeiterschutz-Gesetzgebung, glarnerischer und eidgenössischer Fabrikinspektor, Freund des Volkes.»

toriums Braunwald. Seine Kräfte und sein Wissen stellte er auch dem öffentlichen Leben zur Verfügung als Armenarzt, Gerichtsarzt, Mitglied und Präsident der Sanitätskommission, Schulrat, Richter und Fabrikinspektor.

Das Glarner Fabrikgesetz von 1864 führte die Fabrikinspektion ein. Mit der Aufsicht wurde eine Behörde von drei Mann beauftragt. 1867 traten die drei ersten Inspektoren von ihrem zermürbenden Amt zurück. Landammann Joachim Heer bat nun Dr. Schuler, zusammen mit zwei Kollegen, den Posten eines Fabrikinspektors zu übernehmen. Schuler sagte zu und ging mit Eifer an seine neue Aufgabe heran. Er sah zwei Hauptziele vor sich: einerseits dafür zu sorgen, dass die Bestimmungen des Fabrikgesetzes eingehalten wurden, andrerseits Mittel und Wege zu finden, um bestehende Übelstände und Gefahrenquellen zu mildern oder zu beseitigen. Die Lösung dieser Aufgaben war überaus dornenvoll. Wies Schuler unbegründete Beschwerden der Arbeiter zurück, so wurde er «Knecht der Fabrikanten» oder «Verräter der Arbeiterschaft» genannt und mit Verwünschungen überhäuft. Verlangte er die Beseitigung von Missständen oder die Einführung des elfstündigen Arbeitstages, trug ihm das bittere Kritik vonseiten der Fabrikanten ein. Schuler erzählt in seinen «Erinnerungen eines Siebenzigjährigen»:

«Ein ganz hervorragender Industrieller hatte mich zur Rede gestellt wegen meiner Tätigkeit für den Elfstundentag und mir erklärt, ich habe die schwere Schuld auf dem Gewissen, dass die Glarner Industrie ruiniert werde. Wer je noch eine Fabrik auf Glarner Gebiet baue, gehöre ins Irrenhaus. Ein Jahr nachher begegneten wir uns an der gleichen Stelle. Er betrachtete den Fortgang einer Fabrikbaute. ‹So, so, Sie bauen›, bemerkte ich, ohne etwas Weiteres beizufügen. Wir beide konnten das Lachen nicht verhalten. In gleicher Weise ging es auch an anderen Orten.»

Anständig und unparteiisch, aber unbeugsam verfolgte Schuler seine Ziele. Vor allem seinen Bestrebungen ist es zu verdanken, dass 1872 der Elfstundentag eingeführt wurde. Das Handelsdepartement des Bundes arbeitete in den 1870er-Jahren den Entwurf für ein eidgenössisches Fabrikgesetz aus. Dr. Schuler wurde in die Expertenkommission berufen und nahm an der Abfassung des Gesetzes massgebenden Anteil. Das eidgenössische Fabrikgesetz lehnte sich deshalb stark an die glarnerischen Gesetze von 1864 und 1872 an. 1877 wurde es vom Schweizervolk mit knapper Mehrheit angenommen. Bundesrat Joachim Heer, der frühere Glarner Landammann, war für die Durchführung des Gesetzes verantwortlich. Auf sein Drängen hin übernahm Schuler mit zwei Kollegen das eidgenössische Fabrikinspektorat. Er gab seine Arztpraxis auf, behielt jedoch seinen Wohnsitz in Mollis. Die Tätigkeit der Inspektoren begegnete anfänglich mancherlei Hindernissen und Anfeindungen; allmählich aber wurde sie als nützlich und wohltätig anerkannt. Schuler verfasste viele Amtsberichte und Schriften über Gesundheits- und Versicherungsfragen. Mit seiner Hingabe und seinem Fachwissen erwarb er sich im In- und Ausland grosses Ansehen. Oft wurde er um Rat und Mitarbeit ersucht.

Nach einem arbeitsreichen Leben im Dienste der Bevölkerung trat Schuler 1901 als eidgenössischer Fabrikinspektor zurück. Seine «Erinnerungen» schliessen mit dem Satz:

«Sollte ich bald scheiden müssen, so scheide ich mit dankbarem Herzen und dem Bewusstsein, mir sei ein glücklich Los zuteil geworden.»

Wenig später – am 8. Mai 1903 – starb er. Zur Erinnerung an sein Wirken brachte man 1946 an seinem Wohnhaus im Hertenacker zu Mollis eine Gedenktafel an.

Bunt und beliebt

Glarner Tüechli

Glarner Tüechli gibt es seit mehr als 200 Jahren. Anno 1740 errichtete Landmajor Johann Heinrich Streiff (1709–1780) im Oberdorf in Glarus die erste Baumwolldruckerei des Glarnerlandes. In dieser Fabrik hantierte der Genfer Fazy, der den Zeugdruck in Frankreich erlernt hatte. Was er den Glarner Arbeitern zeigte, war wirklich zum Staunen. Er stach mit feinen Schnitzwerkzeugen kunstvolle Muster aus der Stirnseite eines flachen, viereckigen Stückes Birnbaumholz, das er Model nannte. Auf einem mit weichem Filz bespannten Tisch lag der glatt gestrichene Stoff bereit zum Druck. Der benötigte Farbstoff wurde in eine Creme aus Pflanzengummi oder Stärke eingerührt. Mit dieser dickflüssigen Paste färbte der Drucker das «Stempelkissen» ein, das sogenannte Chassis, tunkte darin den Model und presste dann den so eingefärbten Model auf den Stoff. Damit «klebte» die Farbe auf dem Gewebe. Das wiederholte sich mehrmals in der Länge und der Breite, worauf man den Stoff etwas weiter zog und dann den nächsten Rapport druckte. Die so bedruckten, getrockneten Stoffe hängte man in einen Dämpfkasten, wo der heisse Dampf die Farben aus der Verdickung löste und im Stoff fixierte. Darauf musste die überschüssige Verdickung ausgewaschen werden. In den mächtigen Hängetürmen trockneten die nassen Stücke an der Luft oder in der angeschlossenen Heisshänge. Von flinken Frauenhänden wurden die Tüchlein zurechtgeschnitten, gefranst oder gesäumt und geglättet.



Historischer Modeldruck: Der Drucker presst den im Chassis eingefärbten Model auf den aufgespannten Stoff. Rapportstifte in den Ecken ermöglichen den kontinuierlichen, fugenlosen Ansatz des Druckmusters. Für eine zweite Farbe werden ein zweiter Model und ein zweites Farbchassis benötigt. Die ursprünglich ganz in Buchs- oder Birnbaumholz geschnitzten Model wurden später durch sperrholzartig verleimte Holzplatten abgelöst, auf denen die Muster mit Metallstiften oder gegossenen Blei-Zinn-Legierungen hervorgehoben wurden.

Mehrfarbiges Wolltüechli mit einem dazugehörigen Model, bei dem das Motiv gegossen und aufs Holz aufgesetzt ist.



Streiffs Tüechli wurden bald bekannt, und weitere Fabriken entstanden. Um 1864, zur Blütezeit der Baumwolldruckerei, arbeiteten in den 23 Druckfabriken des Glarnerlandes über 6000 Personen, Männer, Frauen und Kinder. Glarner Tüechli gingen in alle Welt hinaus: nach dem Balkan, Kleinasien, Hinterindien, Afrika und Amerika.

In den Fabriken herrschte emsiges Schaffen. Laut dröhnte es durch die langen Drucksäle, wenn die Arbeiter die Model sorgfältig auf den Stoff setzten und mit dem schweren, hammerförmigen Schlägel anpressten. Neben dem Drucker stand ein Kind. Es strich die Farbe im Chassis, dem Farbbehälter, glatt, damit der Drucker nicht zu wenig und nicht zu viel Farbe auf den Model erhielt, wenn er ihn behutsam hineintupfte. Für jede Farbe wurde ein eigener Model benötigt. Bei ganz besonderen Mustern konnten bis 100 verschiedene Model zur Anwendung kommen, die alle exakt zueinander passen mussten. Im Sommer arbeiteten damals die Drucker bis zu 14 Stunden täglich an ihren Tischen, doch im Winter bei kurzer Taghelle weniger lang. 1864 beschloss die Landsgemeinde eine Arbeitszeitbeschränkung auf maximal zwölf Stunden, womit der Kanton Glarus das erste Arbeiterschutzgesetz der Schweiz schuf.

Wahre Künstler ihres Faches waren auch die Zeichner, zauberten sie doch die prächtigsten Wunderblumen und Palmetten aufs Papier. Nach ihrer Vorlage schnitzten die Stecher die schweren Model. Modelstecher und Zeichner waren gesuchte Leute, die auswärts, zum Beispiel in Mühlhausen oder Paris, ausgebildet wurden. Fabrikherren bereisten die fernen Absatzländer, nicht nur, um neue Kunden zu gewinnen, sondern auch, um neue Muster mit nach Hause bringen zu können. So unternahm am 8. April 1840 Conrad Blumer aus Schwanden eine äusserst strapaziöse Geschäftsreise nach Indien und Indonesien, wo er erst am 17. November in Batavia eintraf. Die Fahrt erfolgte per Pferdekutsche zu Land und per Segelschiff auf den Meeren. Unterwegs erlitt er vor Calcutta Schiffbruch, doch konnte er sich an Land retten. Im August 1841 kehrte er heim. Er brachte Batikmuster mit, und es gelang seiner Firma, diese derart gut zu imitieren, dass Glarner Batik geradezu ein Exportschlager wurde.

Auch die Herstellung der vielen leuchtenden Farben war nicht einfach. In der Farbküche gewann man aus Blättern, Früchten und Wurzeln Naturfarben, die aber wenig beständig waren, das heisst im Sonnenlicht oder beim Waschen schnell ausbleichten. Einzig Indigoblau und Türkischrot waren bereits im Mittelalter bekannt als licht- und waschechte Farbstoffe. Türkischrot wurde aus der Wurzel der Krapppflanze gewonnen, deren Anbau schon Kaiser Karl der Grosse in Europa gefördert hatte. Das Färben mit Türkischrot war sehr kompliziert und benötigte auch ein Bad im heissen Kuhmist. 1856 stellte ein Chemiker in London den ersten synthetischen Farbstoff her, und seither liefern die Chemiewerke die Farben.

Heute ist vieles anders geworden. Von den über 20 Betrieben sind noch zwei übrig geblieben. Die Hängetürme, Wahrzeichen der Glarner Druckindustrie, sind grösstenteils abgebrochen oder dienen anderen Zwecken, denn die Stoffbahnen werden nun maschinell getrocknet. Längst ist das Klopfen der Druckhämmer verstummt. Die fortschreitende Technik hat den Druckvorgang grundlegend verändert. Vorerst ersetzten Walzen die flachen Model, sodass man die Tücher maschinell bedrucken konnte. Heute werden die Muster mit Schablonen auf den Stoff übertragen. Diese bestehen aus einem mit Gaze bespannten Metallrahmen, wobei diejenigen Stellen, die nicht bedruckt werden sollen, mit Lack abgedeckt sind. Fototechniker haben die Modelstecher abgelöst. Sie übertragen die komplizierten Muster fotografisch auf die Gaze.

Doch auch heute noch finden bedruckte Tücher und moderne Kleiderstoffe aus Wolle, Baumwolle und Seide den Weg vom Glarnerland hinaus in alle Welt. Die klassischen türkischroten Handwerker- und Bauerntaschentücher, auf Glarnerdeutsch «Fazonetli» genannt, sind als Markenartikel geradezu ein Modeschlager geworden und erfreuen sich in vielen Farben grosser Beliebtheit.



Ein Arbeiter trägt die im Hänggiturm getrockneten Drucke zur Ausrüstung, wo der Stoff auf Walzen geglättet und imprägniert wird. Dann wird der Stoff in der Staberei «gestabt», das heisst mit dem Meterstab gemessen und für den Verkauf vorbereitet.



Schablonen-Handdruck: Der auf langen Tischen aufgeklebte Stoff wird mit Siebdruck-Schablonen bedruckt, die der Drucker in einem Wagen rapportweise vorwärts bewegt und zum Druck jeweils absenkt. Die Farbpaste streicht er mit der Rakel, einer Gummilippe, über das Sieb, wobei die Farbe durch die offenen Stellen im Muster nach unten in den Stoff eindringt. Für jede Farbe im Muster wird eine eigene Schablone benötigt.

Sage

Das bluetig Chnöchli

Uff dr Limmerenalp isch emaal e jungs Puurschtli as Handbueb gsii. Das het Tääv gheisse. Lang eb d Sunne überem Biferte füre ggügslet het, isch dr Tääv schu i de Weere gsii und het si im Troog vor dr Hütte gwäsche. «Losed», händ die am undere Staafel uffem Tryl zunenand gseit, «dr Tääv laat schu e Heuerlig ab, es isch Zyt zum Uufstuu.» Au d Gamstier sind vertwachet, und d Mungge händ de eerschte Pfiff abluu.

Vu dem stränge Werche het dr Tääv immer guete Appetyt überchuu, und darum het er geere echlei gmüselet, und Fänz het er underetue wene Groosse. Dr Sänn aber isch e herte Dingeler gsii, e Mäntsch, wo eim nuch ds Zändwee vergunnet het. Er het dr Bueb ggänzt, was er nu het chänne.

Emaal amene Abed, wo dr Tääv i d Hütte chunnt und lueget, ebs nüd bald Znacht geb, chunnt dr Sänn ine Galle. «Da chusch emaal haa bis gnueg!», brüelet er dr Bueb aa, phaggt ne am Gnigg und wirft ne Tschüder voruus i de süttig Schotte. D Lych het er i ds Tobel abegworffe. De Lüüte het er aaggii, dr Tääv sig erfalle. Aber das schlecht Gwüsse het dem Uutüüfel vumene Sänn ekei Rue gluu. Gly naa Michaeeli, woner dr Luu im Sagg gchaa het, isch dr Sänn uusgwanderet, und niemed het mi vunem gchört.

Es vergüünd e Puschle Jaar, da chunnt er wider emaal gu Glaris. Es isch gad Chilbi gsii und i allne Wiirtshüüsere Gyger. Er nüd fuul und gaat au gu bödele. Ekeine het er ussgluu und het gfleugt we dr Lump am Stegge. Zwüschetine isch er emaal a d Linth übere gu verchuele.

Woner e Huet volle Wasser useschöpft, so gsiit er e chlys, wysses Chnöchli. Er ninnts i d Hand und gschauets, und es gfallt em de lengeri besser. Es isch aber au e apprännt schüüs Chnöchli gsii, heller as Elfebei und en Aart wene Vogelfedere. Er steggts uffe Huet und gaat wider uff d Tanztili. Won er im schünschte Schwung gsii isch, laat sys Meitli zeinersmaal e määrderliche Wychs ab und lauft em us den Aarme. Au d Musig höört uuf. Was hets gii? All sind umme Sänn ummegstande, und eine zeiget uff sine Huet und rüeft: «Det! Det!» Und do hets au dr hinderscht gsii: Us dem bleiche Federechnöchli sind grooss, schwäär Bluettröpfe usetroolet, ganz tunggel. Da sind d Lüüt gruusam erschrogge, und eine, wo si uff dernigs Züüg verstande het, seit, das sig näme nüd gad schuuntli, as sigs. Me het dr Sänn uusgfrääglet, bis er nümme het chänne laugne. Und do isch alls uuschuu. Dr Sänn aber het vu dr Tanztili ewegg vor Gricht möse und gly drüberabe uffe Galgebüchel.



Ehemals Brotgeberin für viele

Die Baumwollindustrie kämpft ums Überleben

Es gab eine Zeit, da kamen in Ballen gepresste Baumwollfasern von weit her ins Glarnerland. Daraus machten komplizierte Maschinen und fleissige Hände Garn und Gewebe. In den rund zwei Dutzend Spinnereien und Webereien fanden Tausende von Frauen und Männern Arbeit und Verdienst. Diese Zeit ist längst vorbei. Heute gibt es gerade noch drei Webereien mit rund 250 Beschäftigten. Sämtliche Spinnereien haben den Betrieb eingestellt. Was ist da geschehen? Und wie sieht für die verbliebenen Webereien die Zukunft aus?

Das Beispiel der Baumwollindustrie zeigt, wie das Glarnerland mit der Wirtschaft der ganzen Welt verknüpft ist. Die Baumwollpflanzen gedeihen nur in warmen Gebieten. Wichtige Anbaugebiete befinden sich in den Vereinigten Staaten,



Daniel Jenny & Co.: Die letzten Spindeln des Kantons wurden 2007 stillgelegt. Die Weberei dagegen vergrössert man 2008.



Die letzten Garnspulen wurden gesponnen. Spinnerei Linthal AG im Juli 2005 vor der Stilllegung.

in Mexiko und Brasilien, in Südrussland, in Pakistan und Indien sowie in China. Früher beschränkten sich die Plantagenbesitzer in diesen Gebieten darauf, die Baumwolle anzubauen und zu verschicken. Doch mit der Zeit kamen Unternehmer in diesen Ländern auf die Idee, sie könnten ja selber Garn und Gewebe herstellen.

So entstanden direkt in den Anbaugebieten riesige Textilfabriken. Diese produzierten dank modernsten Maschinen, billigen Arbeitskräften, geringen Transportkosten und grossen Mengen sehr günstig. Bei gleicher Qualität konnten sie Garn und Gewebe viel billiger liefern als beispielsweise die Produzenten im Glarnerland. Letztere waren nicht mehr konkurrenzfähig und blieben auf ihrer Ware sitzen. In der Folge mussten gleich reihenweise Spinnereien und Webereien ihren Betrieb einstellen. Dies gilt nicht nur fürs Glarnerland, sondern für ganz Westeuropa und Nordamerika. Entscheide in den Anbaugebieten der Baumwolle hatten also ganz direkte Auswirkungen auf weit entfernte Gebiete in den bisher führenden Industrieländern.

Umso erstaunlicher ist die Tatsache, dass sich im Glarnerland drei Webereien behaupten konnten. Es sind dies die Firmen Jenny Fabrics in Niederurnen, die Daniel Jenny & Co. in Haslen und die Weseta Textil AG in Engi. Das Erfolgsrezept lautet im Grunde überall gleich: Es gilt, sich auf bestimmte Artikel zu spezialisieren und diese möglichst direkt an anspruchsvolle Kunden zu verkaufen. Wer rasch und zuverlässig spezielle Kundenwünsche erfüllt, braucht die Konkurrenz der Massenware nicht zu fürchten. Er kann nämlich zu Preisen verkaufen, die erlauben, die höheren Produktionskosten zu decken.

Hochwertige Frotteestoffe sind die Spezialität der Weseta Textil AG. Hier arbeitet die Firma teilweise mit der Daniel Jenny & Co. zusammen, die einen wichtigen Teil der Produktion auf den Bereich Wohnen und Schlafen ausrichtet. Die beiden Unternehmen stehen auch in engem Kontakt mit international tätigen Handelsfirmen. Einen etwas anderen Weg beschreitet die Jenny Fabrics AG. Sie knüpfte ein internationales Netz mit Partnerfirmen in Deutschland, Osteuropa und China. Dank dieser Kombination in den Bereichen Gewebeproduktion, Veredelung und Kleiderherstellung kann die Firma sehr rasch auf Veränderungen in der Nachfrage reagieren. Dank dem Mut und der Initiative der Firmeninhaber gelang es drei Glarner Baumwollwebereien, im internationalen Wettbewerb zu bestehen. Tag für Tag müssen sie sich aber neu behaupten.

80 Container für Brasilien

Die Maschinen in stillgelegten Textilbetrieben waren nicht einfach Schrott. In der Regel wurden sie fachgerecht abgebaut und an einen neuen Standort verschoben. Dies galt beispielsweise für die Einrichtungen in der Spinnerei Linthal.

Die weitgehend automatisierte Ringspinnerei wurde 2005 in 80 Container verpackt, nach Brasilien verschifft und nahe der Stadt Belo Horizonte neu eingerichtet. Darüber berichten Fridolin Walcher (Bilder) und Martin Beglinger (Text) im 2007 erschienenen Buch «Von Glarus nach Belo Horizonte».

Gründer der Therma

Samuel Blumer (1881–1959)



Pionier in Sachen elektrische Haushaltapparate: Samuel Blumer.

«Ich war sechzehnjährig, als mein Vater starb, und mir blieb kein anderer Weg offen, als mit meiner Mutter das väterliche Geschäft weiterzuführen. Zu irgendeiner Lehrzeit langte es nicht mehr, die sieben Jahre Primarschule und anderthalb Jahre Sekundarschule hatten für mein künftiges Leben zu genügen.» So schreibt Samuel Blumer in seinen Lebenserinnerungen.

Sein Vater betrieb in den Herren in Schwanden eine Sägerei und daneben eine Werkstätte für Fahrräder und Nähmaschinen. Er war ein talentierter Mechaniker, Pröbler und Erfinder, jedoch kein Geschäftsmann. Am 14. Februar 1881 wurde Samuel geboren. «Was irgendwie an Kinderkrankheiten vorhanden war», erzählt er, «bekam ich in vollem Masse zugedacht. Mit zehn Jahren hatte ich eine Brustfellentzündung, die jahrelange Beschwerden hinterliess.»

Wegen seiner körperlichen Schwäche wurde er von seinen Mitschülern geplagt und verspottet. Er begann deshalb auch noch zu stottern. «Es gab eine Zeit, wo ich beim Unterricht überhaupt kein Wort aus mir herausbrachte und die Antworten und Lösungen meist auf die Wandtafel schreiben musste.»

Die Arbeit im väterlichen Geschäft befriedigte ihn nicht. Ihn interessierte die damals aufkommende Elektrizität. Aus Büchern lernte er, mit dieser Kraft umzugehen. Er baute Klingel- und Dynamoanlagen, richtete in seiner Werkstatt die elektrische Beleuchtung ein und schaffte sich alle möglichen elektrischen Appa-



Hauptgebäude der Electrolux Schwanden AG, vormals Therma AG.



Werbeplakat der Therma aus den 1930er-Jahren.

rate an, um sie auseinanderzunehmen und nachzubauen. Lange Zeit bastelte er an einem Heizkissen. Zweimal geriet ein Bett der Familie Blumer in Brand. Schliesslich konnte er ein Produkt vorlegen, das grosse Anerkennung fand. Ein bedeutender Erfolg war sein Bügeleisen. Die Nachfrage war so gross, dass bald einige Arbeiter eingestellt werden mussten. Auf seiner Hochzeitsreise im Jahre 1906 konnte Samuel Blumer in Mailand an einer internationalen Ausstellung für seine Produkte eine goldene Medaille in Empfang nehmen.

Trotz scharfer Konkurrenz konnte Blumer seinen Betrieb ständig vergrössern, und bald wurden die Räume in den Herren zu klein. In der Nähe des Bahnhofs Schwanden entstand 1907 eine kleine Fabrik. Eine Aktiengesellschaft wurde gegründet, die auf Vorschlag des Schwander Pfarrers Hans Böniger den Namen Therma erhielt.

Nach den Ideen und Plänen von Samuel Blumer wurden immer neue Produkte konstruiert und auf den Markt gebracht: Wagenheizungen für die Eisenbahnen, Boiler für Küche und Bad, Kochherde und später auch Kühlschränke. Oft kamen Direktoren von Elektrizitätswerken und andere Fachleute nach Schwanden, um den Erfinder kennenzulernen und sein Werk anzusehen.

Der Erste Weltkrieg brachte eine grosse Nachfrage nach elektrischen Apparaten aller Art. Da gleichzeitig die Rohstoffe knapp wurden, konnte die Produktion nur mit grössten Anstrengungen der Nachfrage angepasst werden. Nach dem Krieg mussten die Gebäude der Therma erweitert werden, Samuel Blumer aber hatte sich in all den Jahren zu viel zugemutet. «Ich hatte meine schwachen Kräfte in den Anfangsjahren der Therma völlig und unbesonnen ausgegeben. Ich kannte nichts anderes als meine Arbeit, tagsüber und oft auch weit in die Nacht hinein. Meine Angehörigen, meine Frau und meine Kinder hatten in jener Zeit wenig von mir. Als dann noch die Zeit des Weltkriegs mit den vermehrten Sorgen und Lasten dazu kam, bin ich auf der Strecke geblieben.» Er zog sich allmählich von den Geschäften zurück. Von 1936 an lebte er im Ruhestand in seinem Haus am Soolerrain und verfolgte von dort aus die Entwicklung seines Lebenswerks, der Therma. Am 15. Januar 1959 starb er im Alter von 78 Jahren.

Die Electrolux Schwanden AG führt die Tradition der Therma aus der Pionierzeit als innovative, anpassungsfähige Firma und bedeutender industrieller Arbeitgeber am Produktionsstandort Schwanden in erfolgreicher Weise weiter.

Dank eines optimalen Montagekonzeptes produziert die Electrolux Schwanden AG jährlich rund 200 000 Kochgeräte in höchster Qualität.

Heute werden in Schwanden vor allem Elektroherde, Dampfgarbacköfen, Gasapparate, Glaskeramik-Kochfelder und Kochmulden produziert.

Für die Fabrikation der neuen Produkte und infolge starker Nachfrage konnten wieder mehr Arbeitskräfte eingestellt werden. Die Zahl der Beschäftigten steht heute bei 300.

Arbeiterinnen und Arbeiter



Selvete Sahitaj, seit drei Jahren in der Lackiererei der Schätti AG Metallwarenfabrik, Schwanden.



Cemal Duran ist der letzte Spinnereiarbeiter im Kanton Glarus. Daniel Jenny & Co., Haslen, schliesst im April 2007 die Spinnerei und erweitert die Weberei mit einem Neubau.



Sabi Gisler, Spinnereiarbeiter bis zur Schliessung der Spinnerei Linthal AG im Sommer 2005. Jetzt zuständig für das firmeneigene Kraftwerk und für den Unterhalt.



Ngawang Dolma Thedung, seit neun Jahren in der Montage bei der Schätti AG Metallwarenfabrik, Schwanden.



Nuria Fierro, Zetteleiarbeiterin in der Jenny Fabrics AG, Ziegelbrücke. 20 Dienstjahre.



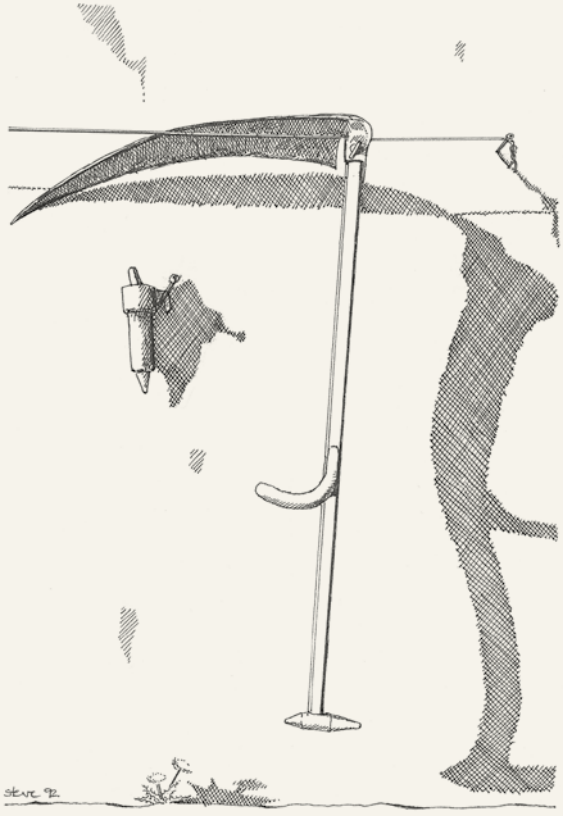
Stefan Züger, Produktionsleiter der Jenny Fabrics AG, beim Einrichten einer Webmaschine im tschechischen Tochterbetrieb in Rokytnice. 31 Dienstjahre.

Sage

Die tote Heuerin

Man sagt sonst immer, dass vier Augen mehr sähen als zwei. Vor vielen Jahren aber war's einmal umgekehrt. Da kam ein Fremder auf die Alp Obersee und wollte in der Hütte nächtigen. Der Bauer und seine Frau arbeiteten noch an den Blanken drüben im Heu. Geduldig setzte sich der Fremde aufs Bänklein und wartete, dieweil er den beiden zuschaute. Im gleichen Takt rechten sie nebeneinander an der steilen Halde, der Mann voraus, die Frau in derselben Mahde hintendrein. «Du liebe Zeit», dachte der Fremde, «wer wollte auch zum Heuen ein solches Gewand anziehen!» Die Bäuerin trug nämlich ein langes, weisses Lilachen, das aussah wie ein Totenhemd.

Als die beiden fertig waren, schulterte der Bauer den Rechen und wandte sich der Hütte zu. Die Frau aber war mit einem Male verschwunden, als hätte sie der Wind davongetragen. Den Fremden dünkte dies sonderbar. Er tat aber nichts dergleichen, sondern war froh, dass ihn der Bauer nicht wegwies. Am Morgen aber, als sie miteinander bei Milch und Ziger sassen, fing er sachte an: «Es ist doch für einen einsamen Bergbauern nichts Schöneres, als wenn ihm sein Weib bei der Arbeit behilflich sein kann, oder nicht?» – «Ja, schön wär's», entgegnete der andere wehmütig, «aber meines liegt schon lange unter dem Boden!» Da erzählte ihm der Fremde, was er gestern gewahrt. Ob denn das nicht seine Frau gewesen sei? Der Bauer wusste aber von nichts und konnte es auch nicht begreifen. Da merkte der andere, dass etwas Besonderes an der Sache war, aber erst im Dorfe unten vernahm er, dass er den Geist der toten Oberseebäuerin gesehen hatte.



Wo Menschen mit einer Behinderung leben und arbeiten

«glarnersteg»

Menschen mit einer geistigen, körperlichen oder mehrfachen Behinderung möchten trotz ihres Handicaps ein möglichst normales und gutes Leben führen – also ein eigenes Zimmer oder eine Wohnung haben, zur Arbeit gehen, in die Ferien verreisen, Feste feiern, Sport treiben, Freizeit geniessen, Kolleginnen und Kollegen haben, Freundschaften pflegen – einfach am Leben teilhaben. Die Institution «glarnersteg» setzt sich zum Ziel, dies weitgehend zu ermöglichen, indem sie im Auftrag des Kantons Wohnformen und geschützte Arbeitsplätze anbietet, wo etwas über 100 Menschen betreut, begleitet und gepflegt werden. Sie sollen so weit wie möglich ihr Leben selbstständig leben und zur Arbeitswelt und Gesellschaft gehören.

Die Institution besteht aus den drei Bereichen Wohngruppen, Werkstätten und Tagesstätten; rund 100 Fachpersonen sorgen für eine professionelle Betreuung und eine gute Lebensqualität.

Die Wohngruppen

In den Wohngruppen – diese befinden sich in Netstal, Glarus, Mitlödi, Schwanden, Luchsingen und Hätzingen – leben etwa 60 Männer und Frauen in kleinen Wohngemeinschaften zusammen. Betreuerinnen und Betreuer sind stets für sie da und unterstützen sie bei den täglichen Verrichtungen, bei der Körperpflege, beim Ankleiden, beim Essen, einfach überall, wo es nötig ist. Ein grosser Teil der Bewohnerinnen und Bewohner fährt morgens entweder mit dem Zug oder mit dem Firmenbus in die Werkstatt oder in die Tagesstätte und kehrt nach der Arbeit wieder in die Wohngruppe zurück. Es gibt aber auch Menschen, die aufgrund ihrer Behinderung nicht in der Lage sind zu arbeiten. Sie verbringen die Zeit in der vertrauten Umgebung ihrer Wohngruppe, die auch ihr Zuhause ist. Passende Tätigkeiten, zum Beispiel Mithilfe im Haushalt, Einkaufen, Spazieren, Therapien und Pflege, machen ihren Alltag interessant und fördern ihr Wohlbefinden.

Die Werkstätten

Die beiden Werkstätten in Luchsingen und Hätzingen bieten zwischen 70 und 80 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einen geschützten Arbeitsplatz. Das heisst, dass sie bei der Ausführung der Arbeit nicht unter Zeit- und Leistungsdruck stehen. Die tägliche Arbeitszeit ist individuell an die gesundheitliche Verfassung angepasst. Bei Bedarf können sich die Mitarbeitenden in einen eigens dafür hergerichteten Raum zurückziehen und ausruhen oder vorübergehend eine leichtere Arbeit verrichten. Die Anforderungen der verschiedenen Arbeitsplätze sind unterschiedlich. So kann fast in jedem Fall eine geeignete Tätigkeit gefunden werden.

Während die Mitarbeitenden in der Werkstatt Hätzingen weben, nähen, töpfern und kochen, verrichten jene in der



Montageabteilung in der Werkstatt Luchsingen. Zuverlässig und exakt führen die Mitarbeitenden die Aufträge aus. Die Arbeitsabläufe sind sinnvoll und verständlich.

Wohngruppe Kärpf in Hätzingen. Zum gemeinsamen Essen versammeln sich die Bewohnerinnen und Bewohner am grossen Tisch. Bei der Menüplanung, beim Einkaufen und beim Zubereiten der Mahlzeiten werden sie miteinbezogen.



Werkstatt Luchsingen Arbeiten für die Industrie: Sie montieren aus Einzelteilen fertige Produkte oder Halbfabrikate für die Elektro-, Maschinen- und Metallindustrie, verpacken Kundenmailings, oder sie sind in der Wäscherei beschäftigt, wo Hotelwäsche und Berufskleider gewaschen und gebügelt werden.

Für den Besucher sieht vieles nach eintöniger, langweiliger Arbeit aus. Die Menschen mit einer Behinderung empfinden jedoch anders: Der Rhythmus der Maschinen, das Regelmässige, vermittelt ihnen Sicherheit und Zufriedenheit. Durch die Arbeit sind sie in Kontakt mit Kolleginnen, Kollegen und Vorgesetzten und müssen sich natürlich an die geltenden Regeln halten. Zeit für Geselligkeit bieten die Arbeitspausen und das gemeinsame Mittagessen im Personalrestaurant. Jede Arbeitsgruppe ist im Mitarbeiterrat vertreten. Dieser kümmert sich um die Anliegen der Mitarbeitenden und bespricht sich in regelmässigen Abständen mit dem Werkstattleiter.

Die Aufträge kommen zum grössten Teil von Industrie- und Gewerbebetrieben aus dem Kanton Glarus. Die Qualität muss stimmen, und die Ware muss pünktlich abgeliefert werden. In dieser Beziehung gibt es keinen Unterschied zu einem Betrieb in der Privatwirtschaft. Auch die Preise müssen dem marktüblichen Niveau entsprechen – die übrigen Unternehmen dürfen nicht durch tiefere Preise konkurrenziert werden.

Die Tagesstätte

Wer aufgrund seiner Behinderung nicht in einer Werkstatt arbeiten kann, besucht die Tagesstätte, wo nicht die Produktion, sondern die Beschäftigung im Vordergrund steht. Die rund 30 Teilnehmerinnen und Teilnehmer bestimmen ihr Tempo selbst. Die Betreuungsperson wählt mit ihnen täglich eine geeignete Tätigkeit aus und berücksichtigt dabei ihre Vorlieben und Stärken. Die Beschäftigten arbeiten mit verschiedenen Werkstoffen wie Filz, Wachs, Holz und Papier und gestalten dekorative Geschenkartikel, oder sie helfen bei der Haus- und Gartenarbeit mit, hören Musik, gehen spazieren, einkaufen. Alle diese Tätigkeiten tragen dazu bei, vorhandene Fertigkeiten zu erhalten und zu verbessern. Atem- und Entspannungsübungen, gezielte Bewegung oder Massagen wirken sich auf das Wohlbefinden positiv aus.

Bedürfnisse wie alle andern auch

Die Angebote des «glarnersteg» ermöglichen es vielen Menschen, trotz ihrer Behinderung ein gutes Leben zu führen und zur Gesellschaft zu gehören. Besuche von öffentlichen Veranstaltungen sowie Feste und andere Anlässe gehören dazu. So mag für die einen die Fahrt ins Ferienlager, für die anderen das Verkaufen der selbst hergestellten Erzeugnisse am jährlichen Weihnachtsmarkt, der Besuch des Schwimmunterrichtes oder ein Auftritt mit der Musikband der Höhepunkt sein, während wieder andere sich an ihrer Geburtstagsparty ganz still oder ganz lautstark freuen. Denken wir daran, wenn wir diesen Menschen begegnen: Sie haben die gleichen Wünsche und Bedürfnisse wie wir alle auch.

Hightech aus dem Glarnerland

«Maschinen von Netstal» aus Näfels

Warum eigentlich tragen die in Näfels hergestellten Maschinen den Namen Netstal? Die Erklärung ist ganz einfach. Während vieler Jahrzehnte war die Firma tatsächlich in Netstal zu Hause, wo sie im Jahre 1857 gegründet worden war. Damals hiess sie Maschinenfabrik und Giesserei Netstal AG, kurz Giessi genannt. Die stetige Entwicklung des Betriebes brachte es mit sich, dass der Platz mitten im Dorf Netstal allmählich zu eng wurde. Deshalb verlegte man von 1961 an die Maschinenfabrik in mehreren Etappen ins benachbarte Näfels, wo entlang der Linth genügend Land für eine moderne Fabrikanlage zur Verfügung stand. Der Marken- und Firmenname Netstal wurde aber beibehalten, denn unter dieser Bezeichnung waren das Unternehmen und seine Spritzgiessmaschinen inzwischen weltweit zu einem Qualitätsbegriff geworden.

Was wird nun alles auf einer Spritzgiessmaschine hergestellt? Es sind dies viele Dinge, die wir im täglichen Leben brauchen. Dazu gehören so unterschiedliche Gegenstände wie Flaschenverschlüsse, Joghurtbecher, Medizinalteile, optische Datenträger und Verpackungen aller Art. Auch an einem Auto lassen sich Dutzende von Kunststoffteilen finden, die auf einer Spritzgiessmaschine hergestellt wurden: die farbigen Heckleuchten, Bedienungsknöpfe, Bestandteile der



Seit 1961 produziert die Netstal-Maschinen AG in Näfels.





Oben: Montagehalle.

Unten: Die Maschinensteuerung wird vor der Montage auf ihre Funktionalität geprüft. So wird der reibungslose Ablauf des nächsten Prozessschrittes sichergestellt.

Anzeigeinstrumente usw. Wo und wann immer jemand eine Spritze bekommt, eine CD oder DVD abspielt oder zum Mobiltelefon greift, ob die Hausfrau ihre Küchenmaschine oder der Handwerker seine Schlagbohrmaschine einsetzt – die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass alle diese Leute ein Produkt benützen, das ganz oder teilweise auf einer Spritzgiessmaschine von Netstal hergestellt worden ist.

Auf einer Spritzgiessmaschine können Tausende verschiedener Kunststoffteile hergestellt werden. Der eigentliche Herstellungsvorgang ist immer wieder der gleiche und im Grundprinzip relativ einfach. Der Kunststoff wird in Form von Granulat in einen Metallzylinder gefüllt und durch Hitze geschmolzen, also plastifiziert. Unter grossem Druck wird dann die flüssige Masse in eine geschlossene Stahlform eingespritzt, deren Hohlraum genau der Form des späteren Kunststoffteils entspricht. Nachdem der eingespritzte flüssige Kunststoff abgekühlt und dadurch wieder erstarrt ist, wird die Stahlform geöffnet, und der fertige Formteil fällt heraus oder wird von einem Roboter sorgfältig der Form entnommen.

Die zuverlässigen und schnellen Netstal-Spritzgiessmaschinen sind seit Jahrzehnten weltweit bekannt. Will man auf dem hart umkämpften Weltmarkt weiterhin erfolgreich sein, müssen immer raffiniertere Maschinen, ja ganze Anlagen oder Systeme gebaut werden, in denen Roboter, Automaten und weitere angeschlossene Geräte mit den Spritzgiessmaschinen zusammenarbeiten. Dabei gilt oft: Je einfacher das Kunststoffteil ist, desto komplizierter sind die dazu benötigten Produktionssysteme. Damit zum Beispiel Flaschenverschlüsse millionenfach, ohne Probleme und in immer der gleichen Qualität hergestellt werden können, bedarf es eines exakten Zusammenspiels aller Arbeitsgänge von der Materialaufbereitung bis zur Entnahme der fertigen Teile.

Im Werk Näfels arbeiten rund 600 Mitarbeiter aus über 16 Nationen in über 160 Funktionen. Grossen Wert legt das Unternehmen auch auf die Ausbildung. Jährlich werden durchschnittlich zwölf Lehrlinge eingestellt, und insgesamt werden bei Netstal 50 Jugendliche in neun Berufen ausgebildet.

Die Produkte von Netstal werden weltweit vertrieben. Über 90 Prozent der gebauten Maschinen verlassen die Schweiz, um in einem der über 40 Länder, in denen die Netstal-Maschinen AG vertreten ist, installiert und betrieben zu werden. Zu diesem Zweck sind zehn Tochtergesellschaften und Vertretungen in rund 30 Ländern mit dem Stammsitz in Näfels vernetzt.

2007 feierte das Unternehmen sein 150-jähriges Bestehen. Die als «Ulrich Rietmann & Cie. in Nettstal» gegründete Eisen- und Messinggiesserei hat über einige Hochs und Tiefs zur heutigen Netstal-Maschinen AG gefunden und ist einer der erfolgreichsten und wichtigsten Hersteller von Kunststoff-Spritzgiessmaschinen weltweit.



Die Eternit AG beschäftigt 2008 351 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Weltbekannter Werkstoff aus dem Glarnerland

Faserzement Eternit

Er passt gut zum Glarnerland, der Werkstoff Faserzement, den die Eternit AG in Niederurnen herstellt: Faserzement ist widerstandsfähig, wetterfest und dauerhaft. Aus der Beständigkeit von Faserzement leitet sich auch der Name des Glarner Industrieunternehmens ab: Eternit stammt vom lateinischen Wort «aeternitas», was soviel bedeutet wie «Unvergänglichkeit».

Als man am Anfang des 20. Jahrhunderts begann, in Niederurnen Faserzement herzustellen, war die wirtschaftliche Situation im Glarnerland alles andere als beständig. Der Kanton steckte in einer tiefen Wirtschaftskrise und viele Menschen verloren ihren Arbeitsplatz. Der Unternehmer Alois Steinbrunner mochte dieser Entwicklung nicht tatenlos zusehen. 1902 erwarb er vom Österreicher Ludwig Hatschek, dem Erfinder des Werkstoffs Faserzement, die Herstellungslizenz von Faserzement für die Schweiz. Ein Jahr später gründete er die Schweizerischen Eternit-Werke.

In den ersten Jahren produzierte das Unternehmen vorwiegend Dachschiefer, Wabenschiefer und Fassadenbekleidungen. Heute produziert die Eternit AG in den Werken Niederurnen und Payerne eine breite Palette von hochwertigen Erzeugnissen aus Faserzement: Faserzementplatten für die individuelle Dachgestaltung, für den Fassadenbau, für den Innenbau und funktionelle Designobjekte wie beispielsweise Pflanzengefässe.

Der Ursprung aller Eternit-Erzeugnisse liegt im Fels der Schweizer Alpen, denn das wichtigste Rohprodukt ist aus Kalkgestein gewonnener Zement. Diesen vermischt man mit Fasern, Zusatzstoffen und Wasser zu dickflüssigem Faserzement. Der Zementbrei wird in dünnen Schichten auf eine Walze gewickelt, bis die gewünschte Dicke erreicht ist, und schliesslich auf eine Unterlage abgerollt. Stanzmaschinen stanzen die Plattenform aus, die Platten binden ab und werden

in weiteren Prozessen veredelt. Ursprünglich wurde als Verstärkungsfaser Asbest benutzt. Als in den 70er-Jahren die Diskussion über die gesundheitlichen Schädigungen bei der Asbestverarbeitung entbrannte, ersetzte die Eternit AG in allen ihren Produkten die Asbestfasern durch andere Fasern.

Längst sind Faserzementplatten aus Niederurnen keine grauen Mäuse mehr. Je nach Kundenwunsch sind sie mit lasierenden oder deckenden Farben eingefärbt und auch durchgefärbt.

Als wichtige regionale Arbeitgeberin beschäftigt die Eternit (Schweiz) AG in Niederurnen rund 350 Mitarbeitende. Interessante Aufgaben gibt es in den Bereichen Produktion und Materiallogistik, Verkauf und Marketing, Forschung und Entwicklung, Schulung, Weiterbildung und Administration. Hinzu kommen die Arbeitsplätze bei den weiterverarbeitenden Betrieben, bei Fassadenbauern, Dachdeckern und weiteren Handwerkern.

Aus Faserzement hergestellte Produkte der Eternit AG setzen in der Schweiz und in vielen Weltregionen architektonische Akzente. Architekten und Bauherren im In- und Ausland schätzen die Möglichkeiten der Eternit-Faserzementplatten und lassen sich von diesem Werkstoff aus dem Glarnerland immer wieder zu ästhetisch ansprechenden Bauwerken inspirieren.

In der Platten-Produktionshalle der Eternit AG.



Aus Netstal in alle Welt

Metall und Plastik

Meister Alfred Stöckli begann 1874 mit zwei Gesellen in einer Werkstatt im Ennetbach in Netstal mit der Herstellung der ersten Stöckli-Artikel: Petroleumlampen, Rechauds, Aschenbecher und Pfannendeckel aus Metall. Aus dem kleinen Betrieb wurde im Laufe der Zeit ein grosses Unternehmen. 1949 stellten 110 Beschäftigte Gebrauchsgegenstände aus Kupfer her. Bekannt wurden diese Koch-, Serviergeschirre und Zierartikel unter dem Marktbegriff «Stöckli-Kupfer».

Später umfasste das Sortiment auch Luftbefeuchter, Fondue-Rechauds und Raclette-Öfen. 1956 kaufte man einen Spritzgiessautomaten zur Produktion von Kunststoffartikeln, wie z.B. Kehrichtschaufeln, Waschbecken, Kunststoffbehältern, Kunststoffgiesskannen und seit 1985 Müllex-Abfalltrennsystemen. Für die Maschinen- und Apparateindustrie fabrizierte man Teile nach Mass, Gehäuse und Abdeckungen aus Metall oder Kunststoff.

Um sowohl im Metall- als auch im Kunststoffmarkt erfolgreich bestehen zu können, entschied die damalige Geschäftsleitung, das Unternehmen am 1. Januar 1997 in zwei Firmen aufzuteilen: die Kunststofffirma A.&J. Stöckli AG und die neue Stöckli Metall AG.

Die Stöckli Metall AG konzentrierte sich auf die Blechbearbeitung und wurde ein wichtiger Zulieferer von Bauteilen in den Bereichen Lüftungs-, Küchen-, Sicherheits-, Mess- und Medizinaltechnik, Möbel-, Maschinen- und Automobilindus-



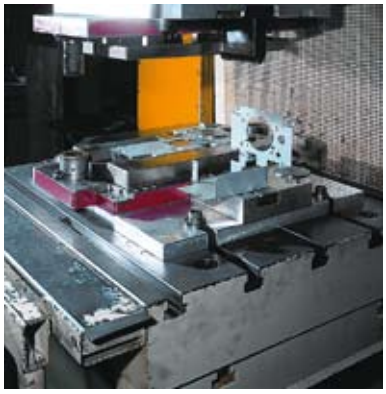
Dörrgerät «dörrex» von Stöckli.



Vollautomatische Fertigung von Kunststoff-Transportbehältern.

Links: Eine Presse kantet die Aufhängung für Auto-Navigationssysteme ab.

Rechts: 100-Tonnen-Stufenpresse beim Tiefziehen von Feldflaschenbechern.





trie und Luftfahrt. Um konkurrenzfähig zu bleiben, musste laufend in neue Maschinen und Technologien investiert werden. 2005 und 2007 wurden leistungsstarke CNC-gesteuerte Laserschneidanlagen gekauft, 2006 neue Stanzmaschinen, die mit bis zu 200 Tonnen Presskraft neue Fertigungstechniken ermöglichen.

Die Kunststofffirma führt mit etwa 100 Mitarbeitenden die Tradition der Stöckli-Markenprodukte weiter. Für Fondue- und Raclettegeräte wurde die A. & J. Stöckli AG mehrfach mit internationalen Design-Preisen ausgezeichnet. Die Automatisierung mit Robotern und modernen Materialflusseinrichtungen fördert die Konkurrenzfähigkeit.

Eine besondere Stärke der Kunststofffirma ist die Aufarbeitung von Recycling-Material; pro Jahr werden bis zu 1000 Tonnen von aus dem Verkehr gezogenen Kunststoffprodukten wie PET-Flaschen, Behälter, Giesskannen usw. zermahlen, eingeschmolzen und einer neuen Verwendung zugeführt.

Die Partnerschaft mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie die Berufsbildung junger Menschen waren schon immer wichtige Anliegen der Stöckli-Firmen. Lehrlinge in verschiedenen Berufen, nämlich Kunststofftechnologen, Kaufleute, Logistiker, Konstrukteure, Mechapraktiker und Polymechaniker, sichern den beruflichen Nachwuchs. Schon 1945 wurde eine Wohlfahrtsstiftung für die Mitarbeiter gegründet und eine Arbeiterkommission gewählt. Die Firmen unterstehen dem seit 1937 ununterbrochen geltenden Friedensabkommen.

Auch in Zukunft bildet die Sozialpartnerschaft ein festes Fundament für die Unternehmungen.

«Just in time»

Kunststoff Schwanden AG

Das Unternehmen Kunststoff Schwanden AG hat seine Wurzeln in der Firma Bär-Luchsinger, die 1883 gegründet wurde und Bestandteile für Textilmaschinen herstellte. Rechtzeitig wurde erkannt, dass mit dem Niedergang der Textilindustrie auch für deren Zulieferer keine grossen Zukunftschancen mehr bestanden.

So setzte man auf die Verarbeitung von Kunststoffen. Dieser Werkstoff ist aus dem heutigen Leben nicht mehr wegzudenken. 1956 schaffte die Firma die erste Spritzgiessmaschine an, und damit begann der stete Aufstieg der Firma, die sich 1973 in Kunststoff Schwanden AG umbenannte. Im Industriegelände von Schwanden, Im Tschachen, wurden 1979 neue Gebäude bezogen.

Die heute produzierenden 68 Spritzgiessmaschinen stammen zum grössten Teil von der Netstal-Maschinen AG in Näfels. Eine solche Maschine besteht, vereinfacht gesagt, aus zwei Teilen, aus der Spritzeinheit und dem Werkzeug. Das von einer elektronisch gesteuerten Zentrale angesaugte Kunststoffgranulat gelangt in die Spritzeinheit. Dort wird es erhitzt, flüssig gemacht und danach in das Werkzeug, das die Form des Kunststoffteils hat, gespritzt. Nach genügender Abkühlung durch Wasser öffnet sich das Werkzeug, und das Formteil wird ausgeworfen. Der ganze Ablauf beginnt von vorne.

Heute zählt die Kunststoff Schwanden AG zu den führenden und am modernsten eingerichteten Kunststoffspritzbetrieben der Schweiz. Sie entwickelt und pro-



Weitgehend automatisiert: die Produktion der Kunststoffteile.

Auf den Spritzgiessmaschinen der Netstal-Maschinen AG produziert die Kunststoff Schwanden AG vor allem Zubehör für die Autoindustrie.



duziert Spritzgiessteile für hohe Ansprüche an Design und Funktion. Produktbeispiele sind Teile für die Autoindustrie wie Airbag-Abdeckungen und ABS-Bremsen, Gehäuse für Geräte im Haushalt wie Kaffee- und Bohrmaschinen, Tastaturen für die Telekommunikation, Klarsicht-Verpackungen für die Uhrenindustrie oder Displays für Mobiltelefone.

Die Werkzeuge für die verschiedenen Kunststoffteile stellt zum grössten Teil das firmeneigene Werkzeugmacher-Team her. Nach der Fertigung der Bauteile bietet die Firma den Kunden verschiedene weitere Möglichkeiten zur Weiterverarbeitung an: die Oberflächenveredelung durch Lackierung, Verchromung, Tampondruck, Laserbeschriftung sowie halb- und vollautomatisches Montieren von Geräteeinheiten.

Die starke Marktposition des Unternehmens ergibt sich aus der konsequenten Modernisierung der Produktionsanlagen, der hohen Qualität der zertifizierten Produkte und vor allem der zeitgerechten Auslieferung. Die Auslieferung der Produkte «just in time» erspart den Kunden das Lagern von Bauteilen. Diese werden von den zum Teil werkeigenen Lastwagen zu einem festgelegten Zeitpunkt direkt ans Montageband der verarbeitenden Firma geliefert. Dies ist möglich, weil die Kunststoff Schwanden AG ihre verschiedenen Produkte im Hochregallager mit über 12 000 Lagerplätzen stapelt. Trifft eine Bestellung ein, stellt ein Mitarbeiter am Computer die Ladung zusammen. Ein Regalbediengerät holt vollautomatisch die verlangten Paletten mit den Bauteilen und stellt sie so auf die Rampe, dass sie bequem in die Lastwagen verladen werden können.

Die Kunststoff Schwanden AG beschäftigt 380 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Etwa 20 junge Menschen finden hier eine Lehrstelle in der Kunststofftechnologie, der Polymechanik, der Logistik und im kaufmännischen Bereich.

Obwohl rund um die Uhr im Vier-Schicht-Betrieb gearbeitet wird, kann die Nachfrage nicht gedeckt werden. So erstaunt es nicht, dass in Schwanden der Bau einer weiteren Produktionshalle, die Erweiterung des Hochregallagers und die Vergrösserung der Speditionsanlage in Angriff genommen werden. Dieser Ausbau schafft für das Glarnerland neue Arbeitsplätze.

Räder, die die Welt bewegen

Sauter, Bachmann AG

Bei seiner Tätigkeit als Maschineningenieur in der Zahnräderfabrik Max Maag in Zürich lernte Heinrich Sauter-Staub den späteren Geschäftspartner Walter Bachmann kennen. Gemeinsam gründeten sie 1922 in Netstal die Zahnräderfabrik Sauter, Bachmann & Cie. Bereits 1923 erstellte man in der Sandrüti in Netstal das erste Fabrikgebäude, in dem zu Beginn elf Angestellte beschäftigt waren. Dank finanzieller Hilfe aus der Verwandtschaft der Familie Sauter-Staub konnte das neue Gebäude mit einem ansehnlichen Maschinenpark ausgestattet werden. Die Maschinen waren damals, da noch nicht jede einzelne über einen elektrischen Antrieb verfügte, über Transmissionsriemen angetrieben.

Die Wirtschaftskrise der 30er-Jahre des letzten Jahrhunderts spürte auch die Zahnräderfabrik. Der Einbruch konnte aber teilweise durch Lieferungen an die Rüstungsindustrie während des Zweiten Weltkrieges wieder wettgemacht werden. 1945 beschäftigte die Firma schon 32 Mitarbeiter. Im gleichen Jahr wurde der erste, im Jahr 1955 der zweite Ausbau der Fabrikationshallen erstellt.

Mitte der 60er-Jahre waren in der Firma 84 Mitarbeiter angestellt. Mit weiteren Ausbauten 1963 und 1981 wurde der nötige Platz für zusätzliche Maschinen geschaffen. 1976 erfolgte die Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft.



Seit August 2006 produziert die Sauter, Bachmann AG in ihrem neuen Fabrikgebäude am Zaunweg.

In Netstal entstehen präzise Zahnräder für den Einsatz in der ganzen Welt.



1992 erfolgte dann die letzte Erweiterung des Gebäudes am Erlenweg. Dabei wurden nebst einer neuen Spedition auch neue Messräume und Platz für die Kegelrad-Schleifmaschinen geschaffen.

Heute fertigt die Firma Zahnräder für Werkzeugmaschinen, den Lokomotiv- und Fahrzeugbau sowie für die Luftfahrtindustrie. Als erste Zahnradfabrik in der Schweiz erhielt die Sauter, Bachmann AG bereits 1992 das Qualitäts-Zertifikat. Inzwischen ist die Firma auch für Luft- und Raumfahrt zertifiziert. Für die Luftfahrtindustrie werden unter anderem komplette Systeme gebaut, wie z.B. die Landeklappenverstellung für den Pilatus PC-12. Neben der Herstellung und der Montage von Getriebeeinheiten für modernste Strahltriebwerke werden auch Zahnräder für Helikopter, für die Ariane-5-Rakete, aber auch für Oldtimer, wie die Junkers Ju-52, gefertigt.

Im August 2006 bezog die Firma das neue Fabrikationsgebäude am Zaunweg 10 in Netstal. Die alten Fabrikationshallen am Erlenweg wurden umgenutzt: Es befindet sich darin neu die Montage für die Industrie- und Aviatik-Getriebe.

Über 130 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter fertigen heute Zahnräder auf modernsten Maschinen in höchster Präzision mit einem Durchmesser von 5 Millimetern bis 1,50 Metern. Sie montieren ganze Getriebe und Antriebskomponenten sowohl für die Industrie als auch für die Luftfahrt. Dank dem grossen Know-how aller Mitarbeiter hat die Firma heute international einen sehr guten Ruf.

Eine Glarner Orgel für den Papst

Orgelbau Mathis

«Die Orgel wird seit jeher als die Königin der Instrumente bezeichnet. Die Vielfalt ihrer Klangfarben, vom leisesten Piano bis zum überwältigenden Fortissimo, erhebt sie über alle anderen Instrumente. Sie mag die ganze Fülle des menschlichen Empfindens, von der Freude bis zur Traurigkeit, vom Lob bis zur Klage, zum Klingen zu bringen.» Das führte Papst Benedikt XVI. aus, als er 2006 die ihm geweihte Orgel in Regensburg einweihte.

Und eben diese Orgel stammt aus dem Glarnerland. In Näfels stehen die Werkstätten der weit über unsere Landesgrenzen hinaus bekannten Orgelbaufirma Mathis AG. Sie gehört zu den bedeutendsten Orgelbauern Europas. Ihre Instrumente sind nicht nur in der ganzen Schweiz anzutreffen, wir finden sie in



Auch die Orgel in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan stammt aus Näfels.



Hermann Mathis verleiht beim Intonieren jeder Pfeife ihre Klangfarbe.

grosser Zahl auch in Deutschland, Österreich und Italien. In den letzten Jahren wurden sogar Orgeln nach Japan und Korea geliefert. Wohl einer der schönsten Erfolge für die Firma war, als sie 2002 ein Instrument für die Sixtinische Kapelle im Vatikan bauen durfte.

Angefangen hat die erstaunliche Erfolgsgeschichte im Jahre 1960. Der junge Orgelbauer Manfred Mathis richtete im Ökonomiegebäude des Letzihofes in Näfels seine erste, äusserst bescheidene Werkstatt ein. Die Zeit war günstig, herrschte doch damals eine riesige Nachfrage in der Orgelbranche. Seine Arbeiten, nach den neuesten klanglichen und technischen Erkenntnissen der damaligen Zeit gefertigt, wurden richtungsweisend und fanden in Fachkreisen grosse Anerkennung. Die Zahl der Aufträge stieg stetig. Neue Mitarbeiter mussten eingestellt werden. Der Platz wurde knapp. Nach einigen unbefriedigenden Notlösungen entschloss sich Manfred Mathis 1966 zu einem Werkstattneubau. Heute ist aus dem einstigen Familienunternehmen eine AG geworden, deren Firmenleiter seit 1992 Hermann Mathis, Sohn des Firmengründers, ist.

Der Bau einer Orgel ist eine sehr anspruchsvolle Arbeit, ist doch kein Instrument gleich wie das andere. Jede Orgel muss von Grund auf neu gestaltet werden, soll sie sich doch sowohl klanglich als auch mit ihrem äusseren Erscheinungsbild in den für sie bestimmten Raum einfügen. Erst wenn alle Fragen geklärt sind und das neue Instrument bis ins kleinste Detail geplant und aufgezeichnet ist, kann mit der eigentlichen Arbeit begonnen werden.

Ausser den elektrischen Komponenten können heute alle Einzelteile, vom Gehäuse bis zu den Pfeifen, im eigenen Haus hergestellt werden. In der Pfeifenwerkstatt entsteht das «Kernstück» der Orgel. Aus einer Legierung von Zinn und Blei, je nach gewünschter Klangfarbe in einem bestimmten Mischverhältnis, werden die Pfeifen hergestellt. Für die vielen Holzteile der Orgel, wie Gehäuse, Holzpfeifen, Windladen, Spielanlage, Windkanäle und vieles mehr, ist die Schreinerei zuständig. Für diese Arbeiten werden ausschliesslich Massivhölzer verwendet, die vier bis zwölf Jahre gelagert werden müssen. Das Holzlager der Firma Mathis zählt zu den grössten der Orgelbauer in Europa.

In der Montagehalle setzen Orgelbauer die einzelnen Teile des Instruments zusammen, bis schliesslich die fertige Orgel dasteht. Um sie an ihren Bestimmungsort zu bringen, wird sie nun wieder in ihre Teile zerlegt, sorgfältig für den Transport verpackt und schlussendlich an dem für sie vorgesehenen Platz neu aufgestellt. Erst wenn der Intonateur jede einzelne Pfeife auf ihre Klangqualität geprüft und wenn nötig «bearbeitet» hat, wird das Werk seiner Bestimmung übergeben.

Inzwischen hat die Firma mehr als 350 Instrumente gebaut: von der kleinen Hausorgel bis hin zur mächtigen Münsterorgel, wie sie zum Beispiel 2003 in Basel eingeweiht werden konnte. Das mächtige Instrument wiegt nahezu 27 Tonnen und hat eine Breite von 8,40 Metern, eine Höhe von 8,75 Metern und eine Tiefe von 6,65 Metern. Es ist beinahe so gross wie ein Einfamilienhaus. 5301 Metallpfeifen mussten gegossen werden. Auch die Schreiner und Holzpfeifenmacher hatten viel zu tun. Allein für das Orgelgehäuse wurden 41 Kubikmeter Eichenholz verarbeitet, was der Grösse eines kleinen Wäldchens entspricht. Dazu mussten 400 Holzpfeifen und 23 Windladen sowie viele weitere Bauteile hergestellt werden.

Hohe technische und klangliche Qualitäten haben die Firma Mathis international bekannt gemacht.

Wasserkraft für viele

Der Glarner Giessen

1395 wurden die Glarner vom Kloster Säckingen unabhängig und erhielten damit ihre politische und wirtschaftliche Freiheit. Bald machten sie sich daran, die zur Verfügung stehenden Wasserkräfte besser auszunutzen, um die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse vermehren zu können.

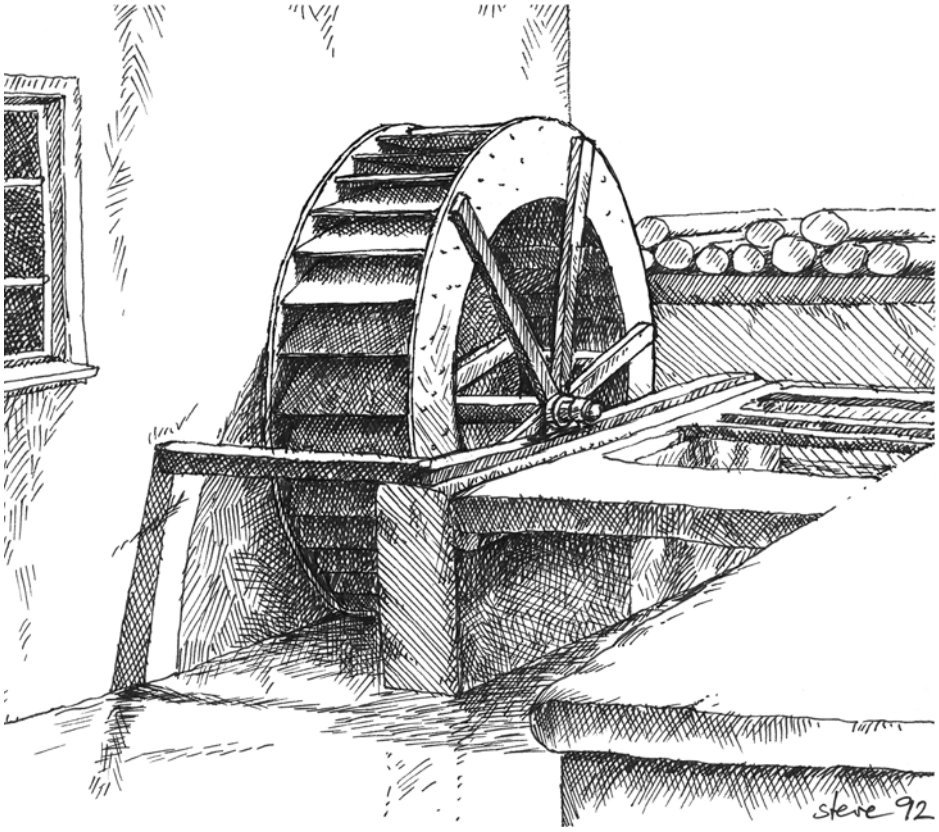
Eines der ersten Gewerbe, welches sich die Wasserkraft zunutze machte, war die Getreidemüllerei. Grössere Bedeutung erlangten bei uns aber die Sägemühlen zur Herrichtung von Bau- und Schreinerholz. Im Laufe der Zeit entstanden entlang den Wasserläufen immer mehr und neue Betriebe: Stampfen, Pochwerke, Zigerreiben, Walken, Hammerschmieden, Poliermühlen, Glätten, Druckereien, Färbereien und Bleichereien. Zum Gewerbe gesellte sich später die Industrie, die ebenfalls so lange an die Wasserläufe gebunden war, bis für den Betrieb der Maschinen die elektrische Kraft zur Verfügung stand.

Bis ins 16. Jahrhundert bestimmten die Wasser der Linth auch im Mittel- und Hinterland ihren Lauf selber und konnten deshalb nicht genutzt werden. Man war daher gezwungen, künstliche Wasserläufe zu graben, die in mehreren Gemeinden heute noch bestehen. Auch in der Gegend von Glarus und Ennenda floss die Linth ungeregelt von einer Talseite zur andern. Je nach Wasserführung folgte sie bald diesem, bald jenem Seitenarm. Nach altem Gesetz bildete die



Hölzerner Kanal für den Betrieb der Stoffdruckerei von Aegidius Trümpy.

Über Wasserräder trieb der Glarner Giessen zahlreiche Betriebe an.



Linth die Grenze zwischen den beiden Tagwen. Floss nun die Linth mehr gegen die Glarner Seite, so waren die Ennendaner schnell bereit, auf ihrer Seite Wuhre zu errichten, die dann als feste Grenze zu gelten hätten. Auch die Glarner nahmen jede Gelegenheit wahr, die Grenze gegen Osten zu verschieben und so ihren Boden zu vergrössern. Nach vielen Streitereien, Verhandlungen und Prozessen kam man im Jahre 1537 überein, der Linth einen geraden Lauf zu geben, der dann für immer die Grenze zwischen Glarus und Ennenda sein sollte. Die heutigen starken Wuhrbauten wurden allerdings erst um 1850 vollendet.

Im Zuge der Flusslaufbegradigung legten die Glarner am südlichen Ende des Fleckens eine mächtige Wuhrtanne in die Linth und errichteten eine Falle, mit der die Wasserzufuhr geregelt werden konnte. Damit machten sie den Giessen, einen natürlichen Seitenarm der Linth, dem Gewerbe dienstbar; der Giessen wurde in der Folge zu einer eigentlichen Lebensader des Fleckens.

Wer ein Rad in den Giessen setzen wollte, hatte verschiedene Verpflichtungen zu übernehmen. Er musste für die Instandhaltung und Erneuerung der Wuhrtanne seinen Beitrag leisten. Ebenso hatte er an die Kosten der Falle seinen Anteil zu zahlen. Die Sägemühlen mussten dem Tagwen alle Bretter für die Brücken auf eigene Kosten sägen; sie waren auch verpflichtet, starke Rechen in den Giessen zu setzen, damit «keine Trämmel mehr den Bach hinabrünnen und Schäden anrichten mögen». Jeder Benützer war schliesslich gehalten, die Wuhre bis zum nächsten Gewerbebetrieb instandzusetzen.

Insgesamt siedelten sich am Giessen 14 Betriebe an. Das erste nachweisbare Gewerbe befand sich beim heutigen Stampf. Es war ursprünglich eine Poliermühle, in welcher aus Roheisen geschmiedete Schwerter, Degen, Sensen und Beile geschliffen und Harnische poliert wurden. Sie ging aber bald ein, wurde indessen als Stampfe weitergeführt und bis ins 18. Jahrhundert als Rindenstampfe zum Zerkleinern von Eichen- und Tannenrinde für die Herstellung von Gerberlohe benutzt. 1860 wurde in den Gebäulichkeiten eine mechanische Werkstätte eingerichtet. Beim Brand von 1861 fing sie Feuer, konnte jedoch durch die Spritzenmannschaft von Schwändi gerettet werden, während ringsum alle Gebäude verbrannten. Beim Wiederaufbau von Glarus zeigte es sich, dass das Gebäude quer in die schnurgerade Strasse zu liegen kam, welche von der neuen Stadtkirche nach Ennetbühls geplant war. Was aber vom Feuer verschont geblieben war, sollte bestehen bleiben. So ist der Stampf als Zeuge des Brandes und des ältesten Gewerbes am Giessen stehen geblieben.



Landwirtschaftsbetrieb der Familie Hauser-Berther in Näfels.

Bei Familie Hauser-Berther

Landwirtschaft im Flachland

Direkt unter einer Felswand, am Fusse der Plattenwand zwischen Näfels und Oberurnen, liegt der Landwirtschaftsbetrieb der Familie Hauser. Nördlich des Hofes erinnern eine mit Grundwasser gefüllte Panzersperre und ein Militärbunker mit meterdicken Mauern an die schwierigen Zeiten während des Zweiten Weltkrieges.

Vier Ställe und ein grosszügiges Zweifamilienwohnhaus bilden den Mittelpunkt des Betriebs. Er umfasst 24 Hektaren Land, auf dem ausschliesslich Tierfutter produziert wird. Erica und Hans Peter Hauser-Berther bewirtschaften seit 15 Jahren gemeinsam mit dem Vater und einem Lehrling den Hof. Ihre drei Kinder helfen ebenfalls tatkräftig mit.

Die Milchproduktion bildet den Haupterwerbszweig: 34 Milchkühe produzieren 250 000 Kilogramm Milch pro Jahr. Eine moderne Melkanlage ermöglicht es einer einzigen Person, vier Kühe gleichzeitig zu melken. Diese Milch gelangt in einen Tank und wird sogleich abgekühlt.

Alle zwei Tage holt ein spezieller Lastwagen der Firma Emmi die Milch ab und bringt sie zur Weiterverarbeitung nach Landquart oder nach Emmen.

Der tägliche Weidegang auf den hofnahen Wiesen fördert die Gesundheit der Tiere und bildet die Grundlage für gesunde und wertvolle Nahrungsmittel. Daneben erhalten die Kühe im Stall die betriebseigene Mais- und Gras-Silage, jeden Tag eine zusätzliche Portion Heu.

Jene Wiesen, die weiter vom Hof entfernt liegen, liefern bei ausreichenden Niederschlägen viel Heu und Emd. Damit können für die fünfmonatige Winterperiode grosse Futtervorräte angelegt werden.

Das Heu der extensiveren Randparzellen und das Bergheu der zum Betrieb gehörenden Höhenlagen wird dem Jungvieh verfüttert. Während 120 Tagen weiden die Mässen und Rinder auswärts auf Alp- und Bergweiden im Oberseetal, während die Kühe das ganze Jahr über auf dem Talbetrieb bleiben.

Nur dank einem modernen Maschinenpark können die Arbeitsspitzen im Sommer überhaupt bewältigt werden. Traktor, Kreiselmäher, Ladewagen und Heumaschinen gehören zur Standardausrüstung beim Heuen. Mit dem im Gebäude fest installierten Heukran lagert eine Person alleine grosse Mengen an Futter in relativ kurzer Zeit ein.

Trotz der vielen Maschinen und Einrichtungen ist man oft auf Nachbarschaftshilfe angewiesen. Um Kosten zu sparen, werden heute vermehrt gemeinsam grössere Investitionen getätigt.

Auf den ertragreichsten Böden im Riet wird durch einen Lohnunternehmer Mais angesät. Im Herbst erntet dieser die ganzen Pflanzen mit einem grossen Häcksler und füllt das energiereiche Futter in zwei grosse Silos ein. Um die Bodenfruchtbarkeit zu erhalten, wird alle zwei Jahre nach der

Ernte eine Kunstwiesenmischung eingesät. Der Mais wird dann auf einem anderen Acker angebaut.

Die Schweinemast bildet den zweiten wichtigen Betriebszweig. In einem modernen Stall können sich die 240 Tiere frei zwischen dem Liegebereich und dem teils überdachten Auslauf bewegen. Die Fütterung erfolgt automatisch. Über ein Rohrleitungssystem wird pro Abteil eine genau berechnete Menge Futter verteilt.

Jeden Montagmorgen beliefert der Bauer die umliegenden Dorfmetzgereien mit den schlachtreifen Tieren. Diese Nähe von Produktion und Weiterverarbeitung bietet Gewähr für eine gleichbleibende, hochwertige Qualität der Fleischprodukte. Etwas abseits, neben dem Landesfussweg, leben drei Zwergesel in einem kleineren Stall. Kleine und grosse Spaziergänger erfreuen sich an diesen eigenwilligen Tieren. Der Hofhund und die Katzen ergänzen die Hofgemeinschaft.

Der Betrieb eines Bauernhofes braucht in der heutigen Zeit viel unternehmerisches Geschick, die Freude an Arbeiten in und mit der Natur und oft den Einsatz der ganzen Familie.



Im neuen Stall können sich die 240 Schweine zwischen dem Liegebereich, der Fressstelle, dem Auslauf und dem Mistplatz frei bewegen.

Bei Familie Rhyner-Elmer

Bergbauernbetrieb in Elm

Gazi Rhyner wohnt mit seiner Frau, der Tochter und den beiden Söhnen im «Oberhuus» in Elm. «Oberhuus» ist der richtige Name, da das Wohnhaus und die beiden Ställe im Weiler Steinibach zuoberst liegen. Der neue Laufstall, der den Ansprüchen der heutigen Tierhaltung entspricht, steht seit dem Jahre 2000. Er ist zweckmässig und modern eingerichtet und enthält eine Selbsttränke, einen Melkstand mit Absauganlage und ein Futtertenn. Im grossen Silo, der sich im Lawinenkeil hinter dem Stall befindet, wird Futter eingelagert. Dieses befördert ein Kran ins Tenn. Während des Winters stehen in den beiden Ställen 13 bis 15 Kühe, über 12 Stück Jungvieh und 8 Ziegen.

Dank der vielseitig verwendbaren Maschinen kann die Familie Rhyner den Betrieb ohne fremde Hilfe besorgen. Im Maschinenpark stehen zwei Transporter, mehrere Anhänger, ein Motormäher und ein Fahrzeug, das sich als Mäher, Kreisler und Schwader einsetzen lässt. Im Heustall leisten eine Heubelüftung und ein Heugebläse gute Dienste. Den Service an den Maschinen und kleinere Reparaturen an Haus und Stall erledigt der Bauer selber.

Gazi Rhyner bewirtschaftet 20 Hektaren Land, davon sind 16 Hektaren sein Eigenbesitz. Das übrige Wirtschaftsgebiet ist Pachtland von Privaten. Alles Heu wird bis zur Verfütterung in den beiden Ställen beim Haus gelagert. Wenn das Futter nicht für den ganzen Winter ausreicht, hilft man sich gegenseitig aus oder kauft Futter dazu.



Bergheimet «Oberhuus» in Elm mit Wohnhaus, dem alten Stall und dem Laufstall mit Futtertenn.

Der Stolz von Bauer und Bäuerin: das Vieh.



Im «Oberhuus» wird viel gearbeitet. Die tägliche Arbeitszeit beträgt meistens 13 bis zu 15 Stunden. Ohne seine Frau, die im Betrieb tatkräftig mithilft, wären die Arbeiten auf dem Hofe nicht zu bewältigen.

Damit die Familie Rhyner Haus und Hof auf dem neuesten Stand halten kann, hat sie noch andere Einnahmequellen erschlossen. So arbeitet Gazi Rhyner im Winter neben seinem landwirtschaftlichen Betrieb am Skilift der Sportbahnen Elm. Eine kleine Aufbesserung des Einkommens erhalten die Rhyners auch durch den Fleischverkauf. Private Leute oder Gastbetriebe kaufen gerne Fleisch von den selbst gezüchteten Kälbchen und Kitzen. Das so verdiente Geld investierte man in einen Entfeuchter im Heustall, in eine automatische Spülanlage im Melkstand und in eine neue Küche im Haus.

Landwirtschaft im Berggebiet macht nicht reich, der Flachlandbauer verdient mehr. Der Bund versucht, mit Beiträgen die grossen Unterschiede auszugleichen. Ohne unsere Bergbauern würden grosse Teile des Berggebietes verganden, und die jahrhundertelange, mühevolle Arbeit unserer Vorfahren wäre für immer verloren.

Sage

D Saag vum Gläärnisch

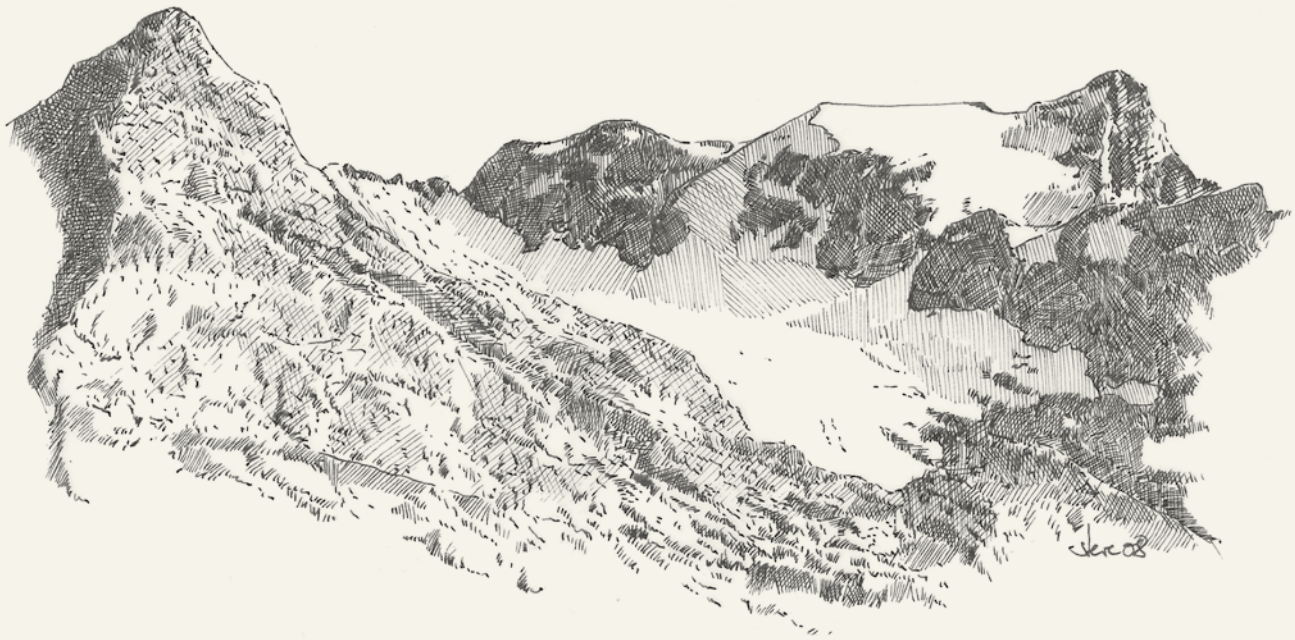


Uffem Gläärnisch isch vor Zyten e Prachtsalp gsii. De ganz Gäget zwüschetem Ruuche Gläärnisch und em Bächistogg isch ei Weid gsii. De Alp hät amene junge Puurscht gkört, der isch all Summer sälber ufe gu sänntne. Sini alt Muetter und d Liebschti hät er dunde luu. Zur Liebschti hät er gseit: «Chum emaal ufe z Stubete», aber zur Muetter hät er nüüt gseit.

Emaal amene schüüne Sunntig lueget er abe und gsiit es Wybervolch gägetem chuu. Dr Puurscht tänggt, das sig si Liebschti, und wilere abchuu. Aber won er neecher zueche chunnt, so isch es si Muetter gsii. De hät gseit: «Gott grüez di, etz bin i doch froo, as i dobe bi, ich bi eeländ müed und han e gruusaame Hunger. Gäll, machsch mer gschwind öppis.» – «Woll de wuel», seit dr Suu, «güünd iir nu wider durabe, ich gib ech nüüt. Was bruuched iir da ufe z chuu, wo bald mini allerliebscht Katryne chunnt, ich will hüt nüüt vu üüch wüsse.» Und wo si nüd hät welle guu, so hät er si fortgjagt.

Es gaat nüd lang, so chunnt d Liebschti. Aber due häts ggulte. Me weiss ja, wes um d Hütten ummen isch. Was tuet dr Sänn? Er ninnt ei Chääs um dr ander und leit nen uffe Wääg, dur das ganz Fääri dure, as das Meitli d Schue nüd pschyssi.

Aber d Herrlichkeit isch gly umme gsii. Chuum isch d Muetter wider dunde gsii, so häts aafu chnelle, und dr Firen isch obenabe chuu und hät de herrli Alp zueteggt mit santem Vee und em Sänn und siner Liebschti, zur Straaff für daas, as er so gottloos umggangen isch mit siner Muetter und so näärsch tue hät mit siner Liebschti.

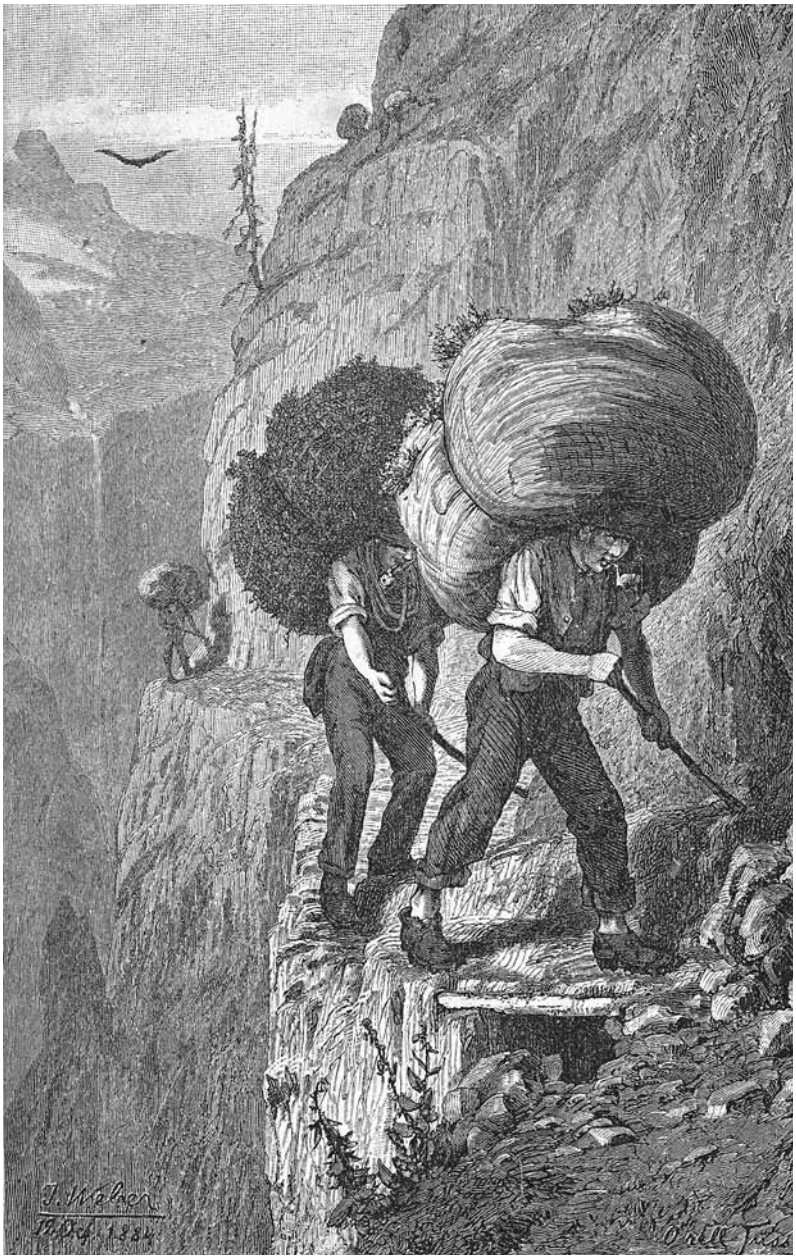


Nur noch Erinnerung

Wildheuet auf Baumgarten

Auf der kleinen Bergterrasse oberhalb Schwändi, auf der Südseite des Vorderglärnisch, stehen heute einige Wochenendhüttchen. In meinen Knabenjahren waren dies Wildheugädeli. Damals musste ich, wie viele meiner Kameraden, meinem Vater jeden Sommer beim Wildheuen helfen. Es war für mich eine strenge, aber schöne Zeit, die mir und auch den andern Wildheuerbuben unauslöschlich im Gedächtnis haften geblieben ist.

Jeweils um die Augustmitte herum, wenn die Gemeinde das «obere Wildheu» zur Nutzung freigab, herrschte auf Baumgarten lebhafter Betrieb. An sonnigen Tagen arbeitete nahezu ein Dutzend Wildheuer an den steilen Berglehnen.



«Wildheuer».
Stich von J. Weber, 1884
(Landesarchiv des Kantons Glarus)

Ich sehe sie heute noch vor mir, all die markanten Wildheuergestalten: den «Zuu-Tume» mit dem wetterharten Gesicht, den «Rasierer-Schaagg», dessen resolute Stimme uns Knaben gehörig Respekt einflösste, den breitschultrigen «Puur Schang», den «Sytli-Taavi», einen begeisterten Gämsjäger und ein Original, den «Puur Chaschper vu Lassige». Alle waren zähe, unerschrockene Männer.

Meistens beanspruchte ein jeder seine «eigenen», im Frühling sorgfältig von Steinen und Lawinenschutt gesäuberten Grasplätze, die seltsame, meist dem Gelände angepasste Namen trugen. Da gab es die «Fislete», das «Rosseggli», den «Gitziture», «i de Wäse», «i dr Chuchi» und «uf em Gelbe». Auf der Unterwand hiessen die Wildheuplätze «Chnobelegg», «ds Schindlers Platz», «ds Andreese Loch», «d Hööchegg» und ds «Burschtbuech», eine Grasfläche so glatt wie ein Buchdeckel.

Wenn im Osten der Tag erwachte, blitzten schon bald die Sensen in der Morgensonne. Dann und wann mischte sich ein munterer Jauchzer in die Vielfalt der Stimmen, sodass es vielfach widerhallte droben am «Gelbe» und am «Heidegmüür».

Wenn in der Gegend von Baumgarten das «Mahd» zu Ende ging, kamen die tiefer gelegenen Wildgrasflächen über der Glärnischwand an die Reihe. Der Zugang zu diesen Plätzen war äusserst gefährlich.

Nur eine schmale Wegspur führte dorthin. Auch wir Knaben mussten diesen «bösen» Weg oft begehen, wenn es Heuerwerkzeug oder eine leichte «Heuburde» zu tragen galt.

Der Heuet «auf der Wand» war ungemein hart, denn die Heubündel mussten auf abschüssigen Pfaden eine ansehnliche Strecke weit bergaufwärts getragen werden. Besondere Vorsicht erforderten die treppenförmigen Stufen beim sogenannten «Gleiter». Bergseits auf einen kräftigen Stock gestützt, stapften die Männer behutsamen Schrittes vorwärts. Berglerschuhe fanden an den engsten Stellen gerade noch Platz in der Wegspur; daneben der Abgrund, das Nichts. Leicht zurückgelehnt strebten sie bergwärts. Hart und spröde hallte der metallene Laut der guspenbeschlagenen Schuhe von den Felsenecken zurück. Schweissperlen tropften unablässig ins steinige Weglein, auf Stufen und Tritte. Nur eine kleine Ungeschicklichkeit, ein Anstossen des prall gefüllten Heugarns an die Felsen hätte dem Wildheuer zum Verhängnis werden können. Ein jeder atmete erleichtert auf, wenn er durchgekommen war und vor seinem Heubehälter die drückende Last abladen konnte.

Während die Väter mit dem mühevollen Heutransport beschäftigt waren, zogen wir Buben das herrlich duftende Wildfutter zu Haufen oder Schwaden zusammen. Es kam einem zugute, dass man schwindelfrei war, denn unter uns gähnte der Abgrund der 300 Meter hohen Glärnischwand, über die im Winter die mächtigen Lawinen zu Tale donnern. Es war in der Tat «luuter» hier oben, grossartig jedoch die Aussicht von dieser hohen Warte aus.

Heute hat der Wildheuet auf Baumgarten fast gänzlich aufgehört. Doch für uns Jugendliche von damals bleiben jene Erlebnisse unvergesslich. Die alten Wildheuer waren es, die uns die Augen für die Schönheiten, aber auch für die Gefahren der Bergnatur öffneten.

Besonders freudig war die Stimmung, wenn bereits am ersten Tag das Bettheu eingebracht werden konnte. Damit war die Möglichkeit geboten, hier oben zu nächtigen, und man brauchte nicht ins Tal hinunterzusteigen. Eine kleine Feier beschloss jeweils diesen ersten Tag. Bei Einbruch der Dunkelheit zündete man an einer Feuerstelle knorrige Wurzelstöcke an und warf diese in angeglühtem Zustand über die Felswand in die Tiefe, wo sie funkensprühend in der Schutthalde am Fusse der Wand zerschellten. Man sass dann meistens noch eine Weile beisammen, plauderte über Begebenheiten aus dem dörflichen Alltag und schmauchte dazu ein Pfeiflein. Auch wir Buben durften oft noch eine Weile mit unsern Vätern zusammen sein. Ein kalter Schauer lief uns über den Rücken, wenn einer der Wildheuer vom «Schlattalpliross» erzählte, jenem Fabeltier, das in finstern Gewitternächten mit unheimlichem Getrappel vor den Heuhütten aufkreuze und die Wildheuer mit lautem Gewieher jäh aus dem Schlafe wecke. Eine phosphorene Flamme lodere dem Ungetüm aus Nüstern und Maul, wenn es in stiebendem Galopp vom Schlattalpli, hoch über dem Klöntal, durch das obere Band auf die Südseite des Vorderglärnisch hinüberwechsle. Noch im Traum sahen wir den unförmigen Tierkoloss um die Hütten geistern.

Unsere Alpen

Rund ein Viertel der Kantonsfläche entfällt auf die Nutzflächen der Alpregion. Ziegenweiden und Wildheugebiete haben an Interesse verloren. Den grössten und wertvollsten Anteil bilden die Alpen. Sie sind eine Ergänzung des immer knapper werdenden Talbodens und ermöglichen eine grössere Viehhaltung.

Der Glarner unterscheidet Heu- und Viehalpen. Mit dem Ertrag der Heualpen ergänzt mancher Bauer die Futtervorräte im Tal. Die Viehalpen sind Gebirgsweiden, die im Sommer vom Vieh geweidet werden. Die Alpung ist nicht nur Nahrungsgrundlage, sondern stärkt auch Gesundheit und Widerstandskraft der Tiere. Auf den meisten Viehalpen halten die Älpler nicht nur Jungvieh, sondern auch Milchkühe. Die weniger «saftigen» und abgelegeneren Weideplätze dienen den Rinderherden. Die zugehörigen Schafweiden bleiben zum Teil ungenutzt.

Die Kühe auf den Glarner Alpen liefern pro Saison etwa vier Millionen Kilogramm Milch. Ein grosser Teil davon wird unverarbeitet ins Tal transportiert. Den Rest verarbeitet man auf der Alp hauptsächlich zu Käse, aber auch zu Butter, Ziger und Rahm.

Die Anfänge der Alpwirtschaft reichen in voralemannische Zeiten zurück. Sprachforscher vermuten, dass die Bezeichnungen Alp und Senn von Siedlern stammen, die einige Jahrhunderte vor Christus bereits im Glarnerland sesshaft gewesen sein sollen. Alp bedeutet Bergweide und Senn Melker. Die ältesten



Die Alphütte auf Ahornen (Alp Altenoren, Linthal) ist für landwirtschaftliche Fahrzeuge erschlossen.

Bei Bert Horner im Chäsboden auf Altenoren. Das Chessi im Hintergrund wird mit Gas beheizt.



Weideplätze lagen über der Waldgrenze. Ihre Nutzung erforderte bedeutend weniger Arbeit als die Rodung der im Waldgürtel gelegenen Weiden. Die verschiedenen Höhenlagen der Alpweiden führen zum Stafelbetrieb, dem etappenweisen Wandern vom untersten bis zum obersten Hüttenplatz und zurück. Die meisten Glarner Alpbetriebe weisen zwei oder drei Stafel auf.

Die Grösse der Alpen gibt man seit jeher in Stössen an. Ein Stoss entspricht einer Weidefläche, die eine Kuh (RGVE) während der ganzen Alpzeit von einer durchschnittlichen Dauer von 100 bis 120 Tagen abzuweiden vermag. Unsere knapp 100 Alpen bieten zusammen rund 6000 Stösse Weideland für Grossvieh und etwa 700 Stösse Kleinviehweide.

Die Mehrzahl der Alpen gehört seit dem letzten Jahrhundert den Gemeinden. Sie werden in der Regel für drei bis sechs Jahre den Senntenbauern verpachtet. Da diese selten so viel eigenes Vieh besitzen, wie die Alpen fassen können, nehmen sie Kühe und Jungvieh von andern Bauern an, wenn nötig auch von auswärtigen. Für Kühe bezahlt der Senntenbauer dem Viehbesitzer einen Nutzzins. Für das Jungvieh entrichtet der Besitzer dem Senntenbauern die Kosten für die Sömmerung. Unterstützt von Kanton und Bund, bringen die Alpbesitzer die zur Erhaltung und Förderung der Alpwirtschaft notwendigen finanziellen Mittel auf. Seit dem 16. Jahrhundert übt die Landesregierung die Oberaufsicht aus. Kein anderer Kanton verfügt zum Schutze seiner Alpwirtschaft über eine derart umfassende Alpgesetzgebung. Der Wert unserer Alpen ist unschätzbar, auch wenn sie für die Eigentümer in der heutigen Zeit mit zum Teil grossen finanziellen Lasten verbunden sind.

Wer ist die Schönste im ganzen Land?

Viehschau in Glarus

Jedes Jahr im Oktober findet auf dem Zaunplatz in Glarus die Grossviehschau statt, an der die Glarner Bauern rund 400 ihrer schönsten Tiere in verschiedenen Abteilungen zeigen und prämieren lassen. Vom Jungzüchtertier über die Rinder, die jüngeren und älteren Tal- und Alpkühe bis zu den Dauerleistungstieren, die über Jahre hinweg besonders viele Kälber geboren und besonders viel Milch gegeben haben, wird alles zur Schau gestellt.

Die Viehschau ist ein festlicher Tag, eine Demonstration des Züchterstolzes, aber auch der gesamten glarnerischen Landwirtschaft mit ihren noch rund 400 Betrieben.

Die Qualität des Braunviehs ist in den letzten Jahren enorm gestiegen. Durch die Einkreuzungen mit Brown-Swiss-Erbgut aus den USA erreichte man einen hohen Standard, speziell eine grosse Milchleistung.

Aber auch die «Original Braunen» (OB) Kühe, die früher allein unsere Wiesen und Alpen bevölkerten und im Vergleich zu den Brown Swiss etwas gedrungener sind, erreichen heute einen so hohen Qualitätsstandard, dass wieder etliche Bauern zur OB-Zucht zurückgekehrt sind oder OB einkreuzen.

Die Glarner Braunviehzüchter stehen in einem harten Konkurrenzkampf mit den Züchtern aus den andern Braunviehkantonen. Durch Beteiligung an auswärtigen Schauen, an denen sie schon erste Preise errungen haben, wollen sie im-



Im direkten Vergleich der Schönsten fällt das Jurieren einfacher.

Das Styling gehört zur Misswahl, sowohl für die jungen Rindviecher wie auch die jungen Menschen.



mer wieder wissen, wo sie stehen. An der Viehschau in Glarus beurteilen auswärtige Experten die Tiere und bewerten sie; seit ein paar Jahren tun sie dies in den Schauringen, wo sie den bäuerlichen Fachleuten, aber auch dem zahlreichen nicht landwirtschaftlichen Publikum ihr Urteil erläutern und auf die speziellen Eigenschaften der Tiere aufmerksam machen.

Seit 2001 organisiert der 1999 gegründete Glarner Braunviehzuchtverband die Viehschau. Vorher hatte der Kanton diese Aufgabe erfüllt. Er unterstützt die Schau aber auch heute noch mit einem namhaften Beitrag, zusammen mit zahlreichen Sponsoren, denen an einer guten und gesunden Glarner Landwirtschaft etwas liegt. Die Ranglisten der Viehschau werden nach wie vor im Amtsblatt veröffentlicht.

Der Zuchtverband hat schrittweise einige Neuerungen eingeführt: die Schauringe, die Wahl der schönsten Kuh zur «Miss Glaris» (seit 2003), Preise für die schönsten Euter und für den höchsten Gesamtzuchtwert. Die schönste OB-Kuh erhält ebenfalls einen Preis, und die Jungzüchter erküren ihren eigenen «Star». 2007 wurde erstmals ein Mutter-Tochter-Wettbewerb durchgeführt; die meist verblüffende Ähnlichkeit des Paares ist ein weiterer Beweis für den Zuchterfolg.

Die Glarner Viehschau weist eine Besonderheit auf, um die uns auswärtige Organisatoren sehr beneiden: Sie findet mitten im Hauptort, sozusagen mitten im Volk, statt, auf dem Zaunplatz, der auch Tagungsort der Landsgemeinde ist!

Auf eben diesem Zaunplatz fand bis 2006 auch die Kleinviehschau für Ziegen und Schafe statt. 2007 wurde sie aufs alte Eisfeld bei der Kaserne verlegt. Auch diese Schau zeugt jeweils vom hohen Qualitätsstand bei den vielen Ziegenrassen und den Schafen. Auch da finden sich immer wieder viele Schaulustige ein und lassen sich von den Experten die Qualitäten und Besonderheiten der Tiere erklären.

Alp Fessis

Die Alp Fessis liegt oberhalb von Sool am Eingang zum Sernftal. Sie gehört der Gemeinde Sool. Im Juni 2006 hat sie die kantonale Alpkommission besucht und darüber folgende Aufzeichnungen gemacht:

Stosszahl nach Urbar
56 Stück RGVE Grossvieh

Pachtzins
Fr. 7248.–

Gliederung
Die Alp ist dreistaflig und wird in einem Sennten bewirtschaftet.

Beschrieb der Weidezeit und der Stäfel
Totale Weidezeit der Alp zirka 105 Tage

Unterstafel:
10 Tage und im Herbst 3 Wochen mit Kühen, dazu 20 Tage mit Rindern

Mittelstafel:
7 Tage mit Kühen, dazu 10 Tage mit Rindern

Oberstafel:
zirka 9 Wochen mit Kühen, zirka 11 Wochen mit Rindern

Alpentladungstermin: 30. September

Alphütte mit Käsegaden und Schweinestall auf Oberfessis.



Bestossung im Inspektionsjahr
30 Kühe, 12 Zeitkühe, 30 Rinder, 17 Jungvieh, 1 Maultier, 1 Ziege und 8 Mastschweine

Weideführung und Futterqualität
Die Weideflächen sind überwiegend in einem guten Zustand. Im Unterstafel sind die Auswirkungen des trockenen Sommers zu erkennen. Im Oberstafel ist mehrheitlich eine gute Milchkrautweide vorhanden. In den höheren Lagen ist es eher kurzgrasig-trocken. Die Tiere hinterliessen einen sehr guten Eindruck. Trotz des trockenen Sommers ist genügend Futter vorhanden.

Umfang und Zustand der Gebäude, Anlagen und Erschliessungen
Unterstafel:
Hütte in rechtem Zustand, Kessi mit Holzfeuerung, Keller für Nahrungsmittel, separater Käsegaden, schlecht, nicht mehr genutzt, Stall für 30 Kühe, angebauter Schweinestall, Güllengrube und Mistplatte vorhanden, in gutem Zustand, Vakuumpumpe

Mittelstafel:
Hütte wird nicht mehr genutzt, Stall wird noch als Krankenstall genutzt, einfacher Melkstand

Oberstafel:
Hütte in sehr gutem Zustand, neue Sennerei, Holzheizung, Keller für Nahrungsmittel, Tril für die ganze Familie, Stall für 35 Kühe, Gummimatten, Vakuum wird mit dem Wasserzufluss erzeugt, Strom durch eine Hochdruck-Mikroturbine, Notstromreserve, Güllengrube mit 80 Kubikmeter, Mixer, WC, Dusche, Tril für die Angestellten, separater Käsegaden in sehr gutem Zustand, überdeckter Melkstand für acht Kühe mit angebautem Raum für Gerätschaften

Der Unterstafel ist über eine Waldstrasse und das letzte Stück über einen Fuss- und Viehtriebweg erreichbar. Für die Erschliessung des Oberstafels wurde sehr viel investiert. Damit besteht die Möglichkeit, die nötigen Transporte mit einem Vierrad-Motorrad oder einem Transporter auszuführen.

Wasserversorgung und Tränkestellen
Unter- und Mittelstafel sind mit Wasser bei den Gebäuden versorgt. Im Mittelstafel sind auch natürliche Tränkestellen vorhanden. Im Sommer 2005 wurde das Wasserreservoir im Oberstafel mit der entsprechenden Zuleitung durch einen Felssturz zerstört und musste neu erstellt werden. Die Gebäude und der Melkstand im Oberstafel sowie die Aussenweiden für das Milchvieh werden von dieser Quellfassung versorgt. In den Rinderweiden des Oberstafels sind ausreichend natürliche Tränkestellen vorhanden.

Zäunung
Die entsprechenden Grenz- und Gefahrenzäune sind vorhanden.

Produktion, Personalbestand und Gesamtbeurteilung der Alp
Aus der Milch wird Käse hergestellt. Die Lagerung erfolgt im Oberstafel. Die gesamte Käsemenge wird unter dem Namen «Fessiskäse» privat vermarktet. Auf der Alp arbeiten zwei bis drei Personen. Die Gemeinde Sool hat in den letzten Jahren sehr viel in die Gebäude und die Erschliessung investiert. Dem Bestockungsdruck im Unter- und Mittelstafel wird vom Pächter sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt. Die Alp hinterlässt zum Zeitpunkt der Inspektion einen sehr guten Eindruck.

Besonderheit der Alp
Die Alp weist eine einzigartige Alpenlandschaft auf.

Auf jeder Glarner Alp darf die im Alpurbar festgelegte Anzahl Stück Vieh gesömmert werden. Das Vieh wird jedes Jahr von Viehzählern genau gezählt und der Bestand an die kantonale Alpaufsicht gemeldet. Die Viehzählung gibt den Viehbestand in RGVE (Raufutterverzehrende GrossViehEinheit) an:

Es zählen z. B.:	*RGVE*
Milchkuh	**1,00**
Mutter- und Ammenkuh	**0,80**
Jungvieh, bis 12 Monate	**0,25**
Rind, bis 2-jährig	**0,40**
Rind, über 2-jährig	**0,60**
Pferd, über 3-jährig	**0,70**
Maultier oder Maulesel	**0,40**
Ziege, gemolken	**0,20**
Schaf, gemolken	**0,25**
Ponys und Kleinpferde	**0,25**

Gämsjäger David Zwicky (1740–1796)

David Zwicky war Jäger vom Scheitel bis zur Sohle. Den grössten Teil seines Lebens verbrachte er in den Bergen; nur die schlechteste Witterung hielt ihn von der Jagd ab. In einem weiten Umkreis kannte er jeden Steig, jede Felswand, jeden Baum und Strauch. Die Wechsel der Gämsen waren ihm so vertraut wie die Gassen seines Dorfes. Hatte er eine Gämse einmal entdeckt, so war sie so gut wie verloren. Mit seiner Ortskenntnis konnte er genau berechnen, wohin das fliehende Tier sich wenden, wo es stehen, ruhen und weiden werde. Er verfolgte es und ruhte nicht, bis es die Kugel im Leibe hatte. Nebel, Schneestürme, finstere Nacht überfielen ihn oft in weglosen Einöden, aber seine Vorsicht, seine Herzhaftigkeit und Ortskenntnis halfen ihm immer wieder glücklich zu Tal.

Seine Gesundheit war felsenfest; seine Knochen schienen aus Stahl zu sein. Er hatte den Ruf, der beste Schütze und Jäger zu sein. Dabei galt er als rechtschaffener und frommer Mann, da er jeden Sonntag, wenn es nur möglich war, in seinem Dorfe zur Kirche ging.

David Zwicky entstammte einer armen Familie. Von seinen Eltern hatte er nur 150 Gulden geerbt. Bei seinem Tode besass er ein Vermögen von 7000 Gulden, ein Haus und eine Sammlung von zwölf Jagdflinten. Er lebte äusserst sparsam, und je wohlhabender er wurde, desto weniger gönnte er sich. Wein erlaubte er sich selten; seine gewöhnliche Nahrung war Brot, Magerkäse und Wasser. Wenn er nicht jagen konnte, beschäftigte er sich mit Holzfällen und Schindelnschnitzen. Das Gämsfleisch verkaufte er in den Dörfern; die Felle liess er schwarz und gelb färben und verkaufte sie den nach Holland fahrenden Holzhändlern. Die Stein- und Schneehühner schickte er gewöhnlich zum Verkaufe nach Zürich.

Einmal kam er samstagabends gegen seine Gewohnheit nicht nach Hause. Unverzüglich wurden Sucher ausgeschickt; doch erst nach 36 Wochen fand man seinen Leichnam an einen Felsen oberhalb der Auernalp gelehnt, neben ihm das Doppelgewehr, Geldbeutel, Jägertasche und Taschenuhr. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und glich einem Schlafenden. Um einen Fuss war ein Taschentuch gebunden. Der Unglückliche hatte sich wahrscheinlich den Fuss verstaucht, war bis zu dieser Stelle fortgekrochen, hatte vergeblich Notschüsse abgefeuert und war schliesslich dem Hunger und der Kälte erlegen.

Auf dem Weg zum Wiggis gelangt man durch eine steile Halde zum «Hohen Tor». Hier sprudelt eine Quelle aus einem Felseinschnitt. Gleich daneben erinnert eine Tafel an den Gämsjäger David Zwicky.



«Joh. Heitz, der grosse Gemsjäger von Glarus».

Gouache von Franz Niklaus König, zirka 1804 (Landesarchiv des Kantons Glarus)

Die berühmtesten Gämsjäger der Glarner Berge waren Manuel Walcher, der 458, Rudolf Bläsi von Schwanden, der 675 Stück erlegte, Johannes Heitz von Glarus und David Zwicky von Mollis, die beide über 1300 Gämsen schossen.

Sage

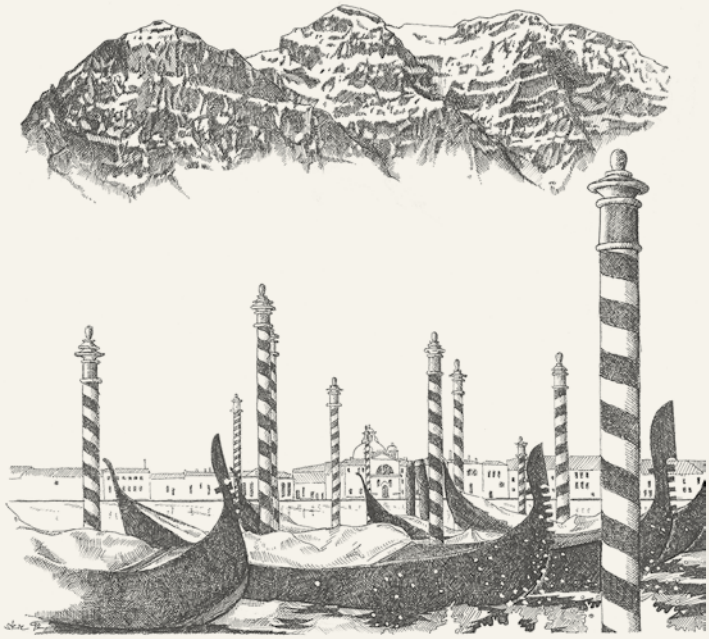
Ds Venediger Manndli

Vor eebige Zyte isch ämaal e Venediger uff enen Alp ob Glaris chuu. Für ettli Sümmer hätt er bi de Sänne ghuuset. Dr Taag duur isch das Manndli i de Risenen ummegstürchlet und hät glärig Stei gsammlet. Das hät er soo lang gmachet, bis er sibe vollni Segg hät chänne i ds Taal abe fergge. Dernaa isch er wider uff d Alp chuu, bis er wider sibe Segg volle kaa hät.

Im Herbschtmunet seit er de Sänne adie: «Ich guu etz wider uff Venedig. Wämmi eine vu üüch witt bsueche, so gib em ich e Sagg voll Silber.» D Hiirte händ glachet ob dem Gschpass, nu eine nüüd, en aarms Manndli, wo im Taal Wyb und Chind hät möse durebringe. Es hät em kä Rue mi luu, und z neechscht Jaar isch er uff Venedig. Das isch aber en oordli groossi Statt gsii, und dr Hiirt hät dr Name vum Venediger nüd känntund sis Huus ä nüüd. Aber gad we wäner uffne peitet hett, staat dr Gsuecht uff zeismaal vorem. Er fraaget ne, wes z Glaris gang und ebs e schüüne Summer z Alp kaa heiged. Dr Hiirt prichtet dem füürnäme Heer alls, und wonem deer seit, er söll doch züen em hei chuu, gaat er mit.

Mit dr Zyt hät em Hiirt ds Läbe i dem prächtege Huus aber nümme welle gfalle. Da füert ne dr Venediger ine Chamer und laat ne ine Spiegel ine luege. Dr Hiirt gseet sini Frau, wo si gad es Chind vorem Huus usse wäschet. Er mos vor luuter Heiwee aafu hüüne. Dr Venediger hät Verbäärmischt und seit: «Gang du nu hei, ich gib dr Gold und Silber gnueg mit.» Dr Hiirt git em umme: «Ich wett nüüt anders, as was er uff dr Alp versproche händ, nämmli e Sagg Silber.»

Dr Venediger git em e Sagg volle Silber und seit em, er söll guet uffne luege uffem Heiwääg. Wo dr Hiirt i dr eerschte Nacht ime Wiirtshuus i ds Bett gaat, ninnt er doorum dr Sagg under ds Chüssi. Won er vertwachet, lyt er deheimed i dr eigede Schlaafstatt, und dr Sagg Silber isch immer nuch underem Chüssi. Etz isch er e ryche Maa gsii. D Änichind vu sinen Änichind läbed immer nuch z Glaris und sind dä nüd öppen eermer worde. Me seit ne nu «ds Venedigers».





Zerfallender Stollen im ehemaligen Eisenbergwerk Guppen.

Bergbau im 16. Jahrhundert

Eigenes Eisen

Die Suche nach Eisenerz und die Ausbeutung der bescheidenen Vorkommen begann im Kanton Glarus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf der Guppenalp oberhalb von Schwändi.

Die Eisenerze wurden entdeckt, nachdem ein in der Nähe liegendes Kupfervorkommen, das nur während etwa zweier Jahre – von 1524 bis 1526 – ausgebeutet wurde, erschöpft war.

Eisen war damals ein begehrter Artikel, und die Aussicht, das Rohmaterial für Hellebarden, Spiesse und Schwerter auf eigenem Grund gewinnen zu können, verlockend.

Im Jahr 1527 beschloss die Landsgemeinde, das Abbaurecht zur Erzausbeutung im ganzen Land Glarus für sich in Anspruch zu nehmen (Bergwerksregal). Privaten Grundbesitzern war somit das Recht auf die Ausbeutung von Erzvorkommen auf eigenem Grund entzogen, Glarner Landleute konnten beim Land Glarus um Abbaukonzessionen nachsuchen.

1530 erhielt eine Eisenbergwerksgesellschaft vom Glarner Rat eine Konzessionsurkunde, und ein unregelmässiger Eisenabbau begann, bis 1538 eine «Gesellschaft zur Ausbeutung der Eisenerzvorkommen auf der Guppenalp» gegründet wurde. Es war in diesem Sinne die erste Glarner Aktiengesellschaft.

Bereits nach einigen Jahren war klar, dass die Erzausbeute nicht den erhofften Gewinn brachte. Aus diesem Grund stellten im Jahre 1545 einige Gesellschafter das Ansuchen an die Landsgemeinde, «dass das Land das Werk entweder wieder zuhanden nehmen oder aber den Teilhabern bewilligen sollte, Anteile davon auch an nicht im Lande wohnhafte Interessenten zu verkaufen». In der Folge beschloss die Landsgemeinde, den Verkauf von Anteilen an nicht im Lande wohnhafte Käufer unter Kontrolle von Landammann und Räten zu erlauben.

Offensichtlich hatte das Bergwerk nie einen Gewinn abgeworfen und stellte seinen Betrieb um 1560 ein.

Die Bergwerksanlage auf Guppen bestand aus zwei Hauptstollen, die etwa 20 Meter voneinander entfernt lagen. Die Einrichtungen für die Erzaufbereitung und die Schmelzanlagen befanden sich in der Plattenau in Schwanden, am linken Ufer des Sernf zwischen Linth und Niederenbach.

Nach der Aufgabe des Eisenerzabbaus auf Guppen glaubte man gegen Ende der 60er-Jahre an den Glärnischwänden im Klöntal, etwa 150 Meter oberhalb des Tiefenwinkels, auf vielversprechende Roteisenerzschichten getroffen zu sein. Wiederum bildete sich eine Gesellschaft, welcher der spätere Landammann Michael Bäldi und sein Bruder Fridolin vorstanden.

Auf ihr Begehren hin wurde am 24. April 1569 das Bergwerksregal von 1527 für das Gebiet im Klöntal erneuert.

Am 16. Oktober 1571 erhielt die Bergwerksgesellschaft eine Konzession, und bereits am darauffolgenden Tag wurde ein Bannbrief zum Schutz des Grossteils der Klöntaler Wälder erlassen, weil man aus der «Guppener» Zeit über den Grossverbrauch an Holz im Bilde war.

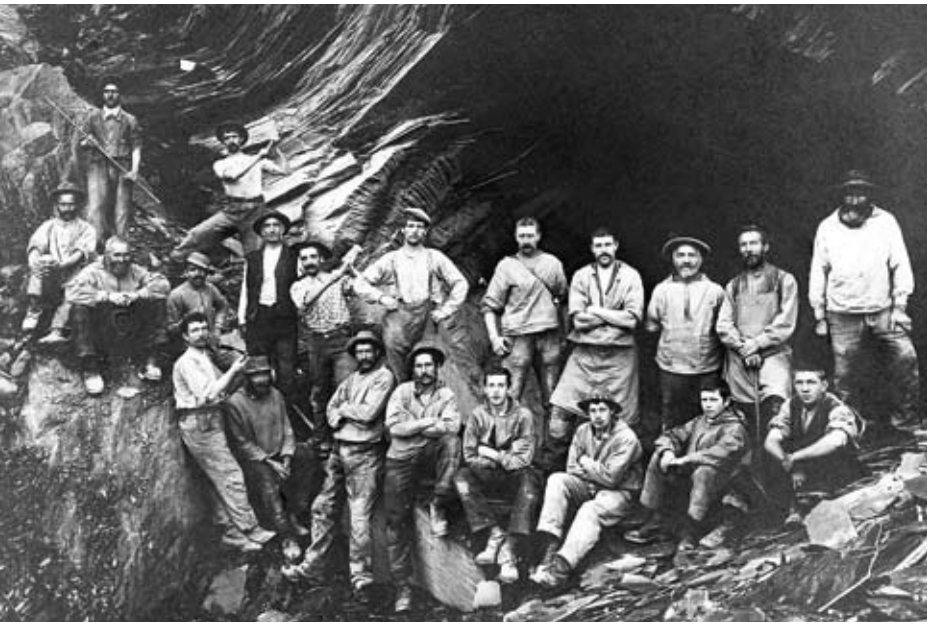
Wahrscheinlich wurde im Mai 1572 mit dem Abbau und der Schmelzung von Eisenerz im Klöntal begonnen. Mit Hammer und Meissel brach man das Erz nischenförmig aus und flösste es über den am Ausfluss leicht gestauten See zum Pochwerk, wo die Eisenerzstücke zerkleinert wurden. Dieses befand sich etwa 200 Meter unterhalb des heutigen Staudammes auf der rechten Seite des Löntsch. Drei Schmelzöfen standen am linken Löntschufer unterhalb des Pochwerks.

Während fast zweier Jahrzehnte scheint ein reger Werkbetrieb geherrscht zu haben, bis sich die Erzvorkommen zu erschöpfen begannen. Es kam zu Händeln mit «Meister Hans dem Schmelzer», dem man wegen angeblicher Vertragsverletzung die Entlöhnung vorenthielt, es entstanden Streitigkeiten mit den Liegenschaftsbesitzern, kurz, es kam zu mannigfachen Verdriesslichkeiten und finanziellen Verlusten. Die Gebrüder Bäldi begannen, sich um den Verkauf des Eisenwerkes zu bemühen.

Am 7. Mai 1601 ging das ganze Unternehmen an den damaligen Landesstatthalter Hans Heinrich Schwarz und seine beiden Vettern Leonhard Schwarz und Hans Stäheli. Die neuen Bergwerksinhaber gewannen jedoch bald Klarheit über den ungünstigen Stand der Dinge.

Nachdem sich Landammann Schwarz und Stäheli zurückgezogen hatten, sah sich Leonhard Schwarz nach einem Käufer um, den er 1607 in der Person des Freiherrn von Mörsberg fand. Dieser war bereit, die gigantische Summe von 18 000 Gulden zu bezahlen.

Die Landsgemeinde vom 16. April 1608 zögerte daraufhin nicht, den Kauf gutzuheissen. Der Freiherr von Mörsberg kümmerte sich jedoch nie um sein Bergwerk im Klöntal und blieb den weit überforderten Kaufpreis schuldig. In der Folge zerfielen die verschiedenen Bergwerkseinrichtungen, und die Rechtsverhältnisse wurden zunehmend so verwickelt, dass man schliesslich nicht mehr wusste, wem Bergwerk und Eisenschmelze gehörten. Und so bleiben der Ausgang der Affäre und der Zeitpunkt der Stilllegung des Bergwerks bis heute unbekannt.



Die Belegschaft vor dem Stolleneingang.

Von Plattenbergern, Plattentischen und Schiefertafeln

Schieferabbau im Sernftal

Noch gibt es im Sernftal einzelne Häuser und Ställe, die mit einheimischen «Platten» gedeckt sind. Das erinnert an die Zeit, da in Elm und Engi Schiefer abgebaut wurde und viele Sernftaler in den Brüchen ihr Brot verdienten.

Schiefer ist im vorderen Sernftal schon seit alter Zeit abgebaut worden. In den Überresten römischer Gebäude in Kloten wurden Schieferstücke gefunden, die wahrscheinlich aus dem Plattenberg im Sernftal stammen. In einem Ratsprotokoll aus dem Jahre 1565 ist erwähnt, dass einige Gesellen aus Diessenhofen bestraft wurden, weil sie ohne Bewilligung des Rates Platten gebrochen hatten. Im 16. Jahrhundert begann man, den Schiefer in Form von Platten zu exportieren. Die Ausfuhr nahm zu, als im 17. Jahrhundert die Platten zur Herstellung von Schiefertischen verwendet wurden. Chronist Johann Heinrich Tschudi schrieb 1714: «Was das Land Glarus auch besonders hat, ist der so genannte Blatten-Berg oder das Berg-Werk der schwartzen Blatten allernechst bey Math in dem kleinen Thal gelegen. Um das Jahr 1617 hielte sich daselbst auf ein frömbder Schreiner aus Schlesien gebürtig, welcher der erste gewesen, der dise Tafelen in saubere Ramen von Holtz eingefasset und hernach in solcher Arbeit auch einige Leuthe zu Enneda underwisen. Doch sind solche eingefassete Blatten lange Zeit nur von einigen Welschen im Lande selbst eingekauffet und weggetragen worden bis erst etwann vor 45 Jahren. Da haben verschiedene Landleuthe, allermeistens Ennedaer, den Weg selbst under die Füsse genommen und die in Kisten eingemachten Tische an viel auswertige Orte zu Wasser und zu Lande abzuführen angefangen. Sie sind dann bis auf jetzt nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Holland, Engelland, etwann auch in Dennemark, Schweden, Polen, Ungarn, Moscau, Spanien und Portugall, sint kurzer Zeit aber auch in Italien und auf Rom geführet worden. Womit dann zwar ein mancher sinen Nutzen wol schaffet, aber auch nunmehr ein mancher sein Leben hierüber auf dem Meer eingebüsset hat.»

Später war vor allem die Nachfrage nach Schreibtafeln aus Schiefer gross. Chronist Christoph Trümpi stellte 1774 fest: «Ehedem war der Gebrauch und Verkauf solcher Schiefertischen ziemlich gross, nun aber ist er nicht mehr so beträchtlich. Der Gebrauch, den man von diesem Bergwerk jetzt zu kleinen Schiefertafeln macht, ist wichtiger. Jährlich wird eine ansehnliche Zahl Kisten von 160 bis 200 und auch mehr eingepackt und abgefüllt, dann zu Schiff nach Holland und Engelland gebracht. Die Holländer und Engelländer bringen dieselben nach Ost- und Westindien.»

Ausländische Konkurrenz führte am Ende des 18. Jahrhunderts dazu, dass der Schieferabbau fast gänzlich eingestellt wurde. Als das Sernftal um das Jahr 1820 die erste Talstrasse erhielt, begann das Gewerbe erneut aufzublühen.

Die Arbeiterzahl stieg innerhalb weniger Jahre auf über 150. Man konnte wieder mit den ausländischen Schieferlieferanten konkurrieren, und manche Bergbauernfamilie brachte es zu einem bescheidenen Wohlstand. Doch hatte dieser Aufschwung auch seine Schattenseiten: Die Plattenhändler begannen, die Arbeiter nicht mit Geld, sondern mit Schnaps, Tabak und minderwertigen Esswaren zu entlöhnen. Viele Familien gerieten dadurch in Not. Deshalb übernahm im Jahre 1833 der Kanton den Plattenberg und sorgte dafür, dass diese Missstände verschwanden. Im Jahre 1950 wechselte der Plattenberg in das Eigentum der Gemeinde Engi über. Seit 1961 wird aber kein Schiefer mehr gebrochen.

Früher standen den «Plattenbergern» lediglich Spitzhämmer und Eisenkeile zur Verfügung. In den mit Öl- und Talglichtern notdürftig erhellten Stollen wurden die Platten vom Fels gelöst, ans Tageslicht geschleppt und auf Tannästen oder Stauden ins Tal hinunter gezogen. Von dort trugen die «Plattenfergger» die schwere Last auf dem alten, über den Wartstalden führenden Fussweg nach Schwanden in die Plattenau. Das Schiefergewerbe war mit allerlei Gefahren verbunden, und das Totenbuch von Matt berichtet denn auch von zahlreichen Unglücksfällen.

Später arbeitete man im Innern des Berges mit Pressluftbohrern. Das Vortreiben der Stollen ging so vor sich, dass zuerst ein grosses Stück herausgesprengt und der gewonnene Raum nachher ausgeweitet wurde. Auf Rollwagen transportierte man die herausgebrochenen Stücke zu den am Eingang der Stollen stehenden Werkbänken, wo man die Platten spaltete und mit Hilfe der Plattenschere nach Schablonen zuschnitt. Ein Seilbähnchen führte die Platten ins «Lager», wo der Schiefer mit Fräse und Hobel weiter bearbeitet wurde.

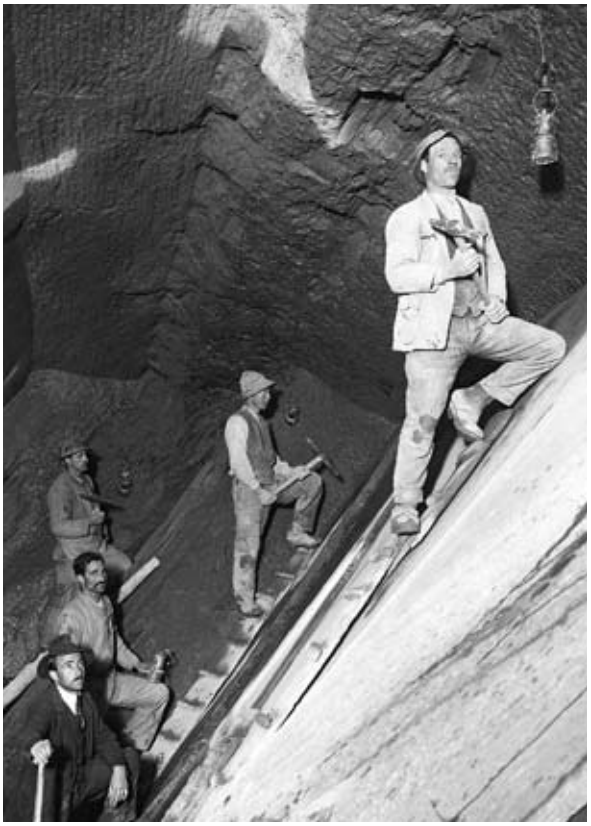
Das Knattern der Pressluftbohrer droben im Berg ist verstummt. Die Seilbahn ist längst abgebrochen, die Lagerräume und Werkstätten im Hinterdorf sind fast ganz verschwunden – der Bergbau im Sernftal gehört der Geschichte an.

Seit 1997 regt sich neues Leben in den Kavernen und Stollen des ehemaligen Landesplattenberges. Auf Initiative aus Tourismuskreisen hin wurden Teile des Bergwerks für Besucher zugänglich gemacht. In Zusammenarbeit mit Studentinnen und Studenten der Höheren Schule für Gestaltung Zürich entstand ein Konzept für Besichtigungswege, Licht- und Toneinrichtungen, das innert zwölf Jahren umge-

In mühsamer Handarbeit wurden die Platten losgelöst.



Die Arbeit im Berg war beschwerlich und ungesund.



setzt wurde. Heute sind die Gänge und Kavernen im Berg eine beliebte, vielbesuchte Sehenswürdigkeit, und im grössten wieder erschlossenen Raum finden vielbeachtete Konzerte und andere Aufführungen statt.

Am Berg, dort wo früher die Plattenbergarbeiter in staubigen Werkstätten Schieferplatten spalteten, zuschnitten und für den Abtransport bereit machten, steht heute das wieder instand gestellte Plattenhüttli. Auf diesem Areal finden gesellige Anlässe statt mit verschiedenen Verpflegungsmöglichkeiten. Auf dem Werkplatz besteht die Gelegenheit, selber Schiefer zu bearbeiten: schneiden, schaben, bohren usw. Unten im Tal, anstelle der früheren Lagerräume und Werkstätten, lädt ein Pavillon mit vielseitigen Informationen und interessanten Ausstellungsstücken zum Besuch ein. Traditionelle und moderne Möbelstücke, bei denen Schiefer verarbeitet wurde, sowie viele weitere aus Schiefer hergestellte Artikel werden zum Verkauf angeboten.

In Elm kann die im Originalzustand erhaltene Schiefertafelfabrik, die bis 1984 in Betrieb war, besucht werden.

Nicht selten stiessen die Arbeiter im Berg auf Versteinerungen. Die meisten stammten von Fischen. Vor vielen Jahren wurden auch Abdrücke eines etwa amselgrossen Eisvogels und zweier Schildkröten gefunden, von denen sich Abgüsse in den naturwissenschaftlichen Sammlungen in Engi Vorderdorf befinden.

Wo früher Staub und Lärm herrschten, geniesst man heute kulturelle Veranstaltungen: Glarner Musikkollegium.



Sage

Dr Jeger und dr Bäärggeischt

Früener emaal isch i de Glaarner Bäärg e Jeger gsii, wo vum Morged bis em Aabed e de Gämsi naachen isch. Keis Gamstier isch vorem sicher gsii. Gad won er wider eis hät welle schüüsse, staat e Bäärggeischt vor em und brüelet nen aa: «D Gämsi köred e de Zwäärg, und nüd e diir! Du häsch schu sövel Tier us irer Hiirti gschosse, as d sälber nüüt anders verdienisch as dr Tood!» – «Ich ha nüd gwüsst, as d Gämsi e de Zwäärge köred, las mer ds Läbe!», bättlet dr Jeger. «Wännt e kän einzigs Gämsi mi schüüssisch, tue dr nüüt, und so lang du dis Verspräche haltisch, soo lang legg dr jede Taag e toots Gämsi vor d Hütte.»

Dr Jeger hät das Verspräche ghalte und dr Bäärggeischt au. Aber nach viilne Jaare häts em Jeger kä Rue mi luu, und er isch uff d Jagt. Won er höödh obe hindereme Gamsbogg häär gsii isch, hät ne dr Bäärggeischt über ne Felse abegworffe.



Hochbetrieb im abgelegenen Bergtal

«Gletschern» im Klöntal

Zu der Zeit, da die Buben ihre Schellen und Hörner probierten und mächtige Holzstösse für die «Chlausfüür» aufschichteten, begann der Himmel über dem Klöntal eine sonderbare bläuliche Farbe anzunehmen, die gegen Abend ins Violett überging. Da wusste man, dass es im Klöntal kalt wurde, und es ging nicht lange, so war der See gefroren.

Wenn das Eis dann im Januar eine Dicke von 50 Zentimetern und mehr erreicht hatte, erschienen ein paar Dutzend Männer und an die 20 Schlittenfuhrwerke im Klöntal. Die Männer waren in dicke Mäntel gehüllt, trugen schwere Rohrstiefel bis zu den Knien, gefütterte Handschuhe, Pelzkappen und Überstrümpfe. Sie waren mit mächtigen Waldsägen, Haken, Pickeln, Hämmern und Seilen ausgerüstet. Einer brachte ein Säcklein Schwarzpulver mit.

Mit einem mächtigen Knall begann ihre Arbeit: Eine Sprengung riss ein grosses Loch ins Eis. Dann fingen die Männer an zu sägen und zu pickeln. Mit den Haken und Seilen zogen sie die quaderförmigen, etwa sieben Zentner schweren Blöcke aus dem Wasser und fluchten nicht wenig, wenn einer wieder zurückrutschte – und wenn Brot und Speck bis zur Mittagszeit steinhart gefroren waren. Doch bis gegen Abend waren die Schlitten beladen.

Das Eis wurde nach Glarus und Netstal und von da mit der Bahn in die verschiedensten Gegenden des Landes und sogar ins Ausland transportiert. Abneh-



Während etwa 100 Jahren baute man im Klöntal Eis ab.





Oben: Mit Waldsägen, Haken, Pickeln und Seilen wurden die Eisblöcke aus dem See gewonnen.

Unten: Schlittenfuhrwerke transportierten das Eis zum Bahnhof Glarus.

mer waren Bierbrauereien, Hotels und Restaurants, Spitäler, Konditoreien, selbst Ozeandampfer, denn die Eismaschinen waren noch nicht erfunden. Die Nachfrage nach dem Klöntaler Eis war bald einmal so gross, dass ums Jahr 1890 täglich bis zu 300 Schlitten verladen werden mussten. Der Zentner Eis galt damals 1 Franken 20; den Fuhrleuten wurden täglich 40 Franken für Einspänner, 70 bis 80 Franken für Zweispänner verrechnet. Eishändler Thomas Hösli schlug in einem einzigen guten Jahr 22 000 Franken Reingewinn heraus. Für manchen Holzer, Bauern und Taglöhner war das «Gletschern» ein willkommener Nebenverdienst; 1873 wurden wöchentlich gegen 6000 Franken Löhne ausgezahlt. In vielen Wirtshäusern und Kostgebereien fanden die fremden Fuhrleute, die aus dem Gaster und aus der March kamen, Kost und Logis, was wiederum Verdienst brachte. Oft sah man noch mitten im Sommer Eisfuhrwerke durchs Dorf fahren; sie beförderten die Blöcke, die man in den grossen Gletscherhütten in der Seerüti und im Güntlenau eingelagert hatte. Der «neue Klöntaler Schatz» stand laut Landsgemeindebeschluss jedermann offen, ab 1878 allerdings gegen eine Gebühr, welche zum Unterhalt der Strasse verwendet wurde.

Wir Buben warteten Abend für Abend beim Zeughaus, dort, wo die Strasse von Riedern in die Hauptstrasse einmündet. Auf einmal war ein leises Klingeln zu hören, helles Geschell von unzähligen Glöcklein der Gletscherfuder. Und flugs sassen wir auch schon hinten auf einem Schlitten, liessen die Beine baumeln und ritten durch das ganze Städtchen bis hinaus zum Güterschuppen. Kaum aber hielten die Rösslein still, sprangen wir ab und rannten die Viertelstunde zurück bis zum Zeughaus. Und wenn wir Glück hatten, war der lange Zug noch nicht zu Ende, kamen immer noch schwer beladene Fuder von Riedern her gefahren. So fuhren wir ein zweites Mal durch den Rank beim Iselihaus, am Gerichtshaus vorbei gegen den Bahnhof. Die Fuhrleute «klepften», all die Glöcklein läuteten, und wir sangen und johlten und spektakelten von den Schlitten herunter.

Der Seestau brachte einen ersten Rückgang, die Erfindung der Eismaschinen den Niedergang des «Gletscherns».

In den Krisenjahren 1923, 1927 und 1929 und auch 1937 wurde nochmals Eis gebrochen, ein letztes Mal 1953 durch die Brauerei Wädenswil.



In Eiskellern wurden die Blöcke zwischengelagert.

Ein wertvoller Rohstoff

Kalkfabrik Netstal AG

Kalk wurde vor Jahrmillionen in den Urmeeren abgelagert, Überreste von Korallen und versteinerte Muscheln erinnern daran. Schon im Altertum hat es der Mensch verstanden, aus Kalkstein gebrannten Kalk herzustellen. Vor rund 150 Jahren stand am nördlichen Eingang von Schwanden ein Kalkofen. Für den Wiederaufbau der Häuser nach dem Brand von Glarus wurde am Bergli Kalkstein gewonnen und in der Ziegelhütte gebrannt. Von beiden Kalkbrüchen sind nur noch Spuren vorhanden.

Zu einem grossen Unternehmen hat sich die 1900 am Elggis bei Netstal eröffnete Kalkbrennerei entwickelt. Dort wird der Kalkstein terrassenweise abgebaut. Je nach Beschaffenheit des Felsens wird der Abbau entweder durch Sprengen oder mit einem grossen Hydraulikbagger ausgeführt. Beim Sprengverfahren werden nach einem genauen Plan Bohrlöcher bis zu Tiefen von 25 Metern in den Fels gebohrt. Für eine Grosssprengung werden in einem Abstand von je vier Metern bis zu 20 Löcher gebohrt und dann mit Sprengstoffpatronen und Zündern geladen. Mit Funkgeräten ausgerüstete Wachtposten sperren grossräumig die Gefahrenzone ab. Dann löst der Sprengmeister die Sprengung aus, und Sekundenbruchteile hintereinander werden die Ladungen in den Bohrlöchern gezündet. Das zweite Abbauverfahren erfolgt ohne den Einsatz von Sprengstoff. Ein starker Hydraulikbagger lockert den anstehenden Fels mit einem Reisszahn auf.



Das Abbaugebiet mit den zehn Terrassen und den Fabrikgebäuden am Dorfrand von Netstal.





Oben: Beim Abbau im Bergwerk kommen versteinerte Ammoniten und Korallen zum Vorschein.

Unten: Der gebrannte Stückkalk beim Verlassen des Brennofens.

Anschliessend laden der Bagger oder schwere Lademaschinen das Gestein auf Muldenkipper, die es zu den Brechanlagen führen. Die voll beladenen Muldenkipper erreichen ein Gesamtgewicht von gegen 50 Tonnen. Wie riesige Nussknacker zerkleinern die Backenbrecher den Kalkstein zwischen ihren Stahlplatten. Sie verarbeiten pro Stunde über 200 Tonnen Material. Über Förderbänder und Siebe mit verschiedenen Lochgrössen gelangen die Steine sortiert in die Steinbunker bei den Öfen. In diesen wird der Kalkstein auf 1200 Grad erhitzt. Dabei wird Kohlensäure freigesetzt, und zurück bleibt der gebrannte Kalk. Die Öfen brennen ununterbrochen, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag, und produzieren innerhalb eines Tages bis zu 270 Tonnen Kalk.

Ein grosser Teil des gebrannten Kalkes wird in zerstückelter Form für die Stahlherstellung in Stahlwerken eingesetzt.

Für andere Anwendungen wird der Kalk mehlfein gemahlen und in Silos oder Säcken auf Bahn- und Lastwagen den Verbrauchern geliefert. In dieser Form dient er zur Herstellung von Kalksandsteinen oder zur Verfestigung von lehmigem Baugrund im Strassenbau.

Gebrannter Kalk kann auch «gelöscht» werden. Dazu vermischt man ihn in der Löschanlage mit Wasser, wobei er unter starker Wärme- und Dampfentwicklung zu einem feinen Pulver, dem Kalkhydrat, zerfällt. Gelöschter Kalk wird für Umweltschutzanwendungen (z.B. zur Rauchgasreinigung bei Kehrichtverbrennungsanlagen und Wasser- und Abwasseraufbereitungsanlagen), für Verputze und für Anwendungen in der Papier- und Kunststoffindustrie gebraucht. Ferner ist Kalk ein wichtiger Rohstoff der chemischen Industrie und ein wertvoller Bodenverbesserer für die Landwirtschaft.

Gestein, das sich für die Kalkbrennerei wenig eignet, wird in der Kiesaufbereitungsanlage zu Sand, Kies, Strassen- und Gleisschotter weiterverarbeitet. Im ersten Waschprozess – bereits in der Vorbrechanlage – wird am Stein anhaftender Lehm mit Hochdruckwasserstrahlen mit bis zu 120 hPa abgelöst. Der Lehm gelangt mit dem Schmutzwasser in eine Kläranlage, wird dort abgeschieden, in Filterpressen entwässert und danach im Steinbruch abgelagert. Das gereinigte Wasser wird im Kreislauf zurückgeführt und wiederum zum Waschen von Steinen eingesetzt. Nach der Vorreinigung der Steine gelangen diese über lange Förderbänder in die eigentliche Kiesaufbereitungsanlage. Hier werden die Steine mit grossen Siebanlagen vorsortiert und je nach Bedarf weiter zerkleinert. Eine spezielle Waschanlage reinigt die Steine nochmals intensiv und rundet sie gleichzeitig. Danach werden sie entsprechend der Korngrösse in grossen Fertiggutsilos versandbereit gelagert.

Im Laufe der Zeit hat sich die Kalkfabrik zum grössten regionalen Lieferanten von Kalk- und Schotterprodukten entwickelt. Pro Jahr werden in Netstal über 400 000 Tonnen Steine abgebaut. Rund 50 Personen bietet die KFN einen Arbeitsplatz.



In der Esse wird das Eisen glühend gemacht.

Eine Stätte alter Schmiedekunst zu neuem Leben erweckt

Alte Hammerschmiede Mühlehorn

Eisen ist ein unentbehrlicher Werkstoff. Das Schmieden von Hand ist die älteste und einfachste Art der Bearbeitung. Auf dem Amboss formt der Schmied das in der Esse glühend gemachte Eisen mit dem Hammer. Seit dem 12. Jahrhundert erleichtern in Europa von Wasserrädern getriebene Hammerwerke die schwere Arbeit. Die moderne Technik hat aber die mittelalterlichen Maschinen fast überall zum Verschwinden gebracht.

Die Hammerschmiede am Meerenbach in Mühlehorn ist in der Schweiz das einzige wieder in Betrieb genommene Werk mit drei Hämmern. Wahrscheinlich wurde die Werkstätte Ende des 18. Jahrhunderts von Hans Peter Heussi eingerichtet. Der wachsende Bedarf an eisernen Gegenständen, die zur Verfügung stehende Wasserkraft und die gute Verkehrslage begünstigten das Unternehmen. Vor der Eröffnung der Bahnlinie 1859 gelangte das in Graubünden und im Sarganserland gewonnene Eisen mit dem Schiff nach Mühlehorn. Später kam es zur Hauptsache aus dem Ausland. Bis 1901 blieb die Hammerschmiede im Besitz der Familie Heussi, dann ging sie an Fridolin Egger über. Von ihm weiss man, dass er das Eisen in Form von groben Barren bezog und daraus Beile, Äxte, Wagenachsen, Radschuhe, Hufeisen, Sicheln, Hauen, Ketten und Flösserhaken, später auch Fenstergitter, Treppen- und Terrassengeländer schmiedete. Nach dem Zweiten Weltkrieg dröhnten die Hämmer immer seltener und verstummten gänzlich, als Egger 1954 starb. Rost und Fäulnis begannen ihr Zerstörungswerk.

Doch dann versuchte die Glarnerische Vereinigung für Heimatschutz die Anlage zu retten. Vom Kanton und andern Geldgebern unterstützt, gelang es ihr, die Hammerschmiede mit allem Zubehör zu kaufen und zu restaurieren. Störende Neuerungen wurden entfernt, faule Holzteile ersetzt, sämtliche Eisenteile vom Rost befreit, die Wände getüncht, die Balkendecke aufgefrischt und der grosse Schleifstein im Nebenraum gereinigt. Seit 1966 ist die Hammerschmiede der Öffentlichkeit zugänglich.

Zum Glück aber blieb sie nicht nur Museum. Fünf Jahre später zog nämlich der junge Schmied Urs Lachenmeier ein, der in dieser Werkstatt auf alte Art und Weise Kunst- und Gebrauchsgegenstände schmiedete. Seine Ausstellungen machten die kleine Hammerschmiede Mühlehorn sogar im Ausland bekannt.

Ebenso erfolgreich wirkt sein Nachfolger, Christian Zimmermann, seit 1994. Neben seiner künstlerischen und handwerklichen Tätigkeit lädt er zusammen mit seiner Frau Gruppen zu Team-Schmiede-Kursen ein. Erwachsene aus anderen Berufsbereichen erfahren, was es heisst, Eisen zum Glühen und in andere Formen zu bringen. Die Fachpersonen leiten an und lassen erleben, welch erstaunliche Ergebnisse dank guter Zusammenarbeit erreicht werden können.

Wunderschöne Gegenstände entstehen aber vor allem aus den Händen des Kunstschmiedes selbst: Gitter, Tore, Grabzeichen ebenso wie Skulpturen und wenige Gramm schwere Schmuckstücke. Ein selber installierter Lufthammer hilft ihm bei der Herstellung feiner Werkstücke.

Seit 1999 gehört diese Stätte der Schmiedekunst der Stiftung «alte hammerschmiede».

Wenn das Wasser aus dem Meerenbach durch den engen Kanal fliesst, dreht sich das Wasserrad polternd. Und drinnen rumpeln und dröhnen die schweren Hämmer an den Eichenbalken. Wuchtig fallen sie auf die glühenden Werkstücke nieder. Die grosse Esse, vom mächtigen Blasbalg bedient, sprüht Funken, wie früher singt der Amboss unter den Hammerschlägen des Meisters.



Das Wasser des Meerenbachs treibt die Hämmer an.

Mit dem gewaltigen Hammer schmiedet Christian Zimmermann das glühende Eisen.





Für alle etwas

Ferienland Glarnerland

Ein Traum wird wahr

Wie in Näfels der grösste Skatepark der Schweiz entstand

Hallo! Wir sind Andri und Michi, die Initianten des Skateparks in Näfels. Wir erzählen euch, wie wir auf die Idee eines Skateparks kamen und wie wir diese dann realisierten.

Alles begann, als wir im November 2004 in der Zeitung lasen, dass ein Skatepark bei der linth-arena entstehen sollte. Doch unsere Wohngemeinde Mollis war gegen das Projekt eingestellt. Wir waren zwar erst 13 Jahre alt, aber wir wollten das nicht hinnehmen und beschlossen, Unterschriften zu sammeln, um die Gemeinde Mollis von diesem Projekt zu überzeugen. Nach knapp einer Woche überreichten wir dem Gemeindepräsidenten von Mollis über 100 Unterschriften.

Unterstützung fanden wir auch beim Gemeinderat Oberurnen. An einer Orientierungssitzung mit ihm, an der auch Esther Frefel, Michis Mutter, und Fritz Brugger, Andris Vater, teilnahmen, stellte sich heraus, dass ein Verein am besten geeignet war, um ein solches Projekt in Angriff zu nehmen.

An der Eröffnungsfeier der renovierten linth-arena stellten wir einen provisorischen Skatepark auf, um die Bevölkerung auf unsere Idee «Ein Skatepark für das Glarnerland» aufmerksam zu machen. Mit Hilfe von Erwachsenen gründeten wir im Juni 2005 den Verein «Skatepark Glarnerland-Linth». Wir setzten uns das Ziel, bis zu den Herbstferien 2005 genügend Geld für ein 2000 Franken teures Vorprojekt zu sammeln. Gleich nach der Vereinsgründung luden wir die Vertreter der linth-arena-Gemeinden zu einer Info-Veranstaltung ein. Vertreter der Gemeinde Wattwil – dort gibt es seit 2002 einen Skatepark – konnten die Anwesenden für die Sache begeistern, machten aber auch klar, dass man mit Kosten von mindestens 350 000 Franken rechnen musste. Weil wir realisierten, dass wir uns da viel vorgenommen hatten, machten wir uns auf die Suche nach zwei «Göttis», die uns in der Politik mehr Gewicht geben sollten. Ständerat Fritz Schiesser und Rektor Peter Aebli machten das grossartig.

Vor den Herbstferien zählte der Verein gut 50 Mitglieder und hatte damit genug Geld für das Vorprojekt. Wir konnten Erwin Rechtsteiner, der auf den Bau von Skateparks spezialisiert ist, damit beauftragen. Jetzt wurde es richtig spannend. Wir trafen uns mit Skatern aus der Region auf dem Gelände, und Erwin präsentierte uns seine Ideen. Gemeinsam diskutierten wir seine Vorschläge, brachten unsere Wünsche an, und er überarbeitete dann seinen Vorschlag.

Als wir das Vorprojekt hatten, luden wir zusammen mit den Paten alle Vertreter der Gemeinden zwischen Schänis und Schwanden ein. Wir stellten das Projekt und den Zeit-



Reger Betrieb im Skatepark.

plan vor und teilten die Kosten mit: 480 000 Franken. Klar herrschte da ziemliche Stille im Saal. So gut viele die Idee fanden, so skeptisch waren sie, ob die Finanzierung gelingen würde. Eine Woche später stellten wir das Projekt der Öffentlichkeit vor.

Während des Jahres 2006 gaben wir uns Zeit, um 480 000 Franken zu beschaffen. Wir hatten Stände an der Näfelser Fahrt und an der Landsgemeinde. So machten wir unser Projekt bekannt und warben Mitglieder. Sehr viel Zeit verbrachten wir, um Sponsoren und Gemeinden davon zu überzeugen, unser Projekt zu unterstützen. So haben wir viele Politiker und Unternehmer kennengelernt.

Als wir genügend Geld beisammen hatten, begannen wir mit der Feinplanung. In der Zwischenzeit hatten wir mit Sörfi Markus Schweingruber einen der besten Skater der Schweiz in die Planung miteinbezogen. Oft trafen wir uns mit den Planern und Skatern aus der Region.

Am 11. Mai 2006 kam der grosse Moment: der Spatenstich. Zum Event erschienen 200 Personen, darunter sehr viele Jugendliche, aber auch viele Erwachsene, Sponsoren, der kantonale Baudirektor und natürlich die «Göttis» des Parks. Treffend stand in der «Südostschweiz» am nächsten Tag: «Ein Traum wird wahr».

Von nun an waren wir sehr oft auf der Baustelle, um zuzuschauen, wie unser Skatepark heranwuchs – und während der Sommerferien arbeiteten wir auch eine Woche mit.

Schon im Frühjahr 2007 befasste sich der Verein mit der Planung der Eröffnung, die eigentlich im Juni stattfinden sollte. Schliesslich fand sie vom 18. bis 20. August statt. Die Zeit vor der Eröffnung war die anstrengendste Zeit für den Verein. Es gab sehr viel zu tun und wegen des schlechten Wetters immer wieder Verzögerungen der Bauarbeiten. Am Abend des 18. August fand der VIP-Apéro statt, zu dem alle Sponsoren und die Vertreterinnen und Vertreter von Gemeinden und Institutionen eingeladen waren.

Darauf folgte ein Wochenende, an dem das Skaten im Vordergrund stand. Mehr als 3000 Leute besuchten die Eröffnung. Der Höhepunkt, die Show der besten Schweizer Skater, wurde zu einem vollen Erfolg. Der Park platzte beinahe vor Skatern und Zuschauern, man musste sich nach vorne drücken, um etwas zu sehen. Selbst Bundespräsidentin Micheline Calmy-Rey hatte uns zur Eröffnung ein Grusswort geschrieben.

Der grösste Skatepark der Schweiz fand in den Medien grosse Beachtung. Zur Eröffnung erschienen Artikel in zahlreichen schweizerischen Zeitungen. In der sf-Tagesschau vom 18. August 2007 wurde ein Beitrag über die Eröffnung des Skateparks ausgestrahlt. Die Medienpräsenz hatte zur Folge, dass der Skatepark auch nach der Eröffnung sehr gut besucht wurde. Mittwochnachmittags wurden oft über 200 Personen gezählt, an den Wochenenden sogar mehr als 500.



Andri Brugger und Michi Frefel, die Initianten des Glarner Skateparks.

Die Auswirkungen des Skateparks sind enorm. Er ist ein wichtiges, fortschrittliches und innovatives Signal aus dem Glarnerland. Der Skatepark lockt sehr viele Leute aus der ganzen Schweiz ins Glarnerland, wo sie skaten können. Der Skatepark fördert den Tourismus im Glarnerland, und er macht unsere Region attraktiver. Die Geschichte des Skateparks zeigt auch, was wir Jugendlichen mit genügend Ausdauer und Wille und mit der Unterstützung von Erwachsenen erreichen können.

Moderne Sportarten



Gleitschirmflieger beim Fronalpstock.



Im Klettergarten bei Mettmen.

Auf der Elmer Schlittelbahn.





Auf den Klettersteigen Braunwald.



Biken in Filzbach.

Sommer-Rodelbahn in Filzbach.



Trottinettvergnügen in Elm.





Skispringer auf dem «Elmerfeld» in Glarus.

Der erste Skiclub der Schweiz

Pioniere des Skisports

Die Geschichte des schweizerischen Skisportes begann am Ende des 19. Jahrhunderts, und zwar im Kanton Glarus. Hier fand sich 1893 unter der Initiative von Christof Iselin (1869–1949) eine Gruppe von Leuten zusammen, die den ersten Skiclub der Schweiz gründeten. Erst etliche Jahre später wurden auch an zahlreichen andern Orten der Schweiz Skiclubs gegründet. Es verwundert nicht, dass im Glarnerland die erste Skifabrik der Schweiz entstand. Schreiner Melchior Jakober aus Glarus begann 1893 nach norwegischem Vorbild Skier aus Eschenholz herzustellen. Sattlermeister Josef Jacober lieferte ihm die Bindungen dazu. Im ersten Betriebswinter konnten bereits 70 Paar verkauft werden.

Die Glarner Skipioniere versuchten, mit Vortragsabenden und Demonstrationen den neuen Sport populär zu machen. Unter anderem gelang es ihnen, zwei gute Skifahrer – Thorleif Björnstad und Leif Berg – aus dem norwegischen Christiania für die Dauer der Wintersaison 1904/05 zu einem Aufenthalt in der Schweiz zu verpflichten. Die beiden blieben vorerst vier Wochen in Glarus und zogen dann nach Andermatt, Lenzerheide, Zuoz, Grindelwald und Engelberg weiter.

In Glarus wurden auch die ersten Skirennen der Schweiz veranstaltet. Am 26. Januar 1902 fanden in Glarus Langlaufrennen über Distanzen von 2,5 bis 8,5 Kilometer statt. 1903 startete man erstmals zum Pragellauf, der über eine Länge von 25 Kilometern und eine Höhendifferenz von 800 Metern führte. Als besonders beliebt beim Publikum erwies sich das gleichzeitig und erstmalig durchgeführte Skispringen, welches der Norweger Anders Holte mit einem Sprung von 21,20 Metern gewann.

Am 21./22. Januar 1905 führte der Skiclub Glarus das «Erste grosse Skirennen der Schweiz» durch, das später

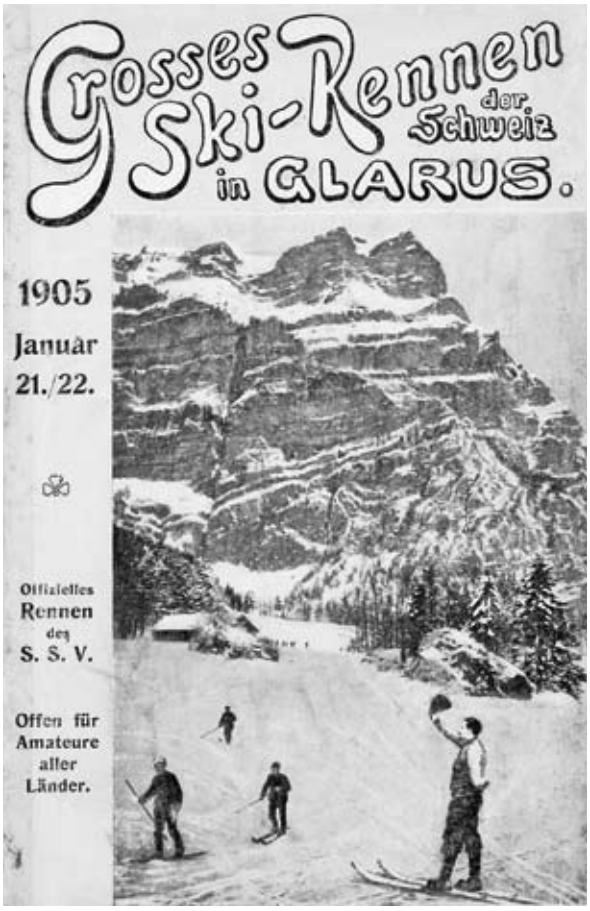
«Es sind durchaus nicht alle Leute damit einverstanden, dass mit dem Skifahren nun wieder ein neuer Sport oder Sporren eingeführt werden will. Für den Sicherheitswächter am Gotthard ist das eine andere Sache, da gehört es natürlich zum Dienst und kann nützlich sein. Aber unsere hiesigen jungen Leute haben ja sonst im Sommer vor lauter Sport keinen Sonntag mehr frei, Sänger, Turner, Schützen, Tanzlustige, Klubisten, streiten sich um jede Sonntagsstunde – von den Velopetern gar nicht zu reden. Nun kommt noch der Winter mit Sängern, Klubisten, Kränzchen aller Art, Ski und so fort. Ob das für das Volkswohl wirklich gesund ist?»

Glarner Nachrichten, 28. Januar 1902

als die «Erste internationale Skimeisterschaft der Schweiz» in die Geschichte einging. Dieser Anlass begann mit dem Pragellauf. Schüler-, Militär- und sogar Damenrennen leiteten über zum Hauptereignis, dem Sprunglauf. Etwa 10 000 Personen bewunderten auf dem «Elmerfeld» in Glarus die mutigen Männer. Eine besondere Attraktion waren die beiden ausser Konkurrenz startenden Norweger Björnstad und Berg, die Sprünge bis zu einer Weite von 27 Metern zeigten.

Bei der Gründung einer gesamtschweizerischen Organisation waren die Glarner ebenfalls federführend. Unter der Leitung von Christof Iselin wurde im Jahre 1904 in Olten der Schweizerische Skiverband gegründet.

Nun begann der Skisport in der ganzen Schweiz populär zu werden. Von den Glarner Skipionieren aber war nach 1905 kaum mehr etwas zu hören. Dazu schreibt Dr. Joachim Mercier in seinem 1928 erschienenen Buch «Aus der Urgeschichte des schweizerischen Skilaufes»: «Eine unverrückbare Tatsache muss hier genannt sein. Der Skiclub Glarus hat für den Skisport gearbeitet, ihn volkstümlich gemacht und verbreitet. Es dauerte nicht lange, bis die sogenannten Winterkurorte und Wintersportplätze den Skisport missbrauchten, um durch und mit ihm Reklame zu machen. Was auf diesem Gebiet Unschönes und Sportwidriges geleistet worden ist und noch geleistet wird, weiss jedermann, der nur um des Skilaufens willen Ski läuft. Es bedarf hier keiner besonderen Beschreibung. Dieser sportwidrigen Entwicklung der Dinge konnte und wollte der Skiclub Glarus gemäss seiner Tradition nicht folgen. Er war sich bewusst, ehrlich und aufrecht seine Pflicht im Interesse des Sportes und der Allgemeinheit erfüllt zu haben, und zog sich deshalb in stolzer Resignation von der grossen Öffentlichkeit zurück…»



Werbeplakat für das Skirennen von 1905 in Glarus.

Melchior Jakober-Aufdermauer (1851–1924) stellte als damals einziger Schweizer Skifabrikant an der Landesausstellung 1896 in Genf Skier aus. Seinem Erzeugnis war als Marke sein Name eingebrannt: Nach der Patentierung einer neuen, verstellbaren Bindung im Jahre 1904 ging er zur Markenbezeichnung «Glarona» über. 1919 übergab er das Geschäft seinem Vorarbeiter Jakob Leuzinger, dessen Nachkommen das Skigeschäft neben der Schreinerei noch viele Jahre weiter betrieben.

Josef Jacober-Spieler (1855–1934) machte sich im Jahre 1900 selbstständig, mietete ein Wasserrad im Stampf und begann Skier, Haselstöcke samt Schneetellern sowie Davoser Schlitten zu produzieren. 1908 mietete er von den SBB zwei grosse Gebäude der ehemaligen Druckerei Heer beim Bahnhof. Darin entstand ein Grossbetrieb, für den das neu erstellte Löntschwerk die Energie lieferte. 1926 kaufte Jacober die beiden Gebäude nebst einem dritten. Als Fabrikmarke für die Skier wählte er die Bezeichnung «Gotthard-Soldat». In den nächsten Jahren wurde das Sortiment durch den billigeren «Volks-Ski» sowie durch Langlauf- und Sprungskier, Kinder- und Sommerskier erweitert. Neben verschiedenen Verbesserungen an den Bindungen «Helvetia» und «Tödi» erfand er die Skikanten. Zuerst verwendete er dafür Horn, Fiber oder Press-Stoff, später Messing und Stahl. Für den Aufstieg bot die Ski-Fabrik Jacober «Seehundshaut» und «Plüsch aus Ziegenhaaren» an.

Schon bald nach dem Jahre 1900 entwickelte sich eine beträchtliche Ausfuhr in die Nachbarstaaten, aber auch in entferntere Länder, insbesondere nach Russland, Persien, Marokko, Chile und Japan. 1924 nahm die Firma auch die Produktion von Einer- und Zweier-Faltbooten auf, später noch von Weekend- und Militärzelten.



Aufstiegsspur im Pulverschnee.

Braunwald – Silberen – Klöntal

Abseits der Piste

Schon beim Verlassen des Bahngebäudes in Braunwald nimmt uns das eindrucksvolle Panorama des mächtigen Talabschlusses gefangen. Über Braunwald dominieren der Ortstock mit seinem eigenartigen Felsaufbau und die Eggstöcke mit ihren markanten Felsbastionen. Hier oben auf der Sonnenterrasse lebt man im Licht und in der Weite über der Enge des Tales. Da zur frühen Morgenstunde noch keine Bahnanlagen in Betrieb sind, schnallen wir die Tourenskier an und steigen über tief verschneite Alpweiden und durch lockeren Wald zum Oberstafel der Braunwaldalp auf. Dort wenden wir uns südwärts und erreichen nach kurzem Anstieg das Ortstockhaus. Dem Schattenstock entlang geht es weiter in eine steile Kehle hinein. In immer enger werdenden Kurven steigen wir auf einen Sattel. Das folgende Steilstück zur Bützi ist nicht immer leicht zu bewältigen. Es ist die einzige Stelle, wo die gewaltige Wandflucht, welche sich vom Ortstock bis zu den Eggstöcken hinüberzieht, auf Skiern überstiegen werden kann. Nach diesem kräfteraubenden Hang öffnet sich uns eine neue Welt. Der Blick geht weit westwärts über die Charetalp.

Linker Hand guckt zwischen dem Ortstock und dem Höch Turm der höchste Glarner Berg, der Tödi, hervor. Vor uns erblicken wir einen ganzen Kranz von Urner Bergen, von der Grossen Windgälle bis zum Urirotstock. Auf der rechten Seite führen die Hänge hinauf zum Grisset. Hinter uns sind die Berge vom Bifertenstock bis zur Sardona auszumachen. Wahrhaftig ein Anblick, wie er selten schöner erlebt werden kann!

Wir halten uns an den Südhang des Grisset und erreichen auf fast horizontalem Weg die Brunalpelihöchi. Hier entfernen wir die Steigfelle und bereiten uns auf die erste Abfahrt vor. Wir fahren hinab ins Dräggloch, zuerst in stiebendem Pulverschnee, lange Schneefahnen hinter uns herziehend, dann aber über Wind-



harstplatten, die Vorsicht erheischen. Die steilen Flanken des Bös Fulen meiden wir wegen der Schneebrettgefahr. Wir halten uns an die Talsohle.

Auf der Höhe von 1750 Metern, bei Läng Boden, geht die Fahrt zu Ende, denn die Weiterfahrt über Zeinen, Werben nach Chäsern ist nur bei ganz sicheren Verhältnissen zu empfehlen.

Um den Ausläufer des Chratzerengrates herum steigen wir durch eine kalte, schattige Kehle hinauf zum Plateau des Silberenseelis. Ein Rudel Gämsen flüchtet talwärts in die Felsen. Dann nehmen wir das letzte Teilstück in Angriff. Nach einer knappen Stunde stehen wir auf Silberen und geniessen die Rundsicht in herrlichem Sonnenschein. Nochmals erleben wir die Glückseligkeit einer rauschenden Fahrt, die uns hinunter zum Pragelpass führt. Hier tauchen wir in die Schatten der steilen Felswände. Dem alten Pragelweg entlang geht es weiter bis zur Strassenbrücke im Gampel. Glücklich und zufrieden kehren wir nach Hause zurück.



Stiebende Pulverschneeabfahrt.

Erzählung von Emil Zopfi

Traumberg Tödi

Den Tödi besteigen! Das war der grösste Wunsch meines Vaters. Als wir vom Tierfehd dem Sandbach entlang nach Süden wanderten, hustete er oft. 40 Jahre hatte er in der Fabrik gearbeitet, nun waren seine Lungen kaputt. Doch noch immer träumte er vom Tödi, und vielleicht, wer weiss, geschah noch ein Wunder.

Wir besassen weder Seil noch Eispickel noch Steigeisen. Ich schämte mich, weil wir nur Bergstöcke hatten und genagelte Militärschuhe trugen. Ich war 15 und wusste, was es brauchte, um einen Berg zu besteigen. Modernes Kletterwerkzeug und Mut. Mut hätte ich schon gehabt, ich hatte den Führer studiert und Karten, ich kannte die Route, ich wusste, wie man auf dem Gletscher anseilt. Doch mein Vater war alt, und so hatten wir beschlossen, rund um den Tödi zu wandern, unsern Traumberg wenigstens von allen Seiten anzuschauen.

Es war Herbst, die Tage kurz und klar. Ich trug den schweren Rucksack, Vater musste sich immer wieder hinsetzen, einen Schluck aus der Feldflasche nehmen, eine Zigarette rauchen.

Steil war die Ochsenplangge über der Alp Hintersand, schwarz standen die Felsen des Tödi über uns, und in den Hängegletschern der Ostwand krachte manchmal das Eis. Wir sassen am Weg, assen Brot und Käse und starrten hinauf. Der Gipfelgrat schimmerte im späten Licht wie ein weisses Seil, das hoch in den Himmel gespannt war. Ein Schäfer hatte sich zu uns gesetzt, erzählte von den Weltmeeren, die er als Matrose befahren hatte. Der Berg interessierte ihn nicht. Auch mein Vater war viele Jahre im Ausland gewesen, im Sommer in den heissen Fabrikhallen hatte ihn die Sehnsucht nach den Bergen fast verzehrt. Viele Male hatte er in den Ferien den Kärpf bestiegen und den Ortstock, doch der Tödi war ihm zu hoch und zu schwierig. Er hatte weder Geld für Ausrüstung noch für einen Bergführer. Dem Alpenclub wollte er nicht beitreten, der sei für bessere Leute, meinte er, ein Arbeiter gehöre da nicht dazu.

Früh schreckte ich am andern Morgen aus dem Schlaf. Es war noch dunkel in der Fridolinshütte, doch schon polterten schwere Schuhe treppauf, treppab, Geschirr klapperte, Steigeisen und Pickel klirrten, halblaut unterhielten sich die Bergsteiger, die zum Gipfel aufbrachen. Ich stand auf, trat in die Nacht hinaus. Zwischen den schwarzen Wänden des Bifertenstock und des Tödi spannte sich der Himmel fahl, übersät noch von Sternen. Mein Vater trat neben mich, stumm schauten wir den Lichtpunkten nach, die sich rasch über die Schutthalden entfernten. Niemand hatte uns aufgefordert mitzugehen, ans Seil zu kommen, wie ich mir insgeheim erhofft hatte. «Wir steigen zum Grünhorn hinauf», sagte Vater. Dann traten wir in die Hütte und bestellten heisses Wasser für Tee.

Lange sassen wir vor der Grünhornhütte, die Sonne wärmte den Stein. Eine Bronzetafel erinnerte daran, dass diese «Erste alpine Unterkunft des Schweizer Alpenclubs» im Jahre 1863 durch die Sektion Tödi erbaut worden war. Blauschwarz schimmerten die Eistürme des Gletscherabbruchs, durch den sich im Zickzack die Spur der Bergsteiger zog, die nun wohl schon auf dem Gipfel standen, hoch über den Tälern und der Welt.

Plötzlich krachte es in der Höhe, eine weisse Wolke wälzte sich über den Gletscher. «Die Runse ist gefährlich, darum steigt man heute über die gelbe Wand links davon hinauf. Dort sind Drahtseile angebracht», erklärte mein Vater. In der Schneerunse war im Jahr 1906 der Vater des Dichters Meinrad Inglin zu Tode gestürzt.

Der erste, der versuchte, den Tödi von Norden zu besteigen, war der Arzt und Botaniker Johannes Hegetschweiler aus Stäfa. Im Jahr 1822 gelang es ihm, geführt vom Linthaler Senn und Quacksalber Johannes Thut, vom «grünen Horn» am Ostgrat des Tödi auf den Bifertengletscher abzusteigen und dessen Eisabbrüche in einer Gletscherrinne, der Schneerunse, zu überwinden. Eigentlich wäre der Weg auf den Gipfel nur noch eine Gletscherwanderung gewesen, doch Hegetschweiler musste seine Expedition abbrechen, weil es spät geworden war. Auch für ihn blieb der Gipfel ein Traum. Im Jahr 1837 bestiegen die Linthaler Bernhard Vögeli, sein Sohn Gabriel und Thomas Thut, ein Neffe des Johannes, den Tödi erstmals von Norden.

Wir wanderten am folgenden Tag über den Ochsenstock, die Röti und die Alp Obersand zur Planurahütte. Dort bestieg ich den Piz Cazarauls, meinen ersten Dreitausender. Mein Vater verfolgte meinen Aufstieg über den leichten Grat mit dem Feldstecher, die Wanderung hatte ihn schon stark ermüdet. So stand ich allein auf meinem ersten «richtigen» Berg, schaute hinüber zur Westwand des Tödi, dessen Felsstufen im Abendlicht rötlich schimmerten. In der Hütte übernachteten zwei Bergsteiger, ebenfalls Vater und Sohn, die am andern Tag durch die Wand auf den Piz Russein stei-

Rechts: Der König der Glarner Berge – der Tödi, 3614 m ü. M., vom Beggistock aus.



gen wollten, den höchsten Gipfel des Tödi. Sie waren älter als wir, der Vater ein zäher, weisshaariger Mann mit ledernem Gesicht. Sie tranken mit meinem Vater Veltliner und erzählten von den vielen grossen Bergtouren, die sie schon unternommen hatten. Ich hörte schweigend zu und nahm mir vor, ein richtiger Bergsteiger zu werden. Einmal würde ich auch meinen Vater auf den Tödi führen und ihm seinen Lebenswunsch erfüllen.

Am andern Tag stiegen wir über den Sandpass ins Russeintal hinab, schauten immer wieder hinauf zur Westwand, wo die beiden Männer rasch höher und höher stiegen. Sie waren trainiert, kamen so leicht voran wie auf einer riesigen Treppe. Doch die Westwand, so erklärte Vater, war nicht harmlos, der Fels war brüchig, oben in der Nähe des Gipfels schimmerte Eis. Dort waren vor kurzem drei junge Bergsteiger aus Schwanden von der Route abgekommen und abgestürzt.

So wie wir den beiden Bergsteigern nachschauten, so hatte am 1. September 1824 Pater Placidus Spescha aus Truns die zwei Gämsjäger Placi Curschellas und Augustin Bisquolm beobachtet, die den Tödi als Erste von Süden her bestiegen. Es war ein prächtiger Tag gewesen, der Himmel wolkenlos, und ein leichter Westwind wehte. Der 72-jährige Pater hatte erhofft, den Gipfel selber noch betreten zu können. Es war der dritte und letzte Versuch, den er unternahm, doch die beiden Gämsjäger erschienen nicht am verabredeten Treffpunkt, sondern stiegen allein auf der von ihm erkundeten Route zum Gipfel. Auch Pater Placidus Spescha hatte den Gipfel seiner Träume nie erreichen können, doch nahm er es gelassen und dankte Gott, dass er sein Leben als Naturforscher und Erschliesser der Bündner Oberländer Berge ohne einen einzigen Unfall beenden konnte.

Im Süden öffnete sich eine Urlandschaft. Riesige Schuttströme zogen vom Tödimassiv herab ins Val Gliems und ins Val Punteglias, statt einem Weg folgten wir nur noch dürftigen Markierungen und Steinmännern. Unsere Schuhe waren weiss vom Staub, müde stolperten wir über Moränenschutt auf die Puntegliashütte zu, die am Rande eines wilden, von jeder Zivilisation unberührten Gletscherkessels stand. Wir beschlossen, am andern Tag ins Tal abzusteigen, mein Vater hatte keine Zigaretten mehr, und sein Husten war immer stärker geworden. Wenige Wochen später lag er mit Lungentuberkulose im Sanatorium.

Ich wurde Bergsteiger. Doch es dauerte mehr als 30 Jahre, bis ich mit zwei Freunden den Tödi bestieg. Das Wetter war unsicher, als wir den Piz Russein erreichten, schlug es um. Sturmböen trieben dichten Nebel von Westen heran. Es war kalt auf dem Gipfel, Graupelkörner stachen uns ins Gesicht, Aussicht null.

Händedruck mit Handschuhen. Mit klammen Fingern schrieben wir unsere Namen ins Buch. Frierend sassen wir ein paar Minuten neben dem Gipfelkreuz. Ich dachte an meinen Vater, für den der Traum seines Lebens nie mehr in Erfüllung gegangen war.

Die Grünhorn-Hütte am Tödi ist die erste Bergsteiger-Unterkunft, die der Schweizerische Alpenclub SAC erstellte (1863).



Schweizer Sportlerin des Jahrhunderts

Vreni Schneider

Mit ihren grossen Erfolgen im internationalen Skirennsport machte Vreni Schneider ihren Wohnort Elm und auch den Kanton Glarus in der ganzen Welt bekannt.

Vom 18. Dezember 1984, ihrem ersten Weltcupsieg in Santa Catarina (Italien), bis zu ihrem Rücktritt im April 1995 stand Vreni nicht weniger als 55 Mal zuoberst auf dem Treppchen eines Weltcup-Rennens. Damit gewann sie dreimal die grosse Kristallkugel des Gesamtweltcups und elfmal eine kleine Kugel in den Disziplinen Slalom oder Riesenslalom.

Einen Weltrekord hält sie heute noch: In der Saison 1988/89 konnte sie 14 Weltcupsiege erringen, indem sie sämtliche acht Slaloms und sechs von sieben Riesenslaloms gewann, die in dieser Saison ausgetragen wurden. Bis heute wurde diese Bestmarke von niemandem übertroffen.

Noch mehr Gewicht als Siege im Weltcup haben Titel an Weltmeisterschaften. Dreimal kehrte sie mit einer Goldmedaille nach Hause zurück. Dazu gewann sie noch zwei silberne und eine bronzene Medaille.

Die Krönung ihrer Karriere waren sicher die Siege an den Olympischen Spielen. 1988 wurde sie in Calgary Doppel-Olympiasiegerin, und aus Lillehammer brachte sie 1994 einen ganzen Medaillensatz mit nach Hause.

Nach so vielen Erfolgen wundert es nicht, dass Vreni Schneider 1988, 1989, 1991, 1994 und 1995 zur Schweizer Sportlerin des Jahres gewählt wurde. Mit der Wahl zur Schweizer Sportlerin des Jahrhunderts erhielt Vreni Schneider 1995 die verdiente Würdigung ihrer grossen sportlichen Leistung.



Sympathische Botschafterin im In- und Ausland: Vreni Schneider.

Snowboard- und Skibauer in Braunwald

Hansjürg Kessler

Seit die Schweizerinnen und Schweizer bei Snowboard-Wettkämpfen von Erfolg zu Erfolg eilen, ist der Name Kessler überall in der Snowboard-Szene bekannt. Selbst die Fernsehzuschauer kennen ihn, sehen sie doch in jeder Kurve der Rennläufer auf dem Belag des Boards den unverwechselbaren Kessler-Schriftzug. Mit jedem Jahr lassen sich mehr Rennläuferinnen und Rennläufer von Hansjürg Kessler in Braunwald ein massgeschneidertes Board bauen. Im Jahre 1991 gewann Stefan Koch auf einem Kessler-Brett erstmals die Schweizer Meisterschaft. 2006 fuhr die Hälfte aller Weltcupfahrerinnen und -fahrer ein solches Board. Sie holten auf ihnen mehr als 68 Prozent aller Medaillen.

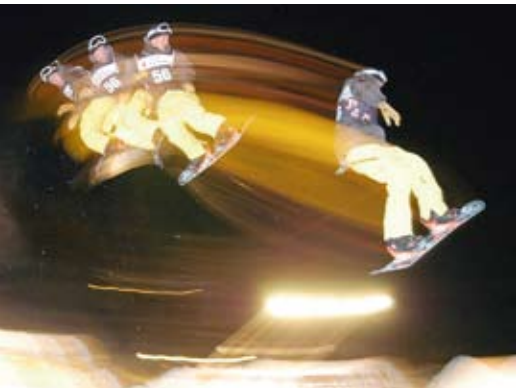
Der Grund dieses Aufschwungs liegt darin, dass Hansjürg Kessler die besten Bretter für die Wettkämpfer baut, massgeschneidert eben.

Für Kessler, selbst ein begeisterter Snowboardfahrer, liessen die handelsüblichen Bretter, was Fahreigenschaften und Stabilität betraf, sehr zu wünschen



Der Tüftler Hansjürg Kessler in seiner Werkstatt.





Oben: Der Jump-Contest in Braunwald zieht Aktive und Zuschauer an.

Rechts: Marco Huser beim Flug über die «Munggä Hüttä» im Skigebiet von Elm.



übrig. So begann er selber Snowboards zu bauen, wobei er die Erfahrungen aus dem Skibau für die Konstruktion der Bretter nutzte. Dazu entwickelte er Produktionsmaschinen und Computerprogramme, die es ihm ermöglichen, nach Angaben seiner Kundschaft wie Fahrstil, Gewicht, Schuhgrösse und Fussstellung ein individuelles Brett anzufertigen. Aufschlussreich für Kessler sind jeweils die Testfahrten seiner Kundinnen und Kunden. «Ich kann an ihren Gesichtern ablesen, ob das Brett passt oder nicht», meint er.

Die Beratungsgespräche, die individuellen Verschiedenheiten und die Tests sind die Gründe, weshalb Kessler-Boards nicht in einem Sportgeschäft ab Stange zu kaufen sind, sondern nur auf Bestellung gebaut werden.

Besonders geschätzt wird, vor allem von den Spitzenfahrern, dass Kessler anhand der erfassten Daten jederzeit ein genau gleiches Brett nachbauen kann. Er meint zwar: «Ein Brett geht im normalen Gebrauch kaum kaputt. Da ich für das Board die besten Materialien verwende, behält es auch nach Jahren des Gebrauchs die Spannung. Es flattert nicht, bricht nicht aus und verzieht sich nicht. Das Brett ist immer besser als der Fahrer!»

In Zukunft will Hansjürg Kessler im gleichen Rahmen wie Snowboards auch Skier herstellen, zugeschnitten auf die Ansprüche seiner Kundschaft.

Das Klöntal



Strandleben im Güntlenau.



Etwas ruhiger geht es am Abend zu.

Blick von der Schwammhöhe.





**Blick von der Alp Vorderschlatt
Richtung Rhodannenberg.**



**Herbststimmung am Fusse
der Glärnischwand.**

**Eislaufen beim
Rhodannenberg.**



**Überlaufturm
im Frühling.**



Schwanden – Wildmad – Elm

Auf der östlichen Mauer des Stausees Garichte und auf dem Alpweg am östlichen Talhang gelangen wir zu den Alphütten am Oberstafel der Niederenalp. Unweit dahinter schäumt aus dem Felsentor der Kärpfbrücke der Niederenbach hervor. Wenn er wenig Wasser führt, kann man den etwa 100 Meter langen Tunnel ohne Schwierigkeiten durchschreiten. Eine tragfähige Kalkschicht bildet die natürliche Brücke. Tief hat sich der Bach in die darunter liegenden weichen Schiefer eingegraben. Am obern Ende des Stollens führt ein steiler, rutschiger Pfad auf den Alpweg zurück.

In leichtem Aufstieg erreichen wir bald den Ort, wo sich der Weg gabelt. Hier steht ein Wegweiser. Nach Westen führt der Weg zur Leglerhütte. Wir benutzen den Pfad nach Osten, queren verschiedene Quellbäche des Niederenbaches und gehen südwärts auf markierter Spur durch ein Tälchen, wo bis in den Spätsommer neben Schneeflecken Soldanellen blühen. Dann biegen wir nach links in den Nordhang unter dem Schwarztschingel ein und erreichen den talwärts ansteigenden Viehweg nach der mächtigen Terrassenlandschaft Auf den Matten. Über eine leicht abschüssige Felsplatte steigen wir auf die Hochweiden der Hinter Matt. Dort überrascht man Murmeltiere und scheucht nicht selten Gämsrudel auf. Nun halten wir auf die von Weitem sichtbare Markierungsstange unterhalb des Vordern Blistocks zu. Das Wildmadfurggeli kann man nun nicht mehr verfehlen.



Wildmadseeli an der klassischen Freiberg-Wanderroute Mettmen – Elm.

Wegweiser auf Mettmen.



Jenseits der Passlücke betreten wir die kanzelartige Hochfläche des Wildmads. Die grossartige Rundhöckerlandschaft, von den eiszeitlichen Gletschern modelliert, wird im Süden und Osten von einem hohen Felsband begrenzt. In ihren Felswannen liegen kleine, seichte Seen. Die Eigenart des Hochlandes und das Panorama der Elmer Berge locken zum Verweilen.

Nun müssen wir nach rechts halten. In der Nähe des südlichsten Madseelis steht der Wegweiser. Er markiert den schmalen Abstieg durch die Felsen. Dem Fuss der Wand entlang gelangen wir zum Wegzeichen im Sattel, der die Talnischen der Ämpächli- und der Chüebodenalp trennt. Vor uns liegt der Grat zum Gelb Chopf und Schabell. In der Tiefe zur Linken spiegelt das Chüebodenseeli. Wir steigen südwärts den Grashang hinunter ins Pleus. So heisst das hinterste Weidegelände der Ämpächlialp. Sprachforscher meinen, dass sein Name rätischer Herkunft sei. Verschiedene Quellen speisen den Steinibach. Reste von Gemäuern in der Nähe des Melkplatzes stammen von einem verschwundenen Alpdörfchen. Auf dem Alpweg gelangen wir zu den Hütten von Ober-Ämpächli. Ostwärts wandern wir über Weiden und durch lockeren Wald nach dem hintern Hüttenplatz des Unterstafels. Hier beginnt das bequeme Waldsträsschen. Es führt auf dem Umweg über die Hütten des vordern Sennten nach den Berggütern Wald. Kürzer ist der Pfad hangabwärts, an der Bergstation der Sesselbahn Elm – Ämpächli vorbei. Im Zickzack windet sich das Strässchen durch die Liegenschaften der zerstreuten Berghöfe und bringt uns schliesslich durch den prächtigen Ahornwald nach Elm.



Romano Frei, seit 2004 Hüttenwart auf der Leglerhütte.

Im Sommer und im Winter in der Leglerhütte

Der Hüttenwart

Wenn ich morgens früh in der Leglerhütte erwache, im Holzherd das Feuer knistern höre, nach draussen gehe, die frische, leichte Luft einatme und mir die Morgensonne ins Gesicht scheinen lasse, dann kann ich nicht anders, als den Beruf des Hüttenwartes zu lieben.

Seit 2004 bewarten meine Freundin und ich die Leglerhütte des SAC Tödi. Sie liegt am Fusse des Kärpf auf 2273 m ü. M., mitten im Freiberg Kärpf, dem ältesten Wildschutzgebiet Europas. Von der Hütte aus kann man 192 Berggipfel sehen, die sich dem Betrachter als eine atemberaubende Bergarena präsentieren.

Die Hütte wurde 1907 von Hauptmann Mathias Legler (1844–1932) aus Diesbach erbaut. Italienische Arbeiter trugen sämtliche Materialien zum Rotstock hinauf. Pro 100 Kilogramm Last auf 600 Höhenmeter Aufstieg bekamen diese Träger sechs Franken Lohn.

Später baute man die Hütte einige Male um. So vor allem 1949, als eine neue Küche, ein Winterraum, ein Keller und zusätzliche Schlafplätze entstanden. Der Hüttenwart erhielt ein eigenes Zimmer, sodass er nicht mehr in den Gästezimmern schlafen musste. Unweit der Hütte stellte man ein «Plumpsklo-Häuschen» auf, das bis 2007 das einzige WC für alle Besucher der Hütte blieb.

Während der letzten 100 Jahre wirkten nur gerade vier Hüttenwarte auf der Leglerhütte. Der erste, Fritz Dürst, wirkte von 1908 bis 1936, der zweite, Abraham Zimmermann, von 1937 bis 1943, der dritte, Jakob Marti, von 1943 bis 1972 und der vierte, René Mohr, von 1975 bis 2004.

Seit dem Sommer 2007 ist die Hütte ein modernes Gebäude mit viel Glas und hellen Räumen. Duvets ersetzen die alten kratzigen Wolldecken, kleine Mehrbettzimmer die grossen Massenschlafräume. Elektrischen Strom erzeugt eine Solaranlage, die in Spitzenzeiten mit einem Blockheizkraftwerk ergänzt wird, dem ersten seiner Art in einer SAC-Hütte. Im Ofen im Gastraum und im einen Küchenherd wird mit Holz gefeuert, während der andere Herd mit Gas funktioniert. Das Trinkwasser beziehen wir im Sommer von einem Bach in 1000 Meter Entfernung. Im Winter müssen wir Schnee schmelzen oder das Wasser aus einer Zisterne im Keller hochpumpen. Die Fäkalien werden in einer modernen Trocknungsanlage in feste und flüssige Bestandteile getrennt, getrocknet, in Säcke abgefüllt und dann ins Tal hinuntergeflogen.

Familien, Vereine, Skitourenfahrer und Schneeschuhläufer geniessen die herrliche Aussicht und schätzen die gemütliche Atmosphäre in der Hütte. Mit manchen Gästen ergeben sich interessante Gespräche über Gott und die Welt, andere wollen sich in der Hütte vor allem erholen.

Für die Bewirtung der Gäste, die Heizung und die Stromerzeugung ist eine Menge Material nötig. Früher wurde alles

Notwendige von Maultieren oder von Trägern vom Tal zur Hütte hochgetragen, heute geht es dank des Helikopters viel einfacher und schneller. 15 bis 20 Tonnen werden jährlich hochgeflogen. Auf dem Rückweg nimmt der Heli den Abfall mit. Frischwaren, wie Salat oder Brot, werden auch heute noch auf dem Rücken hochgetragen.

Hüttenwart oder Hüttenwartin zu sein ist eine sehr abwechslungsreiche Tätigkeit. Kochen, holzen, Marketing betreiben, die Buchhaltung führen und die Haustechnik betreuen gehören dazu wie das Erteilen von Auskunft über Wetter, Touren, Wege und Routen. Schön ist es natürlich, wenn man das Ganze zu zweit machen und so die Arbeit aufteilen kann.

Das Imposanteste an unserem Arbeitsplatz aber ist nicht das Gebäude, es ist die wunderschöne Umgebung, und es sind die Ereignisse der Natur. Sei es nun ein mächtiger Felssturz, ein tobender Schneesturm, ein Föhnsturm oder nur ein kleines Wiesel, das um die Hütte huscht – vieles bleibt einem als eindrückliche Erinnerung erhalten. So haben wir als «Haustiere» zwei Steinböcke, die während des Sommers jeden Abend am Hang oberhalb der Hütte äsen. Auch Gämsen, Schneehühner, Adler und manchmal sogar einen Bartgeier kann man von der Hütte aus erspähen.

Wie überall gibt es auch für einen Hüttenwart weniger schöne Momente. So gefriert das Wasser meistens dann, wenn man es dringend brauchte. Der Strom oder die WC-Anlage fallen dann aus, wenn am meisten Leute da sind. Manchmal braucht man auch Glück, wenn die Schnee- oder Wetterverhältnisse auf dem Auf- oder Abstieg gefährlich sind. Wenn wir 16 oder mehr Stunden im Tag arbeiten, um alle Gäste zufriedenzustellen, ist unsere Belastungsgrenze fast erreicht.

Wenn ich aber abends nach getaner Arbeit draussen sitze, die kühle, leichte Luft einatme und den endlosen Sternenhimmel betrachte, dann weiss ich wieder: Ich kann nicht anders, als das Hüttenleben zu lieben.



Die Leglerhütte mit ihrem modernen Anbau vor der Fertigstellung im Oktober 2007.

Der Walensee



Sommerfreuden am Walensee.



Wakeboarder.

Walensee vom Federispitz.





Die Schiffbetrieb Walensee AG verbindet die Orte am See



Segeltörns sind auch auf dem Walensee beliebt.

Das Gäsi ist auch im Winter ein spannender Spielplatz.



Aus der Bucht von Weesen fliesst der Linthkanal.





250 historische Renn- und Sportwagen, Rennmotorräder und Renndreiräder starteten zum Klausenrennen Memorial 2006.

Bergrennen am Klausen

Motoren am Berg

Vier Stunden schon dauert der Kampf um den Grossen Bergpreis der Schweiz. 50 000 Menschen sitzen, liegen, stehen, warten an der 20 Kilometer langen Rennstrecke.

Langsam schieben wir uns auf dem Startplatz voran. Vor uns saust Wagen um Wagen los. Es sind 19 in der offenen Klasse. Aus Gefälligkeit nimmt mich einer der grossen Neunzehn mit. «Wenn's Ihnen Vergnügen macht. Verstehen Sie etwas von Autos?» – «Nein.» – «Umso besser. Wenn etwas passieren sollte, dann drücken Sie sich möglichst tief in den Kasten. Aber es passiert nichts.»

Unser Bugatti ist bereit. Der Motor vibriert, 200 PS warten fiebernd in seinem Stahlbauch. Der Starter nimmt die Uhr zur Hand, hebt die Fahne und zählt:

«– – – sechs, fünf, vier, drei, zwei –.» Mit dem brüllenden Aufjauchzen von 1000 Explosionen hat sich der Bugatti auf das weisse Strassenband geworfen. Schon fliegen die Holzpfosten linker Hand, rechter Hand wie ein Gartenzaun vorüber. Wir steigen, drehen in die erste grosse Kurve, rasen durch den Tunnel. Einen Moment später sind wieder Baum und Strauch und ein Fetzen blauer Himmel über uns. Schon liegt das mörderische Dröhnen wieder im Ohr, bis Tunnel und Galerien hinter uns liegen und die Strasse frei den Berg hinauf führt. Linthal ist noch eine Handvoll Häuser im Talgrund und versinkt im leichten Dunst der Tiefe. Da dreht der Wagen, und grüne Abhänge sausen zum Greifen nah an uns vorüber. Und überall Menschen in Gruppen und Knäueln und Reihen, schwenken die Hände, schreien irgendetwas. Das Rauschen eines Wasserfalls liegt sekundenlang im Lärm der Motoren. Der blaue Teufel rast weiter, jagt in brüllender Wut durch Schluchten und Winkel, über Bögen und Brücken.

Der Fahrer sitzt beinahe regungslos am Steuer. Die Lederfäuste umklammern den dunklen Kreis, in dessen Gewalt wir sind. Sorgsam drehen sie, zucken ausgleichend hin und her, greifen übereinander, reissen in scharfem Bogen Kurve um Kurve. Kaum erkennbares Spiel der Füsse, ein Griff ins Gestänge, ein Blick über die Uhren: Alles in Ordnung! Der Hang ist überwunden. Der Fahrer schaut zum erstenmal zu mir herüber. Die erste Arbeit ist getan.

Eine weite Hochebene liegt vor uns, der Urnerboden. Das Stahltier spürt den Wechsel. Es schreit auf vor Lust: eine einzige Gerade vor den Augen! Es stürmt in den «kilomètre lancé» hinein. Die Menschen hinter den Drahtgittern wanken erschreckend zurück. Zitternd ruckt der Zeiger auf 120, 130, 150, 160. Mein Gummisitz scheint lebendig zu werden. Auf dem hellen Band der Geraden erscheint ein Mensch. Das Herz steht mir still. Aber er macht einen Sprung und hört den 100 Meter langen Fluch nicht, den der Fahrer ihm nachschleudert. Am Ende schwingt die Gerade in eine schwach geneigte Kurve aus. Sie ist berüchtigt.

Richtig, wir spritzen schon über Gras und Kies, doch schon liegt wieder der harte Strassenboden unter den Rädern. Auf Handbreite, das Haar sträubt sich, fliegen wir an einem Meilenstein vorbei.

Nun erst kommt der Berg, die letzten acht Kilometer. Höher und höher heult der Motor. Abgründen entlang schiesst die Maschine; über Rand und Wand hinunter geht der Blick auf die Schlaufenzüge der Strecke. Der Fahrer gibt mir einen Stoss: Über uns, in den Reihen der Wehrsteine, liegt eine helle Staubwolke. Der weisse Mercedes! Aufholen, aufholen, überholen, kein anderer Gedanke mehr. Vorhin noch mit 50, jetzt mit 60 durch die Kurven. Eine Minute später ist er knapp vor uns. Eine Haarnadelkurve wirft uns 100 Meter zurück. Bis zur nächsten holen wir wieder auf. Auf 6000 Touren läuft die Maschine und gibt alles her. Auf Biegen und Brechen nun. Ein paar Sekunden, Ewigkeiten, liegen die zwei Maschinen hart nebeneinander. Ich sehe den fremden Fahrer neben mir sitzen, seine Zähne beissen aufeinander, seine Fäuste sind verwachsen mit dem Volant.

Und dann liegt er eine Idee zurück. Schon muss ich den Kopf wenden. Hinter uns! Hinter uns! Eine einzige Jubelmelodie! Aus der nächsten Kurve schauen wir schon auf ihn hinunter. Blitzschnell nickt der Fahrer mir zu, strahlend. Noch zwei Kilometer. Hält der Wagen sie durch? Es gibt so viele Dinge. Und der Weisse heult hinter uns und kommt näher und näher.

Wie eine Erlösung weichen die Felsen zurück. Eine weich geschwungene Passlinie, ein sonnendurchfluteter, riesiger Halbkreis zwischen Himmel und Erde. Mitten darin flattern im blauesten, herrlichsten, glücklichsten Sommerhimmel die Fahnen der Nationen, die ersehnten Farben des Ziels. Wir stürmen durch ein Triumphtor von jubelnden Menschen. 200 Meter weiter oben hält der Bugatti. Gelassen nimmt der Fahrer den Sturzhelm vom Kopf. 16 Minuten 29 Sekunden zeigt die Stoppuhr an.

Ich aber werfe mich mitten in die blühenden Alpenrosen. Eine seltsame und feierliche Ruhe ist mit einem Mal um mich und füllt meine Seele ganz.

Die Klausenrennen, von 1922 bis 1934, waren mit Abstand die bekanntesten und schwersten Bergrennen jener Zeit.









«Klein-Magglingen»

Das Sportzentrum Kerenzerberg

Das Sportzentrum Kerenzerberg in Filzbach, das dem Kanton Zürich gehört, wird von vielen als «Klein-Magglingen» bezeichnet. Dies ist nicht übertrieben, können doch auf den Anlagen über dem Walensee die verschiedensten Sportarten ausgeübt werden. Die Sportverbände und -vereine finden hier optimale Bedingungen zur Durchführung von Trainingslagern, Aus- und Weiterbildungskursen und Seminarien. Nicht nur Verbände, Schulen und Gruppen aus dem Kanton Zürich, sondern auch Vereinigungen aus andern Kantonen können bei freien Kapazitäten Unterkünfte reservieren und die Anlagen mit den dazugehörenden Geräten benutzen. Die Organisation und die Betreuung und Ausbildung ist Sache der Gäste, während der Betrieb für die Beherbergung und Bewirtung verantwortlich ist. «Filzbach» ist in erster Linie auf die Bedürfnisse des Breitensports ausgerichtet. Darin unterscheidet es sich von einem Hochleistungszentrum wie Magglingen.

Nachdem Filzbach als Standort Davos vorgezogen worden war, erfolgte am 26. Juni 1969 die Grundsteinlegung, und schon am 4. Dezember 1970 nahm man das Zentrum, das ein Restaurant, eine Unterkunft, eine unterteilbare Doppel-Sporthalle, eine Kegelbahn, eine Spielwiese, einen Trockenplatz und eine 110-m-Laufbahn umfasste, in Betrieb. In den folgenden Jahren bewilligte der Regierungsrat des Kantons Zürich Kredite für neue Bauten und Anlagen. 1972 fand die



Luftaufnahme von Filzbach mit den Gebäuden und Sportplätzen des Sportzentrums Filzbach.





Oben: am Stufenbarren.

Unten: Judokas in Aktion.

Eröffnung des Hallenbades statt, und ab 1974 konnten eine weitere Turnhalle, ein Kraftschulungsraum und eine 10-m-Schiessanlage benützt werden. Mit dem Kauf des Hotels «Rössli», das abgebrochen und neu aufgebaut wurde, stieg das Sportzentrum in die Hotellerie ein. Neben dem Hotel entstanden zwei Personalhäuser.

Ende der 80er-Jahre bewilligte der Zürcher Regierungsrat 20 Millionen Franken für die fünfte und grösste Bauetappe. Dazu gehörten eine Dreifachsporthalle, Squashhallen, ein zusätzlicher, unterteilbarer Theoriesaal, eine neue Sauna, eine 50-m-Schiessanlage, ein Fussballfeld mit 400-m-Rundbahn und allen übrigen Leichtathletikanlagen, zwei Trockenplätze, ein Gerätehaus, eine neue Eingangshalle, ein zusätzlicher Cheminéeraum und die Erweiterung des Hotels «Rössli».

Das Zentrum wird vollständig über den Sport-Toto-Anteil des Kantons Zürich finanziert und belastet den Geldbeutel des Steuerzahlers in keiner Weise.

Die In- und Outdoor-Sport- und -Freizeitanlagen, die eine Fläche von über 13 Hektaren umfassen, wurden in den letzten Jahren den Gästebedürfnissen entsprechend laufend saniert und erweitert. Der Entwicklung von Trendsportarten wie Beachvolleyball, Unihockey, Aquafit usw. wurde Rechnung getragen. Das Hotel «Rössli» wurde im Jahre 2007 in «Hotel · Restaurant Kerenzerberg» umgetauft, damit die Gäste erkennen, dass die beiden Bereiche Sportzentrum und Hotel/Restaurant zusammengehören. Im gleichen Jahr bot ein Sportarzt im umgebauten und erweiterten Kraft- und Fitnessraum zum ersten Mal Physiotherapien an.

Das Sportzentrum Kerenzerberg ist neben St. Moritz, Davos, Leukerbad und Fiesch eine der fünf «Swiss Olympic Training Bases».



Das Hallenbad kann auch von der Bevölkerung benutzt werden.

GLARNERSPRINTER

Mobilität ist gefragt

Verkehr

Strassen in alter Zeit

«Voll Stein, Schläg und Morast»

Solange die Bewohner des Glarnerlandes sich vor allem mit Viehzucht und Alpwirtschaft beschäftigten, brauchten sie keine befahrbaren Strassen. Im ganzen Land gab es nur Saumwege, die häufig in vielen Windungen den Talhängen entlang führten und vielerorts durch Steinschlag und Lawinen gefährdet waren. Wann die Saumwege des Haupttals zu Strassen ausgebaut wurden, ist nicht bekannt. Jedenfalls konnte das Haupttal am Anfang des 18. Jahrhunderts mit einspännigen Wagen befahren werden, doch waren die Strassen so schmal, «dass auch die einspännigen Wagen sich nicht ausweichen konnten; von Stelle zu Stelle waren daher besondere Plätze zum Ausweichen angebracht». Im Jahre 1765 gab der dreifache Landrat ein Gutachten über die Strassenverhältnisse in Auftrag. Darin hiess es, die damaligen «Landstrassen», grösstenteils noch Saumwege, seien «eng, rau und uneben, voll Stein, Schläg und Morast» und «mit Stauden, Bäumen und Dornen gleichsam verwachsen». Die Strassen mussten von den Anstössern unterhalten werden, was aber aus Nachlässigkeit oder Unvermögen meistens unterblieb. Einige waren durch Runsen und Erdrutsche beschädigt, andere durch die Überschwemmungen in der Linthebene unbrauchbar geworden, «so dass die Landstrassen ohne grosse Mühe, Kosten und Gefahr fast nicht mehr zu befahren sind», heisst es im Gutachten weiter, «auch auf dem Weg viel Zeit zugebracht, Ross und Mann samt Wagen, ja selbst die Gesundheit bei Mensch und Vieh in



«Glarus, La Platze (!) devant l'hotel de l'Aigle».
Anonyme Lithografie nach der Aquatinta von J. B. Isenring, um 1840 (Landesarchiv des Kantons Glarus)

kurzer Zeit ruiniert, zuweilen auch Salz, Korn und Kaufmannsgut im Wasser verderbet, hiedurch aber das Brod und übrige Lebens-Nothdurft vertheuert, die Handelschaft gehemmet und der so segensreiche Verdienst geschwächet wird». Da der Verkehr ständig grösser und für das Land immer wichtiger wurde, nahm man den Ausbau der Strassen energisch an die Hand. Der Landrat beschloss 1765, dass «die Haupt-Land-Strassen, nach dem Exempel aller wohlbestellten Staaten und Länder, gut, dauerhaft und von genugsamer Breite eingerichtet und ein für alle Mal recht ausgebessert, daraufhin aber auch in solch gutem Zustand künftighin unterhalten werden sollen». In Ratsherrn und Hauptmann Jakob Schindler (1729–1791) von Mollis fand man einen geeigneten Strassendirektor, der den Ausbau der Strassen unermüdlich vorantrieb, zum Teil sogar auf eigene Kosten. Von da an waren die Tagwen für den Unterhalt der Strassen zuständig. Die Anstösser mussten dafür ein «Klaftergeld» entrichten. Ausserdem wurde an der Landesgrenze ein Weggeld erhoben: «Von jedem Pferdt oder Zug-Vieh vor einem geladenen Wagen, Karren oder Schlitten, die Fuhre bestehe aus Wein, Korn, Salz, Heu, Riett, Rinden, Stein, Kalch, oder aus was immer es sein mag, 6 Kreutzer. Eine reitende Person für sich und ihr Pferdt 4 Kreutzer. Kutschen, Chaises und dergleichen Fuhrwerk jedesmal von jedem Pferdt 10 Kreutzer. Ein Saumross, Esel oder Maulthier beladen 2 Kreutzer, lähr 1 Kreutzer.»

Während der Revolutions- und Kriegsjahre waren für den Strassenbau keine Mittel mehr vorhanden. In einem entsprechend schlechten, ja desolaten Zustand waren die meisten Strassen, als sie von Johann Melchior Kubli (1750–1835) begutachtet wurden. In seinem 1801 verfassten Strassenbericht listete er alle Mängel auf. Da gute Strassenverbindungen nach den Nachbarkantonen für den Handel enorm wichtig waren, sollten diese fortan nicht mehr von den Anstössern, sondern vom Staat unterhalten werden.

Erst im Jahre 1823 erhielten die Sernftaler eine Strasse bis Engi, die 1840 bis Elm ausgebaut wurde. Das Strassenstück zwischen der Warth und Engi, von einem billigen, aber unkundigen Strassenbauer ausgeführt, musste wenig später vollständig neu erstellt werden.

Das Strassengesetz des Jahres 1835 übertrug den Unterhalt der Strassen dem Land. Für je 20 000 Fuss Strassenlänge wurde ein Strassenknecht bestimmt. Ein Strassendirektor und eine Strassenkommission beaufsichtigten nun Unterhalt und Ausbau der wichtigsten Strassen unseres Landes.

Passweg mit Vergangenheit

Der Panixer

Am 25. August 1936 schrieb die Glarner Regierung an das eidgenössische Oberbauinspektorat in Bern:

«Hoch geehrter Herr Oberbauinspektor!
Gemäss telephonischer Abmachung findet die Begehung des Panixerpasses wie folgt statt:
Zusammenkunft der Vertreter der Eidgenossenschaft (Oberbauinspektorat, Militärdepartement, allenfalls Oberpostdirektion) und des Kantons:
Mittwoch, 2. September, abends im Hotel ‹Elmer› in Elm.
Donnerstag, 3. September: Passwanderung mit Besprechung des Projektes. Wir werden dafür besorgt sein, dass die Begehung am 3. September beendigt ist und die Teilnehmer allenfalls noch die Heimreise antreten können.
Ohne weitere Mitteilung Ihrerseits nehmen wir an, dass die Begehung an dem vorgesehenen Tage stattfinden kann.»

Sollte der von den Glarnern schon lange gehegte Wunsch einer Strasse über den Panixerpass endlich verwirklicht werden? Wie gross muss die Enttäuschung in unserem Kanton gewesen sein, als das vom Bundesrat empfohlene Panixer-Projekt zwei Jahre später vom eidgenössischen Parlament abgelehnt wurde!

Dabei war der Plan für eine Panixerstrasse bereits 1542 zum ersten Mal aufgetaucht. Ludwig von Crivelli, ein ennetbirgischer Grosskaufmann, hatte sich anerboten, im Falle des Baues einer Panixerstrasse so viele Waren über den Pass zu senden, bis die Erstellungskosten abbezahlt wären. Eine obrigkeitliche Kommission arbeitete hierauf ein Projekt aus, das einen Ausbau der Wege und Susten in Ziegelbrücke, Glarus, Engi und Elm vorsah. Die Fuhr- und Saumtaxen sowie die Gebühr der Sustbenutzung waren darin festgelegt. Das Projekt wurde vom Glarner Rat genehmigt und Crivelli vorgelegt. Allein, die 1000 Gulden, die er als Vorschuss hätte leisten sollen, trafen nie ein, und so blieb der Plan auf dem Papier. 1551 beschloss man aber, den Weg mit hohen Stangen zu bezeichnen und den Saumpfad auszubessern und teilweise neu anzulegen.

Der Panixer muss für die Glarner in früheren Zeiten sehr wichtig gewesen sein; bereits 1303 wird er in Dokumenten erwähnt. Er wurde von den Glarnern «Weppchen» oder «Bündner Berg» genannt, in Graubünden hiess er «Berg Vany». Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist der Pass schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung von Händlern, Soldaten und Pilgern begangen worden. Der sogenannte «gehauene Weg», eine alte Strassenspur auf der Passhöhe, soll ein Werk der Römer sein. Sicher ist, dass die Elmer schon im 15. Jahrhundert den Panixer benutzten, um die Viehmärkte Oberitaliens zu besuchen. Jeden Herbst, wenn das Vieh von den Alpen kam, führten einheimische und fremde Händler grosse Haben von Rindern, Ochsen, Stieren und Kühen über den Panixerpass, durch das Bündner Oberland und über den Sankt Marienberg (Lukmanier) auf die Märkte zu Bellenz Sibenäsch (Bellinzona/Giubiasco) und Lauis (Lugano). Oft konnten sie ihr Vieh erst in Oberitalien auf den Märkten von Ghirla, Varese oder Milano verkaufen. Geführt wurde in Viehhaben, die bis zu 40 Kühe und 130 Rinder zählten. Für 15 Kühe benötigte man einen Treiber, ebenso für 20 Rinder.

Der Weg wurde gewöhnlich in sieben Tagesmärschen zurückgelegt:

1. Tag: Elm – Panix, etwa 8 Stunden mit dem Vieh
2. Tag: Panix – Tavanasa
3. Tag: Tavanasa – Disentis
4. Tag: Disentis – St. Johann am Lukmanier (San Gions), auch «i de Stuude» genannt
5. Tag: San Gions – Aquarossa («bim rote Wasser»)
6. Tag: Aquarossa – Olivone («Alawurze»)
7. Tag: Olivone – Bellinzona / Giubiasco.

In den Marktorten gab es eigens für den Viehhandel erbaute Ställe. Aus diesen und von den Wiesen weg wurde das

Frau Anna Bäbler-Elmer weiss von Erzählungen ihres Vaters zu berichten: «1879 war es besonders schlimm mit dem Verkaufen. Die Händler kauften von den Elmer Bauern die Kühe für 52 Dublonen per Paar. Dann zogen sie los auf die grosse Reise über die Berge. Auf Schweizer Boden konnten die Tiere nicht verkauft werden. Es blieb ihnen keine andere Wahl, als bis in die Nähe von Mailand weiterzuziehen. Die Italiener aber liessen unsere Elmer warten. Wochenlang mussten die Tiere gefüttert werden, bis sie endlich für 48 Dublonen per Paar verkauft werden konnten. Vom Erlös ging noch ‹Agio› (Wechselkursgeld) ab. Das war das letzte Mal, dass mein Vater eine Welschlandreise mitmachte.»

Vieh verkauft. Das Geld trugen die Händler in einer Geldkatze, einem Gurt mit vielen Täschchen, der auf dem Leib getragen wurde. Als Andenken brachten sie etwa ein seidenes Tüchlein, eine Zipfelmütze oder gar einfachen Schmuck mit heim.

Mit dem Bau der Gotthardbahn und der Eröffnung der Klausenstrasse wurde es still am Panixerpass. Für den Viehtrieb benutzte man von nun an ausschliesslich den Klausen, weil er den bequemsten Zugang zur Gotthardbahn bot.

Von einer Strasse über den Panixerpass spricht heute niemand mehr. Vielleicht sind die Elmer und mit ihnen alle Glarner sogar froh darüber, dass das Projekt von 1938 nicht verwirklicht worden ist.

Ein bedeutender Teil der Besiedlung unseres Kantons erfolgte von Süden her. So wanderten im 13. und später wieder im 15. und 16. Jahrhundert Walserfamilien über den Panixer in unser Land ein. Diese Bräm, Disch, Rhyner, Schneider, Stauffacher und wie sie alle hiessen, siedelten vor allem im Kleintal.



Der Aufstieg zum Panixerpass erfolgt über die Wichlenalp ins Jetzloch zum Walenboden und durch die Gurglen.

Geschichte der Walenseestrasse

«Von des Wassers Gfahren entledigt»

Im Mittelalter herrschte ein reger Schiffsverkehr auf dem Walensee. Die teilweise mit Segeln versehenen Ruderschiffe aus Tannenholz müssen beträchtliche Ausmasse aufgewiesen haben, vermochten sie doch Dutzende von Menschen und zehn bis zwölf Rosse nebst Kaufmannsgut aufzunehmen. Der Wasserweg war aber nur bei guter Witterung gefahrlos.

Am 11. Januar 1570 kamen bei einem heftigen Sturm 46 Personen samt sechs Pferden um und ging «gross Gut an Wein und Salz verloren». Als Folge dieses Ereignisses bewilligte die Tagsatzung 1572 «den Bau einer Strasse längs des Walensees» – trotzdem unterblieb der Bau.

Da wollte an einem stürmischen Tage des Jahres 1602 Hauptmann Fridolin Heer von Walenstadt nach Weesen fahren. Schon stand er beim Schiffe, entschloss sich aber des Sturmes wegen, auf dem Fusswege über Quarten und Murg nach Mühlehorn zu wandern. Unterwegs sah er das Schiff untergehen und hörte die Hilferufe der Versinkenden, ohne helfen zu können. Dies machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, dass er sein Vermögen zum Bau einer Walenseestrasse verwenden wollte. 1603 wandte er sich an die Landsgemeinde, «man wolle ihm verwilligen, eine Strass an dem Walensee von der Glarnerseite durch die Felsen hinauf bis ins Mülli-Thal ma-



Die alte Kerenzerbergstrasse von Mühlehorn nach Obstalden.



Mühlehorn liegt auf dem Delta des Meerenbaches, zerschnitten von der Walenseestrasse und der Bahnlinie.

chen zu lassen. – Weil nun diess ein Werck war, das einem Fürsten angemessener als einer Privat-Person, wurde er sowol von der Oberkeit und den Landleuten als seinen guten Freunden davon abgemahnet, doch auf Verharrung dessen in seinem Fürnehmen, hat man sothanes Werck als loblich und nützlich gebilliget.»

Das schwierige Wegstück vom Mühletal bis ins Gäsi liess er teils in den Fels hauen, teils in der Art des «Stiebenden Stegs» an den Felswänden aufhängen. Er verlängerte die Strasse über das Riet und führte sie über eine eigens erstellte Linthbrücke bis nach Niederurnen.

Der Zufall wollte es, dass Hauptmann Heer 1617 auf seinem Walenseeweg durch Steinschlag ums Leben kam. Die nachfolgenden Besitzer erfüllten ihre Pflichten nur schlecht, sodass gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Strasse bereits unbenützbar gewesen sein muss.

Im Landesarchiv finden wir erst aus dem Jahre 1828 wieder einen Aufruf zur Erbauung einer Strasse am Walensee. Der Verfasser ist unbekannt, aber das Dokument gibt Aufschluss über die damaligen Verhältnisse:

«Seit Jahrhunderten war der Mangel einer Landstrasse neben dem gefürchteten Walensee jedem fühlbar, der sich besonders mit Pferd und Wagen den Unbequemlichkeiten, Hindernissen, Kosten und Gefahren der unausweichlichen Seefahrt aussetzen musste. Seit aber die hier unterbrochene Land- und Heerstrasse über die höchsten Gebirge hinübergeführt wurde, seitdem dadurch Postenlauf und Durchpass sich mehrten und die Fällung des Wassers vermittels Linthkorrektion die Anlegung einer Strasse längs dem linken Ufer des Walensees ausserordentlich erleichterte, muss der Vorteil ihrer ununterbrochenen Durchführung für Handel und Wandel, Gewinn und Gewerb für Mit- und Nachwelt einleuchten.»

Vor allem die Glarner drängten nun immer energischer auf den Bau einer linksufrigen Walenseestrasse. So erliessen sie am 14. Juli 1842 ein Kreisschreiben an sämtliche Stände, worin sie darauf hinwiesen, dass der Bau über die lokalen und nationalen Interessen hinausgehe.

Dass es im 19. Jahrhundert doch nicht zu einer durchgehenden Strasse kam, war nicht die Schuld der Glarner. Vielmehr zeigen die weiteren Akten, dass die Städtchen Weesen und Walenstadt von einem Landweg nichts wissen wollten: Sie befürchteten, ihre Einnahmen aus dem Schiffsverkehr zu verlieren.

1859 wurde die Eisenbahnlinie dem Walensee entlang eröffnet. Eine Strasse gab es immer noch nicht. Wohl hatten die Glarner inzwischen für ihr schwieriges Geländestück am See eine Lösung gefunden: In den Jahren 1835 bis 1848 war die Kerenzerbergstrasse entstanden. Erst in den Jahren 1880 bis 1890 wurde endlich auch das Strassenstück von Murg nach Walenstadt ausgeführt.

Schliesslich ist Ende der 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts der Traum einer zusammenhängenden Walenseestrasse doch noch Wirklichkeit geworden.



«Vue de la Linth».
Aquatinta von Franz Hegi, 1808 (Zentralbibliothek Zürich)

Schifffahrt auf der Linth

«…nach Holland oder Engelland»

«Ein Glarner kann in seinem Vaterland in der Biäschen oder Ziegelbruck einsitzen und von da nach Holland oder Engelland fahren», schrieb 1774 voll Stolz der Chronist Christoph Trümpi. Treffender kann man nicht sagen, wie wichtig die Linthschifffahrt für unser Land war; denn bis zur Eröffnung der Eisenbahn und zur Verbesserung der Strassen benützte man meistens den Wasserweg. Was da nicht alles linthauf und linthab fuhr! Recker schleppten mit ihren Pferden die Korn- und Salzledinen zum Susthaus an der Ziegelbrücke, wo der Hausmeister einen bescheidenen Zoll erhob. Die Botenschiffe von Weesen, Walenstadt, Chur, Glarus und Zürich beförderten Personen und Postsendungen. Das Glarner Postschiff fuhr mit Ruder und Segel. Bei schlechtem Wetter sassen die Reisenden in der Mitte des langen Bootes unter einem gewölbten Blachendach zusammen. Für Nachtfahrten war dort ein Strohlager hergerichtet, aus dem die Fahrgäste am Morgen oft mit kalten, steifen Beinen herauskrochen.

Schwer beladen schwammen im Frühling die Glarner Handelsschiffe flussabwärts. Sie hatten die Form der breiten Ledikähne. Vorn und hinten schlugen zwei Ruderer im Takt in die Fluten, während einige weitere Knechte auf den Frachtgütern ruhten. In der Schiffsmitte stand der Handelsherr und beobachtete, wie der Steuermann das Schiff im stärksten Strom hielt. Er musste gehörig aufpassen, wollte man nicht auf einer der unzähligen Sandbänke stecken bleiben, einen Brückenpfeiler rammen oder mit einem Reckerschiff zusammenstossen. Von Zeit zu Zeit schaute der Herr zurück, ob die andern Schiffe folgten. Dann betrachtete er wieder sinnend seine Güter, die er im Glarnerland zusammengekauft hatte: Schiefertische, Schreibtafeln, Griffel, Schabziger, gedörrtes Obst, Käse und viele Päcklein des berühmten Glarner Tees. Ob die kostbare Ladung glücklich bis Holland gelangt? In den Stromschnellen bei Laufen wird's bange Minuten absetzen!

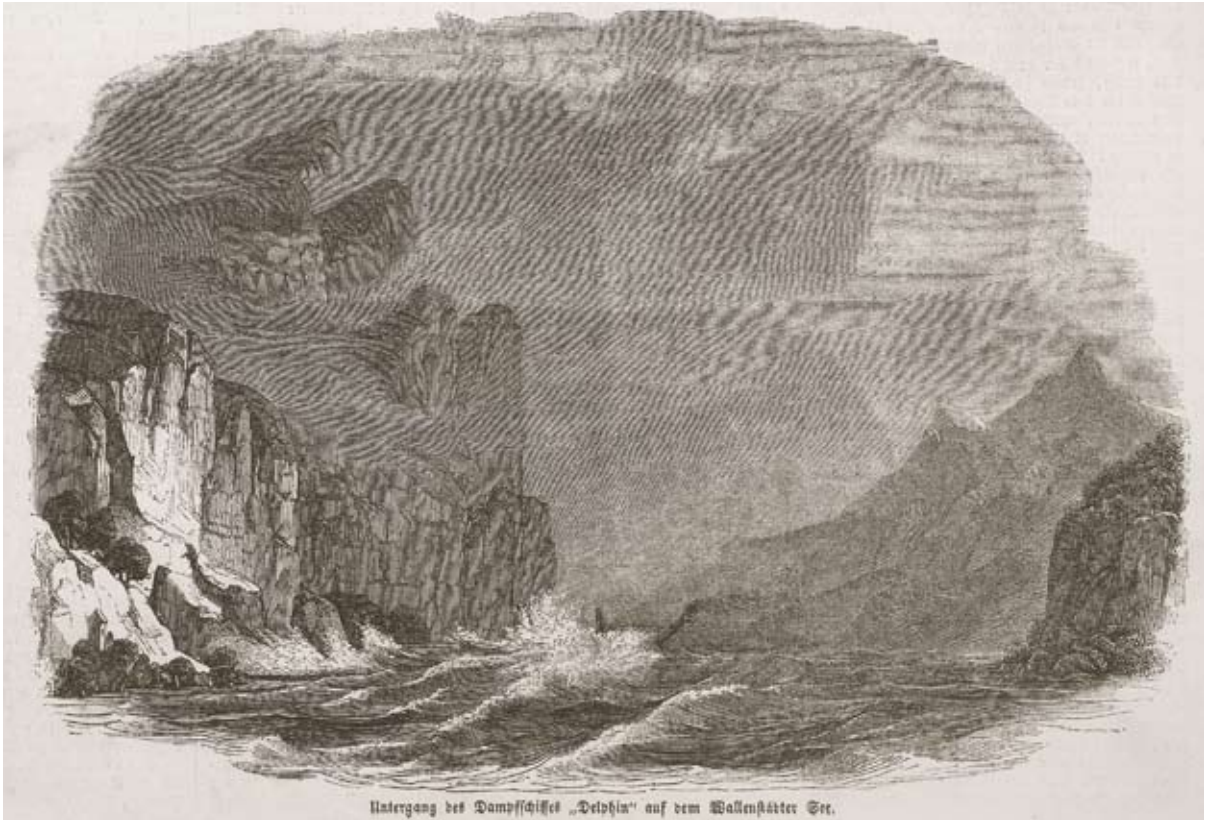
Von Basel an lenkte ein kundiger Steuermann das Leitschiff. Wie freute sich der Handelsherr, wenn die Türme von Rotterdam auftauchten! Die Knechte bestaunten die grossen Meerschiffe, das Gewirr von Masten und das ameisenartige Leben und Treiben im Hafen. Dann wurden die Glarner Schiffe samt der Fracht verkauft, da die Rückfahrt der leeren Schiffe nicht rentierte. Aus dem Erlös kaufte der Handelsmann Tabak, Spezereien und Zucker und setzte diese Kolonialwaren in der Heimat ab. 1859 – die Güter konnten nun von Glarus weg per Bahn befördert werden – hörten die Hollandfahrten auf.

Schiffsunglück auf dem Walensee

Untergang des Dampfers «Delphin»

Die «Glarner Zeitung» berichtete am 18. Dezember 1850:

«Wir haben unsern Lesern ein grausenerregendes Unglück zu melden. In der Nacht vom 16./17. Dezember fand auf dem Wallensee der Dampfer Delphin sammt allen darauf sich befindlichen Personen den Untergang. Es fuhr der Delphin in der Nacht von Wallenstadt ab. Schon im Augenblicke der Abfahrt herrschte der Sturmwind auf dem See. Indess gelangte der Delphin zirka halb 2 Uhr bis unter Bettlis. Von der Schiffbrücke in Weesen konnte man auf dem Schiff ein Lichtlein bemerken. Plötzlich heulte ein gewaltiges Sturmesbrausen daher. Der Sturm sauste vorüber, und mit einem Male verschwand das Lichtlein und erzeugte so die Ahnung von dem jämmerlichen Geschicke. Bald darauf wurden Nachforschungen angestellt, man fand aber vom Delphin keine Spur, so dass kein Zweifel waltete, dass er in den tobenden Wellen des wilden See's sein Grab gefunden habe. Der Morgen löschte jeden Zweifel. In der Nähe Mühlehorns fand man ein Reiseköfferchen, vor Murg einen Nachtsack, und ebenso schwamm das Kompasskästchen umher. Von der Mannschaft traf man nirgends eine Spur. Es sollen sich wenigstens 14, muthmasslich 18 Personen auf dem Schiff befunden haben.



«Untergang des Dampfschiffes ‹Delphin› auf dem Wallenstädter See».

Abbildung aus «Illustrierte Zeitung», Leipzig, 8. Februar 1851 (Zentralbibliothek Zürich)

Das Schifflein wird wahrscheinlich in Folge nicht genugsamer Kraft und durch allzugrosse Anstrengung der Maschine gebrochen oder durch eine gewaltige Welle verschlungen worden sein.»

Am 9. April 1851 stand in der «Glarner Zeitung»:

«Letzten Samstag wurde der Delphin, nachdem er sich bis auf wenige Fuss der Oberfläche des Wassers genähert hatte, aus dem Fly nach Bättlis hinübergeschleppt, um hier vollends herausgezogen zu werden. Man fand auf dem Verdecke, fest angeklammert an einer Lehne, einen Leichnam, welcher als derjenige des Viehhändlers Balz Kundert von Niederurnen erkannt wurde. Dienstags wurde das Schiff gänzlich herausgewunden. In der Kajüte fand man bloss einen männlichen und einen weiblichen Leichnam, den erstern unter einem Fenster stehend und am Handelspatent als Schirmmacher Eichholzer erkennbar, den letztern liegend und wahrscheinlich eingeschlafen. Die übrigen Personen, welche sich auf dem Dampfschiffe befanden, scheinen im Wasser ihr Grab gefunden zu haben.»

Die «Delphin» war für 80 Personen gebaut und somit neben der «Splügen» (mit einem Fassungsvermögen von 500 Personen) ein kleines Walensee-Schiff. Ihre Hauptaufgabe bestand in der Beförderung der Nachtpost von Walenstadt nach Weesen und zurück.

«Dienstantritt» auf dem Walensee war der 14. August 1847. Vorher hatte die «Delphin» als Verbindungsschiff auf dem Zürichsee verkehrt. Für den Dienst auf dem Walensee erhielt sie eine neue Dampfmaschine, und der Schraubenantrieb wurde durch einen Schaufelradantrieb ersetzt. Die übliche Besatzung bestand aus sechs Mann: Kapitän (gleichzeitig Kassier), Steuermann, Maschinist, Heizer und zwei Matrosen.

Drei Monate nach dem Untergang erschien das Wrack wieder an der Oberfläche. Von zwei Ledischiffen wurde es in den Hafen von Betlis gezogen. Es stellte sich heraus, dass der Dampfkessel geborsten war. Das Schiff war dadurch unsteuerbar geworden, und der Sturm hatte es zum Kentern gebracht. Die Untergangsstelle liegt in der Nähe des Sallerentobels, wo der See 114 Meter tief ist.

Ballade von Hans Thürer

Zwii Chrüüzer zwänig

Schlaag zwölfi fart dr Tampfer aab,
es stürmi gad wess well!
«Schiffmeischter, lueg, dr Twärwind chunt,
er bringt eim nuch i d Hell.»

«So hogg uf ds Muul, du Wätterhäx.
Ich truuen a mim Schiff.»
«Si säged em dr Tootebaum.
Der Sturm hät eim im Griff.»

«Ich pfyffen uf das Fischerphagg
und guu nach myner Uur.
Drum wyter mos etz d Splüügeposcht
und d Faargescht au vu Chuur.

Ir Passaschier, so styged ii!
Es Stündli Walesee
im Stübeli, im Wiegeli
macht niemert wind und wee!»

Dr Stüürmaa Chaschper schneerzet luut
und lachet eis i d Nacht.
Er hät für Chind und alti Lüüt
dr Schiff-Stääg feschter gmacht.

«Holzhändler chumm, Schirmfligger au,
Studänte hindedrii!»
Dryzäche Lüüt sind binenand
im ‹Telfyn› inne gsii.

«Hee, Kapitään, e Handwärchspuurscht
staat det im Schnee am Poort.»
«Oo nämmi mit! Oo nämmi mit
für Gält und gueti Woort.»

«So zeig dis Gält!» Bim Lampeschy
dr Kapitään zellt gnau.
«Zwii Chrüüzer zwänig! Hogg nu daa!
Für Schwindler simmer z schlau.»

«Ich ha kes Tach. Ich ha kes Bett,
ke Fade troches Gwand.
Ich schuufle Chole underwägs.
Oo gämmer Understand.»



Der Dampfer «Delphin» am Steg von Walenstadt.
Aquarell (Schloss Sargans)

«Zwii Chrüüzer zwänig. Fort dr Stääg!»
Guet Nacht, Telfyn, wohii?
Ds Boot gaaget wenes Buecheschyt.
Wo isch dr Lampeschy?

Si heized we verruggt im Boot.
Viil Flüech güünd hii und zrugg.
Dr Wätterwind will Oberhand.
Wer laat am Änd ächt lugg?

Keis Stäärbeswort vum Undergang.
Es weiss ja niemert Pscheid.
Was hät di grettet, aarme Puurscht?
«Zwii Chrüüzer zwänig!» – hät er gseit.

Eisenbahnknotenpunkt am Eingang zum Glarnerland

«Ziegelbrücke umsteigen!»

«Ziegelbrücke! Dieser Regionalzug fährt weiter nach Uznach – Rapperswil!» So informiert uns der Lautsprecher im Zug, der von Niederurnen her über die Linthkanalbrücke in den Bahnhof Ziegelbrücke einbiegt. Die meisten Reisenden werden aber in Ziegelbrücke aussteigen und für die Weiterreise die InterRegio- oder EuroCity-Züge in Richtung Zürich – Basel oder Sargans – Chur benützen.

Ziegelbrücke ist der wichtigste «Umsteigebahnhof» für die Glarner. Hier fahren täglich bis zu 280 Züge ein und aus. Davon sind mehr als 50 EuroCity- oder InterRegio-Züge. Eben mahnt der Lautsprecher zur Vorsicht bei der Durchfahrt eines Schnellzuges. Mit 80 Stundenkilometern durchfährt der von einer Re 460 gezogene Zug den Bahnhof. Es ist ein EuroCity-Zug mit den rot-grauen Wagen der ÖBB, der zwischen Basel und Wien pendelt. Alle Züge von und nach Österreich



Bahnhof Ziegelbrücke und A3 mit Glarner Anschluss, Flugaufnahme von Norden.



Zum letzten Mal winkt Bahnhofvorstand Priore am 6. April 2006 in Linthal den Zug ab. Seither wird der Zugsverkehr zwischen Mitlödi und Linthal von Ziegelbrücke aus ferngesteuert.

fahren ohne Halt in Ziegelbrücke durch. Dagegen gibt es direkte Verbindungen nach Basel – Köln – Dortmund – Hamburg.

Auf Gleis 6 fährt ein InterRegio-Zug nach Zürich ein. Die zahlreichen Reisenden drängen zu den Wageneingängen. Die InterRegio- oder EuroCity-Züge von und nach Zürich sind meistens sehr gut besetzt, weil immer mehr Leute aus dem Glarnerland die Bequemlichkeit und den Komfort der Eisenbahn schätzen. In weniger als einer Stunde ist man mitten in der Stadt. Dieses Umsteigen vom privaten auf den öffentlichen Verkehr ist erfreulich, doch bringt es dem Bahnhof Ziegelbrücke einige Probleme. Bis zu 140 Autos, die meisten aus dem Kanton Glarus, werden werktags auf dem Bahnhofareal abgestellt. Damit alle Platz finden, werden Kanton und Bundesbahnen nach einer geeigneten Lösung suchen müssen. Nur so können noch mehr Leute gewonnen werden, auf die Bahn umzusteigen.

Jetzt donnert ein Güterzug an uns vorbei. Er ist mit einer Re 6/6 bespannt. Die 120 Tonnen schwere Maschine vermag bis zu einer Steigung von 8 Promille eine Anhängelast von 2000 Tonnen zu ziehen.

Mit der S2 hat man halbstündlich eine direkte Verbindung von Ziegelbrücke zum Flughafen Zürich und weiter nach Effretikon. Die erste S-Bahn verlässt Ziegelbrücke werktags um 04:13 Uhr, die letzte kehrt um 00:38 Uhr wieder zurück.

Auf Gleis 10 wartet ein «NPZ» auf seine Abfahrt ins Glarnerland. «NPZ» nennt man die dunkelblau-grau gespritzten Pendelzüge der SBB für den Nahverkehr. Sie bestehen aus einem Trieb-, zwei Personen- und einem Steuerwagen. Über 20 Mal im Tag fahren sie den Kanton auf und ab. In Ziegelbrücke hat man immer Anschluss auf die InterRegio- und EuroCity-Züge von und nach Zürich, Basel oder Sargans, Chur.

Von Montag bis Freitag fährt der Glarner Sprinter jede zweite Stunde von Schwanden direkt nach Zürich und wieder zurück. Zwischen Schwanden und Ziegelbrücke hält dieser «Glarner Zug» an allen Stationen, nachher nur noch in Siebnen und Pfäffikon. Er benötigt für die Strecke von Glarus nach Zürich weniger als eine Stunde. An den Wochenenden fährt der Sprinter zweimal am Morgen von Zürich nach Linthal und am Abend zweimal von Linthal nach Zürich zurück. So können die Touristen unseren schönen Kanton bequem besuchen.

Auf dem Bahnhofplatz warten am neuen Busbahnhof die Busse nach Weesen – Amden und nach Näfels – Kerenzerberg. Auf der Nordseite des Bahnhofes fährt der Bus nach Schänis – Uznach ab. Die drei Buslinien sind wichtige Zubringer für den Bahnhof Ziegelbrücke.

Im Fahrdienstbüro des Bahnhofs überblickt man auf einem Gleisbildstellwerk den ganzen Bahnhof. Besetzte Gleise leuchten rot, für Züge gestellte Fahrwege weiss. Eben stellt der Zugverkehrsleiter mittels Drucktasten die Weichen und Signale für die Durchfahrt des nächsten Zuges in Richtung Sargans und für die Einfahrt des Glarner Zuges von Schänis her. Auf vielen Bildschirmen überwacht er den Zugsverkehr der ganzen Region. Von Ziegelbrücke aus steuert der Zugsverkehrsleiter über ein neues Leitsystem die Signale zwischen Mitlödi und Linthal. In immer mehr Bahnhöfen werden die Stellwerke erneuert und können nachher ferngesteuert werden.

Aus einer Erzählung von Caspar Streiff (1853–1913)

Dr Heiri Jenni gaat gu Züri

D Zyt ischt allsgmach aagruggt, won i würggli ha müese verreise. Ich ha mi gwaltig müese zämenii, as mer ds Wasser nüd zu den Augen usegschossen ischt; es hät mer ds Häärz fascht umkeert. Ds Vriineli hät weniger derglyche tue, aber ich ha doch gmerggt, ass imm au nüd urchig syg. Miir zwei sind nämli e ganz e guets Paar. Wänn mer au d Wöörtli nüd immer uff d Goldwaag gleit händ, so isch es nu bi dem plibe; dernäbet hämmer üs guet verstande und zämegschafft, ass au öppis ergii hät.

«Nu bhüet di Gott, Vriineli, lueg guet zu Füür und Liecht! Es sött nuch zäche Taag guu, bis d Breemichue, ds Gämsli, wirft, und dr Guurt chunnt ja eerscht e Wuche speeter.»

«Bhüet di Gott, Heiri, für Huus und Vee will i schu guet luege, du weischt ja, as i das fascht so guet verstuu ass duu. Aber um diich ischt mer angst und bang, bsunders wil mer geschter d Anggelyse nuch gseit hät, z Züri gangs zue we i Sodom und Gomorrha, und da syg mä ds Läbes nüd sicher. Gält, gisch rächt achtig und blybscht immer bim Hans, sust chänt dir liecht öppis Näärsches passiere.»

«Heb nu kei Chummer, ich kume schu z Gang, und wänn mer eine wett öppis aahaa, so weiss ich mi schu z weere. Also läb wuel!»

Ds Vriineli hät si gschwind i d Chuchi gmachet, und ich bi überzüügt, as es us luuter Soorge um miich oder gar uss Heiwee lang gschruue hät, aber natüürli zuegii tääts das nie. D Hauptsach isch, as me gägesytig glich merggt, was im Innere mit eim voorgaat, und daas tuet gwüss än allne Lüüte so wuel we ä miir. Es söll nu niemert meine, d Puurelüüt heiged e Stei, wo ander Lüüt ds Häärz händ. Gottloob isch es uff dr Wält anderscht iigricht, und da wämmer mitem Härgott zfride sii, as er i dener Bezieig all Lüüt bedänggt hät.

Es Bileet uff Züri verlang i z Glaris und ha gmeint, es müesed all Lüüt stuune, ass dr Sunnebäärg-Heiri esone Reis machi; es hät si aber kei Mäntsch verrott. «Wänd Er ei Wääg oder retuur?», fraaget dr Maa im Chrummen inne. «Das weiss i sälber nüüd, das müend Iir besser wüsse, was gschyder ischt. Ich sött öppen i acht Tage wider heichuu.» – «Soo, dä choschtets füüf Fränggli, und dä chänd Er gaar zäche Taag fort sii.» Im Wage han i aagfange tubagge. Due häts aber sofort gheisse, es törf nüd grauchet wäärde, und mä hät mi i de ander Stube spediert. Ich cha nüd begryffe, we d Lüüt eso gchienet chänd sii, und ich ha doch e ganz priima Tubagg kaa, dr Vierlig für dryssg Rappe. Mir sind bald zum Ländli usechuu, und da han i aagfange uufpasse, wil i so wyt nuch nie gsii bi. Gäged Lache zue ischt dr Zürisee vürechuu, und da han i natüürli dr Kunditöör gfraaget, eb ietz Züri bald chämm. Deer seit dä gschwind: «Ja was tänggscht au, das ischt ja uff dr andere Syte vum See, lue, graad änne, won es Schloss uffem Büchel oben ischt. Ich will dr dän aber schu säge, wenn d muescht uusstyge.»

Zringelumme händ d Lüüt aagfange lache, und da han i tänggt: «Ich will üch schu zeige, as ir all mitenand nuch tümmer sind ass dr Schuelraat Heiri abem Sunnebäärg», und säge zum Kunditöör: «Es schynt mir da schuu, ass da kei apartig Inschinööre hinder der Baan gsii sind, sust wäärred de Lappene obe dure uff Züri gfare und nüd unden umme. Das gseet ja e Stoggblinde, ass unden ummen e Rieme wyter ischt!»

Uff daas abe häts es Glächter ggi, und d Lüüt händ d Büüch ghebet und i d Händ klepft, as i gmeint ha, es sig alls plötzli verruggt woorde. Si händ mi derzue aber eso gspäs-

Heiri Jenni im Zug.
Stich von Jacques Ruch, 1904



sig aaglueget und immer gstichlet, ass mir gschine hät, si weled mi zum Naare haa. Bi dr neechschte Staziuu hanne aber e Väärs gseit, wo mä z Glaris viil gchört, und bi ine hindere Wage ggange.

Dett isch aber ganz anderscht gsii, nametli ds Sitze; es ischt fascht gsii we uf myner Guutsche. Wisäwy vu miir ischt e jungs Fräuli gsässe, das hät allwääg uss dr Nase plüetet, jedefalls häts miteme wysse Tüechli d Nase verhebet. Es hät mi gwüss tuuret, as es dr Gnuss vu mym fyne Kanaschter nüd ganz kaa hät.

Zmitzt underem Pfiischter ischt e ganz e chlys Speiztrüggli aagmachet gsii. Das hät mi dän allerdings e gschydi lirichtig tunggt, wils äm Bode schüüni Teppechli gchaa hät. Und wil ich mich bi dr Vriine ganz a d Süüberlichkeit ha müese gwänne, so han i das Speiztrüggli natüürli au pruucht. Da ischt dän aber e Gschicht passiert, woni mynes Läbes nüd cha vergässe. Das Fräuli ischt uufgjuggt und hät tue we näärsch, bis dr Kunditöör chuu ischt. Und da isch loosggange! Si händ mer schier alli Wöörter gseit, we bi üüs, wä mä rächt taub ischt, und nuch e paar fründi drzue. Ich ha natüürli au nüd gschwige und ha gseit, ich syg kei Schuld, ass si d Speiztrüggli i d Luft nagled und nüd ä Bode stelled. Schliessli isch dr Oberkunditöör chuu und hät gseit:

«Eerschtens händ Ir (dr Underkunditöör hät mi immer tuuzet, iich ine aber au) e Frangge z zale, wil Ir i de zweit Klass übere sind, und zweitens choschtets füüf Frangge für Verunreinigung des Äschebechers und für d Moleschtierig vu Mitreisende, das macht zäme sächs Fränggli – dr Fidibus ischt käs Speiztrüggli!» – «De sächs Fränggli chännd Er dä gad im Sunnebäärg obe chuu gu hole, wän i dä wider däheimed bii, und mit Üerer Baan far i um ds Tüüfels nümme und viil ander Lüüt au nüüd, wä mes mir esoo machet!»

Si händ mi dän ussem schüüne Wage use gnuu und händ gseit, wil ich nahäär nümme well fare, so mües ich ietz dis Wäge au nuch gschaue. Ich bi i ne Wage gschupft woorde, wo kei Mäntsch gsii ischt, obe miteme Luftloch und nüd emal e Stuel. De zwii Baanhandlanger händ nuch e Rigel träät und gseit: «Soo, iez hoggischt da inne bis gu Züri abe!»

Ich ha tänggt: «Waarted nu, ir Sataane, üüch wil i dä schu mit dr Mischtgable traggtiere, wän er öppe de sächs Fränggli wetted chuu gu hole!» Es ischt mer aber doch nüd rächt gsii i dem tunggle Chrummen inne, und ich ha gmeint, si fared stundelang zringelumme mit mer.

Schliessli ischt mys Chefi doch wider uufggange, und my herrlechi Gsellschaft ischt wider aagruggt und hät de gseit, wän i nüd zale well, so chän i da inne plybe, bis i schmüürzi. Da hani fryli my boggläderne Geldseggel vürezoge und das Bluetgält useklobe. «Es söl Ech wuel tue, Ir Lüüteschinder!», hani gseit. Wänn si aber gwüsst hetted, as ich ä dr Wagetüür en ysis Bschleeg abgwüürgt ha, so hettets mi glaubi nuch gchalte.



Ratsschreiber Caspar Streiff, Verfasser der Geschichten von «Heiri Jenni im Sunnebärg».

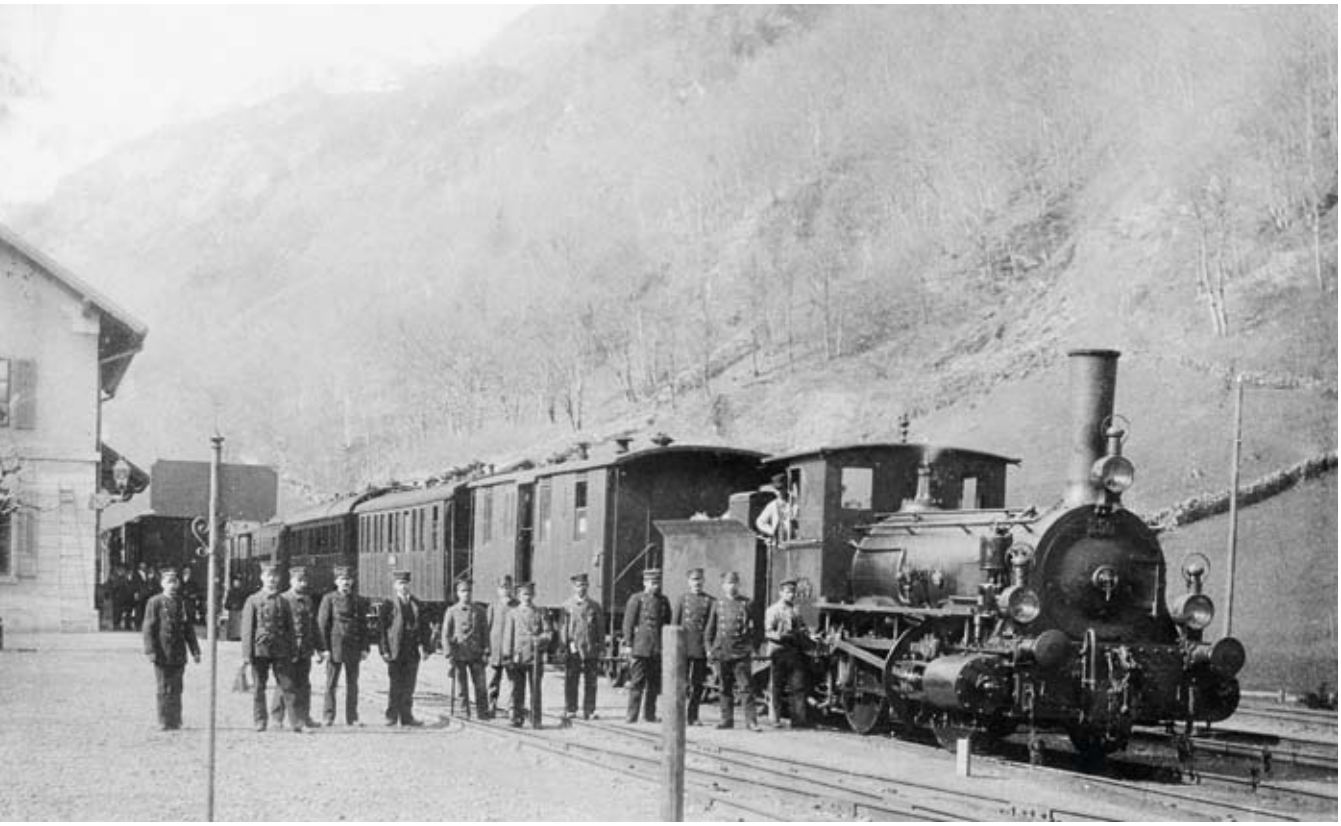
Von der Bahnlinie Glarus – Linthal

«Linthal – Endstation!»

Diese Information erreicht uns aus dem Zugslautsprecher, denn seit 1996 fahren die SBB ohne Zugsbegleitung. Seit dem Jahre 1982 besitzt Linthal einen zweiten Bahnhof, der nur wenige 100 Meter von der Endstation entfernt ist. Nicht dass Linthal eine Grossstadt mit Nord- und Süd-Bahnhof geworden wäre; um den vielen Touristen eine bequemere Reise nach Braunwald zu ermöglichen, verlegte man die Braunwaldbahn-Station an die SBB-Gleise und baute eine neue Haltestelle. Nach kaum einer Minute Fahrzeit hält der Zug in Linthal, der Endstation. Sie ist es schon seit über 100 Jahren. Und fast so lange haben Glarner davon geträumt, dass es eines Tages weiter gehe, südwärts, wo eine wärmere Sonne Kastanien und Trauben reifen lässt. Es ist beim Traum geblieben, und so heisst es eben immer noch: «Linthal – alles aussteigen!»

Am 29. Januar 1859 fuhr der erste Eisenbahnzug in Glarus ein, und am 24. Februar wurde die Bahnlinie Weesen – Glarus als Abzweigung der Linie Rapperswil – Chur festlich eingeweiht. Die Bahn war aber keineswegs allen willkommen. Ein Ratsherr befürchtete, das Dampfross werde dem Land die besten Lebensmittel, vorab den «Anken», wegführen und stattdessen in Mengen verderbliche Genussmittel zurückbringen. Vorauszusehen sei auch, behaupteten andere, dass die steinkohlenfressenden Lokomotiven die ohnehin schon teuren Brennmaterialien noch teurer werden liessen. Wieder andere glaubten, die Eisenbahn ruiniere den vielen Fuhr- und Wirtsleuten ihr ehrliches Gewerbe und lasse die abgelegenen Dörfer veröden. Die Bahn selber lieferte diesen Schwarzsehern die besten Trümpfe in die Hand: Der Bahnbau war damals eine Sache von privaten Gesellschaften. Mit grossen Versprechen lockten sie den Leuten das Geld aus der Tasche. Die Gesellschaften übertaten sich

Bahnhof Linthal um 1900 mit Zug und Personal der ehemaligen Schweizerischen Nordostbahn (NOB).
(Sammlung Hans-Karl Pfyffer)





Seit 1982 gibt es einen zweiten Bahnhof in Linthal: Die Braunwaldbahn ist seither direkt mit den SBB verbunden.

jedoch. Das Geld ging ihnen vorzeitig aus, und wenn die begonnenen Arbeiten zu Ende geführt werden sollten, mussten die Geldgeber auf die Rückzahlung ihrer Einlagen fast gänzlich verzichten. Deshalb liessen sich die Bahngesellschaften nur noch zum Bau neuer Strecken bewegen, wenn sie keine Verluste befürchten mussten. Als dann, vor allem von den Fabrikanten im Hinterland, der Wunsch nach einer Weiterführung der Bahn von Glarus nach Linthal immer stärker erhoben wurde, war die Nordostbahngesellschaft eher zurückhaltend. Glarus – Linthal? Ein riskantes Geschäft, denn erstens wird der Bahnbau wegen des schwierigen Geländes viel kosten, und zweitens wird kein grosser Verkehr zu erwarten sein. Dieser Ansicht war selbst ein Ratsherr und Gastwirt aus dem Hinterland, der der Meinung war, «ein Züglein am Montagmorgen hinaus und am Samstagabend hinein» genüge vollkommen. Für zwei Brüder aus Luchsingen war das noch zuviel, denn ihrer Ansicht nach war die Eisenbahn «ein Teufelswerk, ein Drachen, der mit seinem Gifthauch die Sonne verfinstert».

Erst als feststand, dass der Kanton und alle Gemeinden von Ennenda bis Linthal und Elm samt den grossen Industriebetrieben bereit waren, während 20 Jahren jährlich 64 000 Franken zu leisten, konnte mit dem Bau 1876 begonnen werden. Am 29. Mai 1879 fand die Einweihung statt.

Es gab zufriedene und weniger frohe Gesichter. Die Ennendaner strahlten. Bis jetzt hatte ihr Dorf abseits der Verkehrswege gelegen. Nun war man an die modernste Verkehrsstrasse angeschlossen. In Schwanden hingegen war die Freude geteilt. 20 Wohnhäuser und 33 Ställe mussten abgebrochen werden. Auch über den Standort des Bahnhofes war man sich nicht einig. Wenn es nach dem Willen der Bahngesellschaft gegangen wäre, stünde er im Grund, was ihrer Meinung nach die billigere und bessere Lösung gewesen wäre. Die Kleintaler wehrten sich aber für den jetzigen Standort in den Erlen. Für Nidfurn und Haslen lag der Bahnhof gleich abgelegen, ausserdem war die Frage noch nicht gelöst, wer die Strassenverbindung zu den Dörfern bezahlen müsse. Leuggelbach bekam erst 1913 eine Haltestelle. Die Diesbacher blieben der Feier fern, weil die Bahnstation nach Betschwanden verlegt worden war. Die Rütener hatten Grund, sich zu freuen. Sie erhielten mehr, als sie erwartet hatten. Ursprünglich hatte man vorgesehen, den Betschwander Bahnhof so weit nach Süden zu verlegen, dass er auch Rüti gedient hätte. In Linthal führte man die Linie nicht so weit wie geplant, weil die Bahngesellschaft sparen musste.

Was man sich von der Bahn erhofft hatte, erfüllte sich, und was befürchtet worden war, trat nicht ein. 1879 verkehrten in jeder Richtung vier Züge, heute sind es über 20.

Gleisende in Linthal.





Der Bahnhof Glarus wurde von 1902 bis 1903 dem damaligen Zeitgeist entsprechend als neugotische Burg mit Doppelturmfassade erbaut.

Berufsporträt und Interview

Bahnhofvorstand im Hauptort Glarus

Gegenüber dem stattlichen Bahnhof Glarus steht in einem Schuppen eine alte Dampflokomotive. Sie hat in vergangenen Zeiten geraucht, gedampft und sicher auch mit Getöse Personenwagen gezogen. Nun steht sie verlassen da, und langsam verschwinden ihre rostigen Eingeweide. Ein Diebstahl von Alteisenhändlern? Nein! Dampfmaschinen-Fans bauen die Bestandteile nach Bedarf aus, um sie in andere Dampflokomotiven als Ersatzteile wieder einzubauen.

Aber die Zeit ist im Bahnhof Glarus nicht stehen geblieben. Im Bahnhofgebäude selbst befindet sich nämlich das Fahrdienstbüro mit einem computergesteuerten Schaltpult, auf dem viele rote und grüne Lämpchen in wechselnder Abfolge aufleuchten. Der Gegensatz zur abgetakelten Dampflokomotive könnte nicht grösser sein.

Hier ist der Arbeitsort von Bahnhofvorstand Bruno Scherrer. Der Bahnhof Glarus ist die Steuerzentrale des modernen Bahnverkehrs im Glarnerland. Werfen wir doch einen Blick hinter die Kulissen und fragen den Bahnhofvorstand persönlich, was hier alles passiert und was es alles braucht, damit der Zugsverkehr reibungslos läuft.

Herr Scherrer, wie sieht die Arbeit des Bahnhofvorstandes in Glarus aus?
Eine meiner Hauptaufgaben ist die Zuglenkung: Ich sorge dafür, dass die Signale und Weichenstellungen am Stellwerk für die Züge, die in Glarus und Ennenda durchfahren, einwandfrei funktionieren. Im Weiteren koordiniere und kontrolliere ich sämtliche Personalgeschäfte. Das sind Mitarbeitergespräche, Mitarbeiterbeurteilungen und natürlich die Arbeitseinteilung für alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Wichtig sind die Kontakte mit der Geschäftsleitung in St. Gallen. Ich bin auch im Verkauf tätig. Ich bediene Kunden im gesamten Verkaufsangebot: Reisearrangements, Abonnemente, Billette und Reservationen für die Schweiz und den internationalen Bahnverkehr. Alles in allem habe ich also einen sehr abwechslungsreichen Arbeitstag.

Der heutige Bahnbetrieb ist vollständig abhängig von Elektronik und Computern. Was passiert, wenn dieses System einmal ausfällt? Ist das auch schon vorgekommen?
Ohne Elektronik läuft im heutigen Bahnbetrieb fast nichts mehr. Im Verkauf könnten wir noch Handbillette nach dem alten System für unsere Schweizer Strecken ausstellen. Im internationalen Verkehr funktioniert aber ohne Computer gar nichts mehr. Ohne Elektronik könnten wir die Züge mit einem Notsystem mit grossen Verspätungen verkehren lassen. Den schlimmsten Fall erlebte ich, als in der ganzen Schweiz am 22. Juni 2005 das Bahnstromnetz ausfiel. Während ungefähr zweier Stunden lief gar nichts mehr. In der

ganzen Schweiz standen alle Züge still. Erstaunlich geduldig verhielten sich damals unsere Kunden, fast niemand reagierte wütend oder ausfallend. Alle hatten Verständnis und nahmen es mit Humor.

Hatten Sie auch schon kritische Situationen zu bewältigen? Wenn ja, welche?
Kritische Momente erlebte ich eigentlich nicht. Nur ein Ereignis beschäftigte mich längere Zeit. Als junger Beamter wurde ich bei einem Suizidfall an die Unfallstelle gerufen und musste die Unglücksstelle sichern. Die Bilder prägten sich stark in meinem Gedächtnis ein. Der Jahrhundertwinter 1999 war für uns eine sehr hektische Zeit. Es verkehrten während zweier Tage keine Züge mehr ins Glarner Hinterland.

Ein moderner Bahnhof ist ein Dienstleistungszentrum. Was wird im Bahnhof Glarus alles angeboten?
Nebst unseren Verkaufsräumen mit Billettschalter, Geldwechsel, Western Union, Ticketcorner und Reisebüro gibt es im Bahnhofgebäude ein Anwaltsbüro, ein Ingenieurbüro, die Migros Klubschule, das «Bistro» und das Büro Magic-Ticket, den Juniorclub der SBB.

Wie viele Personen arbeiten für den Bahnbetrieb?
Heute sind es sieben Personen im Bahnhof Glarus. Als ich vor 25 Jahren in Glarus meine Stelle antrat, waren für den Bahnbetrieb noch etwa 30 Personen tätig. Mit der Automation und dem Wegfall des Umladezentrums Cargo Domizil wurden viele Stellen gestrichen.

Wie viele Personen werden durchschnittlich pro Tag auf der Linie Ziegelbrücke – Linthal transportiert?
Auf der Strecke Ziegelbrücke – Linthal werden pro Tag 3879 Personen transportiert, was im Jahr etwa 1,415 Millionen Personen entspricht.

Wie sehen Sie die Zukunft des Bahnverkehrs im Glarnerland?
Aufgrund der grossen Investitionen ins Bahnnetz des Glarnerlandes kann gehofft werden, dass die Linie noch viele Jahrzehnte in Betrieb bleibt. Mein Wunsch ist, dass der Glarner Sprinter in Zukunft stündlich und täglich bis Linthal verkehren würde.

Welches sind Ihre Erfahrungen mit dem Glarner Sprinter?
Mit dieser schnellen Verbindung haben wir sehr gute Erfahrungen gemacht. Ab Pfäffikon SZ ist in den Hauptzeiten das ganze Platzangebot durch den Pendlerverkehr belegt. Im Herbst 2008 gibt es neues Rollmaterial mit klimatisierten Wagen, was den Komfort sehr stark steigert. Wann der Stundentakt eingeführt wird, kann man heute noch nicht sagen.

Können Sie uns noch etwas zur Geschichte des Bahnhofes in Glarus erzählen?
Karl August Hiller projektierte das Bahnhofgebäude im Jahre 1898. Der Bau begann 1902, und am 13. November 1903 fand die Einweihung des heute noch benützten Aufnahmegebäudes statt. Zwischenzeitlich wurden zwei Aussenrenovationen durchgeführt.

Wie steht es mit der alten Dampflokomotive? Wäre die Strecke Ziegelbrücke – Linthal nicht speziell geeignet, um für den Tourismus regelmässig eine Dampflokomotiv-Linie zu betreiben?
Mit einer Dampflinie würde das Glarnerland touristisch sicher aufgewertet. Leider ist es aber beinahe unmöglich, ohne grosse Investitionen eine solche Linie zu betreiben.

Bei speziellen Anlässen fährt gelegentlich ein historischer Dampfzug durchs Glarnerland.



Lebenswichtiger Zubringer

Die Braunwaldbahn

Was wäre Braunwald ohne seine Bahn? Die erste Verbindung vom Tal auf die Terrasse war die 1902 erstellte Warentransportbahn von Rüti aus. Im Notfall konnte sie auch eine Person befördern. Die damaligen Bewohner von Braunwald waren zufrieden damit. An der Idee des Linthaler Textilfabrikanten Albert Bebié, von Linthal nach Braunwald eine Standseilbahn zu bauen, hatten sie keine grosse Freude. Die meisten ahnten schon, dass der Fahrpreis nicht auf ihr Portemonnaie zugeschnitten sein würde. Und wirklich – als die Bahn fuhr, kostete die Hin- und Rückfahrt 2 Franken 80, was ungefähr einem Taglohn eines Fabrikarbeiters entsprach. Nur betuchte Leute konnten also die Bahn benützen.

In Josef Durrer, einem bekannten Obwaldner Bergbahn-Erbauer, fand Bebié den Generalunternehmer für das Bahnprojekt. Aus Erfahrung wusste Durrer, dass Hotelgäste die sichersten Bahnkunden waren. Darum liess er gleichzeitig ein Grand-Hotel erstellen, das heutige Hotel «Bellevue».

Am 6. August 1907 nahm die Bahn den Betrieb auf. In den ersten Betriebsjahren hielten sich die Einnahmen und die Ausgaben etwa die Waage. Der Erste Weltkrieg und die Krisenzeit danach setzten dem Unternehmen aber zu. Ausgerechnet jetzt wurde der Wunsch nach einem Ganzjahresbetrieb von verschiedenen Seiten angemeldet. Um diesen zu erfüllen, brauchte es die finanzielle Unterstützung der Bevölkerung. Entgegen allen Erwartungen zeichneten genü-



Seit 2007 trägt die Braunwaldbahn die Farben des öffentlichen Verkehrs im Kanton Glarus.



Ab 1938 verkehrten auf der Strecke Linthal – Braunwald geschlossene Leichtmetallwagen.

gend Leute Aktien der nun offenbar mehr geschätzten Braunwaldbahn. Im Jahre 1928 konnte der ganzjährige Betrieb aufgenommen werden. Die Zahl der Fahrgäste übertraf die Erwartungen. Das vorausgesagte Debakel blieb aus. Stets konnten die notwendigen Erneuerungen und Reparaturen ausgeführt werden. 1938 ersetzte man die alten, offenen Holzwagen durch grössere Leichtmetallwagen.

Von den 60er-Jahren an besuchten immer mehr Gäste Braunwald. Die notwendige Leistungssteigerung der Bahn hatte kostspielige Erneuerungen zur Folge. Zur Erhöhung der Geschwindigkeit brauchte man eine neue Maschinenanlage. Gleichzeitig wurden die Wagen ersetzt und die Bergstation neu erbaut. Die Erstellung eines Parkhauses im Jahre 1969 brachte nur eine vorübergehende Entlastung der Dorfstrassen in Linthal. Die neue Talstation der Braunwaldbahn mit Anschluss an die SBB-Gleise wurde im Jahre 1982 dem Betrieb übergeben. Gleichzeitig erstellte man auch zusätzliche Parkplätze.

Eine dringend notwendige Erneuerung der ganzen Bahnanlage konnte dank der Finanzierung durch Bund und Kanton 1997 verwirklicht werden. Mit der grösseren Leistung der Maschinenanlage kann die vierte Wagen-Generation auf den neuen Gleisanlagen eine höhere Geschwindigkeit fahren und bis zu 950 Personen in der Stunde transportieren.

Anfänglich war die Braunwaldbahn eine Aktiengesellschaft, welche die Standseilbahn und die Sportbahnen in Braunwald sowie einige Liegenschaften besass und betrieb.

Die finanziellen Schwierigkeiten der Aktiengesellschaft, unter anderem wegen der hoch verschuldeten Sportbahnen, konnten trotz Bemühungen der Gemeinde, des Kantons, der Banken und der Aktionäre nicht überwunden werden. Deshalb wurde die Braunwaldbahn als Standseilbahn AG 2002 aus der Holding herausgelöst und als eigenständige Aktiengesellschaft vom Kanton übernommen. Der Kanton erwarb auch die Parkplätze und das Parkhaus an der Talstation in Linthal. Mit der Übernahme der Braunwald-Standseilbahn AG und der dazu gehörenden Infrastruktur ist der Kanton Besitzer des einzigen öffentlichen Verkehrszugangs nach Braunwald.

Die Sportbahnen Braunwald AG übernahm eine private Aktionärsgruppe, deren grösstes Projekt, der Ersatz der Gumenbahn, auf die Wintersaison 2007/2008 realisiert wurde. Alle Erneuerungen der Sportbahnen kommen indirekt auch der Standseilbahn und der Gemeinde Braunwald zugute.

So kann die Frage gestellt werden: Was wäre Braunwald ohne Bahnen? Oder würde man besser fragen: Was wären die Bahnen ohne Braunwald? Sicher ist: Braunwald und die Braunwaldbahnen sind aufeinander angewiesen.



Die Sernftalbahn beanspruchte auf weiten Teilen der Strecke Platz auf der Talstrasse.

Erinnerungen an die Sernftalbahn

Schwanden – Elm

Die Sernftalbahn gehört zu meinen frühesten Erinnerungen. Mein Vater besuchte von Berufes wegen alljährlich mehrmals das Kleintal, und manchmal durften mein älterer Bruder und ich ihn begleiten.

Während der Vater in Schwanden mit dem Vorstand ein paar Worte wechselte, bestaunten und inspizierten wir Buben die bereitstehenden Wagen der Sernftalbahn. Die vielen Fenster, die tiefstehenden Treppen, der Lattenrost am Boden, die kleinen Räder und das vielfach durch starke Eisenbalken verstrebte Fahrgestell erregten unser Interesse. Alles hatte kleinere Ausmasse und war viel leichter zu begreifen als die Bundesbahn drüben auf den breiten Gleisen. Wenn der Wagenführer mittels eines Seils die Bügel wendete, waren wir überzeugt, dass der Zug nun in der entgegengesetzten Richtung fahren könne, weil eben der Strom von unten und nicht mehr von Elm her komme.

Früher, als es noch rechte Winter gab, führte einst der Mühlebach fast kein Wasser mehr, und der Generator lieferte nicht mehr genug Strom, um gleichzeitig zwei Züge in Fahrt zu halten. Da blieb nichts anderes übrig, als den zweiten Zug in Schwanden stehen zu lassen, bis wieder genügend Wasser im Rohr war.

Die Bundesbahn zog lange Wagenreihen hinter sich her und liess eine dicke Rauchfahne in der Luft stehen. Sie hatte ihre eigene Fahrbahn, sie liess Barrieren herunter, gar vieles um sie herum war verboten, und man spürte, wie gewaltig sie arbeitete, wenn sie über die Steigung von Mitlödi heranpustete und schnaubte. Die Sernftalbahn aber rollte auf oder neben der Strasse daher, wo auch die Leute gingen oder Fuhrwerke verkehrten. Als unfassbares Wunder aber empfand ich es, dass diese Bahn fuhr, weil ein Mann vorn im Wagen einen Hebel ein bisschen nach links schob, und sie anhielt, wenn er ihn wieder zurückstellte. Die Erklärung, dies sei nun eben eine elektrische Bahn, hörte ich wohl, doch weil ich davon nicht das Geringste verstand, fiel alle Bewunderung auf die Männer mit ihren schönen Mützen, die den Zug um alle Ränke und über alle Steigungen ans Ziel führten.

Die erste Wagenserie war in Nürnberg und Augsburg hergestellt worden. Jeder Motorwagen hatte drei Abteile für je sechs Personen. In der bessern Wagenklasse waren die Sitze mit Leder überzogen, aber es sass selten jemand drin, und im Raucherabteil war die Luft dick zum Abschneiden, wenn im Winter alle sechs Passagiere bei geschlossenen Fenstern rauchten. Die Kälte drang bei den Fenstern und durch den Boden herein, und wenn der Zug um einen Rank fuhr, schob es die Getäferfüllungen in den Rahmen hin und her.

Die Schweizerische Industriegesellschaft Neuhausen lieferte die zweite Wagenserie. Die neuen Wagen waren ebenso schlecht gefedert und kreischten und schliffen in den engen Kurven wie die alten, aber die vornehmere Klasse war komfortabler, und das gemusterte Plüschpolster sank ein, wenn man sich setzte.

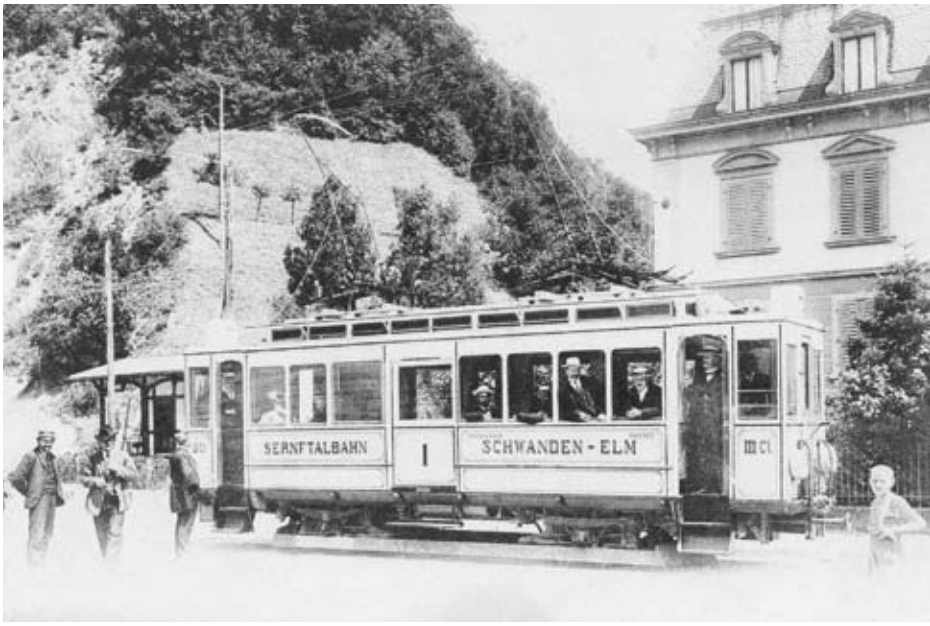
In Elm stand einst ein voller Zug zur Abfahrt bereit. Ein eiliger Fahrgast blickte nervös auf seine Uhr. Draussen konferierten Wagenführer und Kondukteur in aller Ruhe. Der Fahrgast zog das Fenster herunter und verlangte recht vernehmlich, dass man endlich fahre. Da stieg der Kondukteur auf ein Stühlchen, öffnete das Fenster der Bahnuhr und stellte den Zeiger kurzerhand fünf Minuten zurück. Ruhig setzten die beiden ihr Gespräch fort, und erst, als sie damit zu Ende waren, fuhr man ab.

In Matt führte ein Anschlussgleis ins Magazin der Spinnerei hinein. Einst entstand nach längerem Manövrieren einige Verwirrung um den Abfahrtsbefehl, und der Zug fuhr ohne Kondukteur ab. Rufen und Lamentieren half nichts, doch das Telefon eilte dem Zug voraus nach Matt-Dorf hinunter, wo es der Bäckersfrau knapp gelang, den Zug anzuhalten. Dieser fuhr zurück, nahm den Kondukteur auf und setzte seine Fahrt mit voller Besatzung fort.

Ein Gaudium für die Jugend war der letzte Tag der Sernftalbahn, der 31. Mai 1969. Jedermann war zu freier Fahrt eingeladen, und die Kinder benutzten die Gelegenheit. Zwei-, dreimal fuhren sie talein und -aus. Für die allerletzte Fahrt war viel Volk auf den Beinen, und aus den fröhlichen Stimmen heraus tönte eine Handorgel. Dann stieg man ein, und unter Zurufen, Klatschen und Händeschwingen fuhr der Zug, lange pfeifend, ins Kleintal hinein.

Am Tag, als der erste Mensch den Mond betrat, stellte sich morgens um vier Uhr vor meinem Haus ein Trax quer zu den Schienen, fasste sie mit den eisernen Zähnen, stiess ein paarmal fest zu, hob sie in die Höhe, schüttelte Steine und Teer von den Schwellen und liess diese und die Schienen an den Strassenrand fallen. Eine Zeitlang erinnerten noch die frischgeteerten Streifen auf der Landstrasse an das, was einst war.

An den Landsgemeinden waren jeweils so viele Reisende zu befördern, dass zu wenig Personenwagen zur Verfügung standen. Dann überspannte man offene Vieh- und Güterwagen mit Stoffplanen und versah sie mit Sitzgelegenheiten. Ein solcher Landsgemeindezug bestand aus drei bis vier Wagen. Ihn hatte in Engi ein älterer Mann, der vom Dörfli her kam, verpasst. Der Wagenführer sah den Verspäteten nicht, und so ratterte der Zug an ihm vorbei. Da sprang hinten ein Turner vom Zug, rannte nach vorn, schwang sich auf das vorderste Trittbrett und verständigte den Wagenführer. Dieser hielt an, der Mann stieg ein und kam zur rechten Zeit an die Landsgemeinde.



Triebwagen der Sernftalbahn im Eröffnungsjahr 1905 auf dem Bahnhof Schwanden.



Am 70-Meter-Seil wird Beton zur Baustelle am Vorbach geflogen.

Mit dem Helikopter auf Alpversorgung

Die Heli-Linth als Camionneure der Lüfte

Der Lieferwagen der Heli-Linth mit Flughelfer Marco Huser am Steuer fährt auf der Bergstrasse zwischen Leuggelen und dem Wendeplatz auf Rütenen dem Berghang entlang, beladen mit Kerosin und Material. Auf der Fahrt studiere ich den Einsatzplan der Transportmaschine für den heutigen Tag. In kleinen Hüpfern werden wir von Einsatzort zu Einsatzort fliegen, um Alpen und Baustellen mit dem Nötigen zu versorgen. Auf der Basis in Mollis sind am Vortag die Bestellungen für die Flüge eingetroffen. Der Einsatzleiter hat sie zu einem sinnvollen Flugplan zusammengefügt.

Beim Wendeplatz angekommen, nimmt Marco den Weg zur Baustelle am Vorbach unter seine Füsse, damit er vor Ort ist, wenn der beladene Helikopter mit dem Beton eintrifft. Ich meinerseits warte und halte Ausschau nach der Ecureuil, die jeden Moment hier eintreffen soll. – Da, hinten am Sasberg höre ich das Geräusch und sehe den Helikopter ins Tal stechen und bald darauf wieder aufsteigen. «Käse und Alpgeschirr vom Oberstafel ins Tal fliegen», steht auf dem Einsatzplan. Kurze Zeit später fliegt der Helikopter schnurstracks auf mich zu und setzt sich direkt vor mir auf den Wendeplatz. Die Turbine und der Rotor laufen aus. Es wird wieder still am Berghang. Hans und René, die Flughelfer, schwingen sich aus der Maschine und beginnen sofort mit auftanken. Dani, der Pilot, sitzt hinter seinen Instrumenten. 70 Meter Lastseil sollen wir bereitlegen, lautet seine ruhige Anweisung. Diese Länge braucht er, weil die Baustelle im Vorbach in einem Tobel zwischen den Bäumen liegt. Acht Kubikmeter Beton in 16 Rotationen wird er auf diese Weise zur Wasserfassung fliegen.

Nun geht's los: Staub wirbelt mir ins Gesicht, der Heli steigt senkrecht auf. Als der Heli etwa 70 Meter vom Boden abgehoben hat, gibt es einen kleinen Ruck, und der Betonkübel gleitet zwischen unseren Köpfen weg und verschwindet hinter den Bäumen. Aus dem bereitstehenden Lastwagen wird der nächste Kübel gefüllt, und schon erscheint der Heli wieder, um den leeren Kübel präzise hinzustellen. Mit einem behänden Griff ist der Haken umgehängt, und unser Camionneur entschwindet wieder hinter dem Waldrand. Das wiederholt sich noch 14 Mal. Jeder der Männer arbeitet in ruhiger Konzentration, fast ohne zu sprechen. Nur ab und zu gibt einer über sein Helmmikrofon dem Piloten eine Anweisung.

Bald ist der Spuk vorbei: Der Heli setzt neben den leeren Betonkübeln auf, die Seile werden verladen, und wir steigen alle ein. Zum ersten Mal in meinem Leben fliege ich mit einem Helikopter zum Mittagessen: zum Berggasthaus «Leuggelen». Die andern Gäste haben mit ihren Autos den Parkplatz hinter dem Haus benutzt. Wir parken auf der flachen Wiese vor dem Restaurant.

Während des Mittagessens beraten die Männer, wie sie in einigen Tagen die Profile von Hochhäusern mitten in der Stadt Zürich demontieren werden. Dreimal so hoch wie ein Kirchturm seien sie. Die Flughelfer werden zuoberst auf diese Stangen abgesetzt, um die Bolzen zu lösen. «Es darf einfach nichts schief gehen», sagt Dani, der Pilot, mit ernster Miene.

Nach dem Essen geht es Schlag auf Schlag: Wir fliegen hinüber nach Fessis zu einer Jägerhütte. Bei schwebendem Helikopter werden zwei Kisten Wein entladen. In Matt suchen wir aus der Luft den Standort unserer nächsten Kunden. Wir beraten uns über die Helmmikrofone. Da, beim Steinbruch in der Bitzi stehen der Dachdecker und der Maurer mit ihrem Material. Kaum eine Minute später landen wir mitten auf der Strasse. Wortlos steigen die Männer zu. Durchs Bergliloch steigen wir Richtung Oberstafel. Den Bergli-Senn erreicht der Pilot über Funk. Bei der Landung geht alles schnell: Menschen und Material hinaus, Bergli-Senn herein, Lastseil angehängt, und weg ist die Maschine zum Brennholztransport Richtung Mittelstafel. Sechs Baumstämme werden vor die Hütte geflogen. Dann kommt die Spaltmaschine als Unterlast vom Unterstafel angeschwebt.



Baustelle am Hohberg auf 2240 m ü. M., oberhalb der Berglimatt.

Linth Air Service

Nach 30-jähriger Tätigkeit bei der Heli-Linth gründete Peter Kolesnik im Jahre 2000 den Wartungsbetrieb Linth Air Service AG. Nach der Fertigstellung des neuen Hangars nahm die Firma am 1. Juli 2003 als eigenständiger Betrieb ihre eigentliche Tätigkeit auf.

Dazu gehören die Wartung und die Betreuung von Luftfahrzeugen. Vor allem Helikopter der verschiedensten Typen werden bei der Firma technisch gewartet. Das gut dotierte Ersatzteillager garantiert möglichst kurze Standzeiten.

Der Flugplatz Mollis kann heute direkt aus dem Ausland angeflogen werden, und die Pistenlänge von 1900 Metern erlaubt auch grösseren Jets eine Landung und somit auch Servicearbeiten.

Weitere Dienstleistungen der Linth Air Service sind die Vermietung von Infrastruktur, die Hangarierung von Luftfahrzeugen, die Zollabfertigung für Geschäftsreiseflüge und die Beratung beim Kauf eines Fluggerätes. Der Betrieb beschäftigt 16 Personen.



In der Werft der Linth Air Service AG, Mollis.

Zusammen fliegen wir nun hinauf zum Hohberg direkt über der Berglialp. Dort soll der Maurer einen Sockel für einen acht Meter hohen Fahnenmast betonieren. Wir steigen aus, geniessen die wunderschöne Aussicht auf den Berglimattsee, auf Tödi und Kärpf südwärts und auf das ganze Glarner Unterland nordwärts. Unterdessen bringt Dani mit seiner Maschine drei Kessel Beton von Matt zur kleinen Baustelle auf 2200 Metern. Schade, dass alles so schnell geht, denke ich, steige mit allen andern wieder in den Heli, und schon wiederholt sich das ganze Spiel im Rückwärtsgang: Bergli-Senn auf der Alp hinaus, Dachdecker herein und weiter im steilen Sinkflug hinunter nach Matt, um die Handwerker auszuladen. Konzentriert, ruhig, aber für mich unheimlich schnell geht's in diesem Stil weiter von Ort zu Ort, ohne dass die Maschine je abgestellt wird: Hinauf zum Fitterenstäfeli wegen einer Seilwinde, zu einem entlegenen Ferienhaus in Matt mit Material für den Zimmermann, weiter nach Elm und von dort mit Bauholz auf den Wanderweg zur Niderenalp, der tief durch die Schlucht führt. Auf dem Schiessplatz Wichlen wartet ein Bauer mit Zaunmaterial, das wir ihm aus dem schwebenden Heli am Fusse der Hausstock-Nordwand auf einer Moräne deponieren sollen. Auf der Erbsalp kann Dani, der Pilot, seine Hände von den Steuerknüppeln wegnehmen und die Maschine abstellen. Wir sind dem Zeitplan voraus und müssen auf die nächsten Kunden warten; eine Gelegenheit für Kaffee und Kuchen. Sobald der Lastwagen auf Obererbs eintrifft, wird der Heli gestartet. Ein mobiles WC und Küchenmöbel fliegen als Unterlast Richtung Wichlenmatt zur Schäferhütte. Über den Richetlipass fliegen wir anschliessend ins Tierfehd. Ein Arbeiter des Kraftwerks soll in die Schutzhütte am Bifertengletscher geflogen werden. Dort bleibt er die nächsten zwei Tage, um die Wasserfassungen zu kontrollieren. Der Wetterbericht hat ein grosses Unwetter angekündigt. Helikopterflüge wären dann – auch im Notfall – nicht möglich.

In atemberaubendem Tiefflug schlängeln wir uns auf dem Rückflug durch die Linthschlucht hinaus ins Tierfehd.

Als Nächstes warten in Diesbach drei italienische Touristen. Sie wollen auf den Stelliboden zu ihrer Ferienhütte geflogen werden, zusammen mit Kartonschachteln und 20 Einkaufstaschen mit Proviant. Randvoll ist die Kabine, nur die Köpfe schauen noch zwischen dem Gepäck hervor. Oben auf die ganze «Gugelfuhr» schwingt sich noch Flughelfer Hans. Schmunzelnd schliessen wir die Tür von aussen – und weg sind sie.

Unsere Feierabendpläne werden mit einem Funkspruch aus der Basis zunichtegemacht: Zuhinterst im Chrauchtal liegt eine tote Kuh im Bach. Über den Freiberg geht's zurück ins Kleintal. Kaum ist der Heli am Himmel des Chrauchtals aufgetaucht, meldet sich der Senn über Funk und leitet uns an den Unglücksort: Hans springt aus dem schwebenden Heli, bindet eine «Struppe» ans Hinterbein des Tieres

und notiert sich die Nummer der Ohrenmarke. Nach einem traurigen Kopfüberflug von 400 Metern legt Dani den Kadaver an den Rand der Alpstrasse. Unterdessen hat uns eine weitere Notfallmeldung erreicht: Auch auf der Auerenalp am Wiggis liegt eine tote Kuh. Die Arbeit des Flughelfers wiederholt sich.

Auf dem Weg zurück zur Basis in Mollis tönt es plötzlich englisch aus meinen Kopfhörern. Dani meldet seine Rückkehr auf den Flugplatz an, und prompt wird ihm in der Pilotensprache geantwortet, dass sich im Luftraum ein anderes Flugzeug nähere und auf der Startbahn ein Hunter zum Start bereitstehe. Die Augen von Pilot und Flughelfer suchen gespannt den Himmel ab, bevor Dani von der Wiggiswand zum Flugplatz abdreht und zur Landung ansetzt. Sobald der Lärm der Turbine, der uns den ganzen Tag begleitet hat, verhallt ist, machen sich die beiden Flughelfer daran, den Helikopter zu warten. Der Pilot begibt sich in sein Büro, um für jeden einzelnen Kunden den Tagesrapport zu schreiben. Für mich als begleitenden Fotografen geht ein eindrücklicher Tag mit den Camionneuren der Lüfte zu Ende.

Die Geschichte des Flugplatzes Mollis

1916 Herbst	Zwei Segelflugzeuge landen auf der Allmeind in Mollis. Erste Erwähnung einer fliegerischen Aktivität auf Molliser Gebiet.
1917 November	Landung einer Staffel schweizerischer Militärflieger auf der Allmeind.
1921	Erster Flugtag.
1923 April	Ziviler Flugtag mit Walter Mittelholzer und H. Pillichody.
1935 Herbst	Beginn der Planierungsarbeiten für einen Landungsplatz und Benützungsvertrag mit der Gemeinde Mollis. Erster WK der Fliegertruppen in Mollis (Fl Kp 18).
1937	Inbetriebnahme des Militärflugplatzes Mollis mit: 900 Meter Graspiste, Holzhangar, Benzintankanlage 30 000 Liter.
1939	Kriegsmobilmachung: Fl Kp 20 mit neun Flugzeugen C-35 auf dem Flugplatz Mollis.
1943	Bau der Hartbelagpiste von 900 Metern Länge und 40 Metern Breite.
1957	Pistenverlängerung auf 1900 Meter, Erstellen eines Kontrollturmes, von Rollwegen und Abstellplätzen. Ablösung der Propellerflugzeuge durch Düsenjets De Havilland Venom.
1958	Erster WK mit Kampfjets Venom.
1978	Letzter WK mit Venom.
1979	Erster WK mit Hunter.
1980	Bezug der unterirdischen Truppenunterkunft TRUFF.
1994	Erster WK mit Tiger F-5E.
1995 Mai	Landung des ausgemusterten Kampfjets Hunter «Graffity», der Eigentum des Hunterevereins Mollis wird.
1999	Letzter WK mit Jet-Flugzeugen (F-5E Tiger).
2000	WK der Lufttransport-Staffel 3 und 4 mit Helikoptern.
2005	Das Aus für den Flugplatz Mollis als Militärflugplatz.
2007 31. Dezember	Das Militär zieht sich vollständig vom Flugplatz Mollis zurück.

Flugplatz-Gebäude mit Piste und Rollweg.



Walter Mittelholzer erzählt

Flugzeugabsturz



Walter Mittelholzer (1894–1937) war einer der bedeutendsten Pioniere des Flugwesens. Seine Flüge über die Alpen, nach Persien, Afrika und in die Arktis machten ihn berühmt. Im Buch «Persienflug» erzählt er von seinem einzigen grösseren Flugunfall.

Als ob es erst gestern geschehen, tritt vor mein inneres Auge die verzweifelte Situation, der ich einst als junger Flieger in einem kleinen Einsitzer-Jagdflugzeug gegenüberstand, als ich nach einem 20 Minuten dauernden Flug hoch über dem unendlichen Wolkenmeer in den Nebel hineinstiess, in der Annahme, über der Gegend der Linthebene aus dem düstern Vorhang herauszukommen. Noch höre ich das hohnlächelnde Pfeifen und Singen des Fahrtwindes in den Drähten meines Vogels – tiefer, immer tiefer geht es in den bodenlosen Abgrund; 4500, 4000, 3500, 3000 Meter zeigt das Aneroid an, es fängt an zu schneien, und Nacht überfällt mich. Schon hat mich das Gleichgewichtsgefühl verlassen, wie ein Betrunkener taumle ich zwischen Himmel und Erde. Da, urplötzlich, taucht ein dunkles Etwas vor mir auf und verschwindet wieder. Eine schwarze Felsenwand, wie mit Geisterhänden aus dem Grau hervorgezaubert, flitzt vorbei. In Bruchteilen von Sekunden ist mir klar zum Bewusstsein gekommen, dass nur der allgewaltige Meister Tod in diesem furchtbaren Rennen Sieger bleibt – aus dem Nebel und dem Schneetreiben gibt es in den hohen Bergen für den Flieger kein Entrinnen mehr. Noch einmal stürmen die Bilder meiner Jugend gleichsam wie zum Abschluss meiner Lebensbahn blitzschnell durch das Gehirn – ein letztes leises Bedauern mit meiner treubesorgten, betagten Mutter und meiner lieben, jungen Frau!

Aus dem Nebelgrau schiesst plötzlich eine hellschimmernde, weisse Fläche auf mich zu. Instinktiv ziehe ich das Höhensteuer. Ein furchtbares Krachen durch Mark und Bein – dann Totenstille... Ich weiss heute noch nicht, wie lange ich bewusstlos schlief, bis ich erwachte. – Ist's Traum oder Wirklichkeit? Wie bin ich in diesen mannshohen Schnee hineingeraten? Befand ich mich denn nicht noch vor wenigen Minuten über dem blühenden Garten Italiens? Verwundert schaute ich, den gefallenen Schnee von mir abschüttelnd, aus meinem tiefen Schneeloch in eine graue, unfreundliche Welt. Unaufhörlich, in grossen, leichten Flocken, fiel Schnee, ein weisses Leinentuch über die einsam stille Gebirgsgegend webend, von der ich nur einige unbestimmte Umrisse und tiefer unten die ersten vereinzelten Wettertannen zu erkennen vermochte. Da gewahrte ich, etwa 100 Meter über mir an der steilen Schneehalde, das beinahe platt gedrückte Flugzeug. Erst jetzt schloss sich die Kette meiner Erinnerung, gewahrte ich den furchtbaren Ernst meiner Lage. Hinunter ins Tal, bevor die lange, kalte Winternacht ihr eisiges Schweigen ausbreitet! Beim Versuch, mich aus der Umklammerung des Schnees zu befreien, empfinde ich den ersten Schmerz im rechten Knie. Aus den Augenhöhlen und von der Stirn tropft Blut und färbt den Schnee feurigrot, doch sind die Augen glücklicherweise unverletzt. Da ich auf dem rechten Fuss der Schmerzen wegen nicht stehen kann, rutsche ich auf dem Rücken, mit den Händen stossend und stützend, den steilen Schneehang hinunter. Riesige Massen Schnee sind hier offenbar innert kurzer Zeit gefallen, denn während der letzten Nacht war der Himmel noch klar gewesen, als mich der Gotthardschnellzug nach Mailand gebracht hatte. Als leidenschaftlicher alpiner Skiläufer war ich mir bewusst, auf einem äusserst lawinengefährlichen Hang zu stehen. Ein dumpfes Krachen war die kurze, böse Voranzeige eines Schneerutsches, der sich über mir ausgelöst hatte. Zuerst langsam, dann immer schneller werdend, fuhr der sich ausbreitende Strom in die Tiefe. Verzweifelt wehrte ich mich, auf dem Rücken liegend, mit Händen und Füssen vor dem Ertrinken. Nur nicht mit den Gliedmassen in die pressenden Schneewogen geklemmt werden – das war mein einziger Gedanke! In sausender Fahrt rolle ich direkt auf die oberste, verwetterte Tanne zu. Mit hartem Anprall stosse ich dort an, umklammere aus Leibeskräften ihren Stamm und bin zum zweiten Mal gerettet!

Auf der gleichsam gewalzten Lawinenbahn rutsche ich nun mühelos hinunter zur Alp, wo ein paar einfache Hütten zum Übernachten einladen. Ihre Türen sind jedoch verschlossen, und als ich mich nach langen, schmerzvollen Anstrengungen endlich durch ein oberes Fenster hineingezwängt hatte, war es unterdessen dunkle Nacht geworden. Vergeblich suchte ich in dem undurchdringlichen Hüttendunkel in allen Ritzen und auf dem Steinboden nach Zündhölzern; denn ich befand mich in der Alpküche, wo haufenweise Holz für ein wohltuend erwärmendes Feuer vorhanden war. Endlich war ein Schwefelhölzchen gefunden – es zündete auf – und erlosch. Nochmals angestrengtes Suchen – wieder einen Moment Feuer, dann Finsternis, die nun bis zum

Morgen, volle 13 lange und qualvolle Stunden, anhielt. Statt der Rast am wärmenden Herdfeuer blieb mir nichts anderes übrig, als mich mit schmerzendem, dick angeschwollenem Knie auf dem nassen Steinboden auszustrecken; dabei zerbrach ich mir den Kopf, in welche Gegend mich das Schicksal wohl verschlagen habe.

Draussen hatte es aufgehört zu schneien. Endlich dämmerte der ersehnte Morgen. Als ich mich mühevoll wieder durch das Fenster hinausgezwängt hatte, hoben sich, weiss überzuckert, die mir von früheren Bergfahrten her bekannten Berge des Chrauch- und Sernftales von einem wolkenlosen Himmel ab.

War ich bis jetzt in gedrückter Stimmung gewesen, so strömte bei dieser freudigen Entdeckung eine fast unerschöpfliche Kraft und Lebensfreude durch meinen geschwächten Körper. Vergessen waren die Schmerzen meiner Wunden, die quälende Ungewissheit; denn nun war ich gewiss, heute noch zu Menschen zu gelangen. So machte ich mich denn, auf einen Stock gestützt, hinkend und tief im Schnee einsinkend, auf den Weg abwärts zur untern Risetenalp. Anfänglich ging es recht flott voran, bald aber schmerzte mich das gebrochene Knie derart, dass ich wieder zur sitzenden Vorwärtsbewegung mit Hilfe der Hände Zuflucht nehmen musste. Gegen Mittag kroch ich im Schneckentempo über die Brücke, die hinten im Talkessel den tief eingefressenen Chrauchbach übersetzt. Auf der nun folgenden, fast horizontalen Talstrecke hatte ich Mühe, in den hohen Schneemassen noch vorwärts zu kommen; nach je 200 bis 300 Metern Weges streckte ich mich auf dem Schnee aus und schlief ein, immer jedoch mit dem festen Willen, wieder zu erwachen und weiter zu streben. Wundervolle Träume von gutem Essen und Trinken umgaukelten meine Sinne, ich sah vor mir das nächste Gasthäuschen, wo meine Leiden ihren Abschluss finden würden. Hätte ich mir nicht jedesmal den Vorsatz, wieder zu erwachen, tief ins Gehirn eingehämmert, so wäre ich auf einer dieser Ruhestationen friedlich eingeschlummert, für immer – zur ewigen Ruhe. Schon längst hatte ich in meinen Fingern kein Gefühl mehr. Die Schmerzen im Knie liessen sofort nach, wenn ich mich der Länge nach ausstreckte. Ich kann mir deshalb keinen schönern Tod als den des Erfrierens vorstellen; sobald die ersten Kälteschmerzen vorüber sind, schläft der müde Mensch unter herrlichen Träumen hinüber in die andere Welt –. Früh ging die Sonne hinter den Felsgräten der Freiberge unter; ein letzter rot-goldener Schein spielte um die obersten Felsen des Risetenhorns, an dessen Fuss als kleines, schwarzes Pünktchen mein armes Flugzeug mit zerbrochenen Schwingen lag.

Bald zitterte mildes Mondlicht über die weissen Talhänge. Bittere Kälte schloff durch die Kleider. Das Strässchen windet sich nun in vielen Kehren auf der rechten Talseite abwärts. Ich verdoppelte meine Anstrengungen; denn unten erkannte ich die Lichter von Matt und hörte deutlich das metallene Rauschen der Sernftalbahn. Doch ohne die Ruhepausen konnte ich es nicht schaffen. Als ich endlich zuhinterst am Dorf aus der Klus herauskroch, schlug dröhnend die Mitternachtsstunde vom Kirchturm. Noch einmal, zum letzten Mal, legte ich mich auf schneebedeckter Erde nieder, schlief selig und erwachte, als die Kirchenuhr eben die erste Morgenstunde verkündete. Dann aber raffte ich mich auf. Am Bahnhof vorn schimmerte aus einer Gaststube noch Licht. Die beiden Mädchen in der Küche erschraken ordentlich, als ich in meiner Fliegerausrüstung, den Sturzhelm auf dem Kopf und mit blutbeflecktem Gesicht eintrat und gleich heissen Tee und Wein bestellte. Ich bat sie, im Dorfe kein Aufsehen zu machen, indem ich am andern Morgen mit dem ersten Zug nach Zürich zu reisen gedenke. Doch sollte es anders kommen – drei Monate lang lag ich im Bett, laborierte an erfrorenen Fingern und am Kniegelenk herum, bis ich wieder so weit hergestellt war, dass ich aufs Neue meinem geliebten Fliegerberuf nachgehen konnte.

Die weisse Linie zeigt den Weg, den Mittelholzer nach seinem Absturz zurücklegte. Der Kreis gibt die Übernachtungsstelle an.





Ohne Staat geht es nicht

Staat und Gesellschaft

Vom «Guzen» und «Trölen»

«Das Guzen ist eine Schande», sagten manche an der evangelischen Landsgemeinde von 1640. «Man soll die Ämter verlosen, dann vergeht den Herren das Spenden und Schmieren!» Aber viele waren dagegen und riefen: «Wir wollen wählen, nicht lötterlen!» Um beiden Parteien entgegenzukommen, führte man das sogenannte Kugellos ein. Die Wahl eines Landvogts ging nun so vor sich:

Die Landsgemeinde wählte durch offenes Handmehr acht Bewerber, je zwei aus dem Hinter- und Unterland und vier aus dem Mittelland. Nachdem sie ein gehöriges Losgeld bezahlt hatten, traten sie in die Mitte des Ringes. Dort hielt ihnen ein Knabe einen Beutel entgegen. Darin lagen acht schwarze, eiförmige Kapseln, die man aufschrauben konnte. In sieben Kapseln steckten silberne Kugeln, eine aber umschloss eine goldene. Voll Spannung schaute das Volk zu, wie die acht Auserkorenen in das Säcklein griffen und die Kapseln öffneten. Wer wird der Glückliche sein? «Ich!», jauchzte Andreas Schindler von Rüti. Wirklich: Die goldene Kugel strahlte in seiner Hand. Er war also zum Landvogt von Werdenberg gewählt. Enttäuscht schritten die sieben andern Männer an ihren Platz zurück. 1649 führten auch die Katholiken dieses staatliche Glücksspiel ein.

Damit aber war das Übel des «Guzens» nicht beseitigt. Nur wer vor der Landsgemeinde recht viele Weingelage bezahlt hatte, genoss die Ehre, in den Kugelsack greifen zu dürfen. Ausserdem konnte sich ein armer Mann das Losgeld gar nicht leisten. Wohl aus diesem Grunde beschloss die evangelische Landsgemeinde 1791, die niedern Landesämter und Gesandtschaften, ab 1793 auch die Vogtei-Stellen unter der ganzen Bevölkerung auszulosen. Die Landsschreiber schimpften über diesen unsinnigen Beschluss, denn sie mussten die Namen von 5362 stimmfähigen Glarner Protestanten auf kleine Zettelchen schreiben. Dann fand auf dem Rathause die Verlosung statt. Sie dauerte drei Tage. Lärmend belagerte die Menge die Ratsstube, wo die Lotteriemaschinen knarrten. Es waren zwei grosse Holztrommeln, die wie «Ankenkübel» aussahen (daher der Name «Kübellos»). In einer Trommel wurden die «Briefli» mit den Namen der Bürger gemischt, in der andern wirbelten gleich viel Zettel. Die meisten waren leer; nur auf einigen standen die Namen der zu vergebenden Ämter. Nach jeder Drehung zupften zwei Ratsherren aus den beiden Kübeln je ein Los, das laut verlesen wurde. «Hilarius Menzi ab Kerenzen!» – «Kein Amt!», meldete der andere Ratsherr. Wieder drehten sich die Kübel. Die Lose raschelten. Da gab es eine grosse Überraschung. «Heiri Ris, Linthal!» – «Landvogt auf Werdenberg», verkündete der Ratsherr an der Ämtertrommel. Die Leute vor dem Ratshaus und auf der Treppe waren verblüfft. Wer war Heiri Ris? Da rief jemand: «Das ist der zwanzigjährige Hüterjunge im Laueli, ein armer Bub!» Sofort eilte der Läufer im Farbmantel nach Linthal, um dem Hirten seine glückliche Wahl anzuzeigen. Ihm voraus aber jagte zu Pferd der Ratsherr Johann Heinrich Freitag von Elm. Er kaufte dem neugewählten Landvogt, der sein Amt nicht hätte versehen können, die Ehrenstelle um schweres Geld ab. Wieder konnte sich der Reiche vordrängen.



Kugellose.

Während der Helvetik von 1798 bis 1803 war jede Loswahl abgeschafft. 1803 wurde das «Kugelspiel» und ab 1814 sogar wieder der Loskübel während einiger Jahre verwendet.

Mit «Guzen», «Träfen» oder «Praktizieren» bezeichnete man den Stimmenfang mittels Spendieren von Getränken oder Freihalten von Wirtshausgästen. Die Unsitte begann sich im 16. Jahrhundert landauf und -ab einzuschleichen. Es kam so weit, dass einer kaum Aussicht hatte, ein Landesamt zu erhalten, wenn er vorher nicht seine Wahlstimmen durch Weinspenden gekauft hatte. Der Ehrgeiz verblendete viele Männer so, dass sie ihr ganzes Vermögen dazu aufwendeten. Die unsauberen Machenschaften endeten erst, als der alte Staat 1798 zusammenfiel.

Die Kantonsverfassung von 1836

§ 1 Der Kanton Glarus als ungetheiltes Ganzes ist ein Freistaat mit demokratischer Verfassung; er bildet ein Glied der schweizerischen Eidgenossenschaft.

§ 2 Die Souveränität (höchste Gewalt) beruht im Volke. Es übt dieselbe unmittelbar an der Landsgemeinde aus, mittelbar durch die von ihm gewählten Behörden.

§ 3 Alle Landleute stehen unter dem gleichen Gesetze und üben die gleichen politischen Rechte aus. Es gibt sonach im Kanton keine Vorrechte der Konfession, des Orts, der Geburt, des Standes, der Familie und des Vermögens.

§ 4 Die gänzliche Glaubens- und Gewissensfreiheit ist unverletzlich.

§ 5 Die Verfassung sichert das Recht, gemischte Ehen einzugehen.

§ 6 Niemand kann gerichtlich verfolgt oder verhaftet werden, ausser in den durch das Gesetz bezeichneten Fällen.

§ 7 Das Privateigentum ist unverletzlich.

§ 8 Die Verfassung sichert die Freiheit der Presse und der Meinungsäusserung. Das Gesetz bestimmt die Strafe gegen deren Missbrauch.

§ 9 Handel und Gewerbe sind frei.

…

§ 13 Jeder Landmann hat das Recht, sich in jeder andern Gemeinde niederzulassen und dorten seinen Beruf oder sein Gewerbe ungestört auszuüben.

§ 14 Jeder Landmann und jeder im Land angesessene Schweizer ist zum eidgenössischen Militärdienst verpflichtet.

§ 15 Die Abschliessung von Militärverträgen mit fremden Staaten bleibt untersagt.

…

§ 26 Stimmberechtigter Bürger ist jeder Landmann, nachdem er das 18te Altersjahr zurückgelegt hat und in bürgerlichen Ehren steht.

§ 27 Jedem Stimmberechtigten steht das Recht zu, Vorschläge zu Gesetzen und hoheitlichen Beschlüssen ans Memorial zu geben, an Gemeinds- und Tagwensversammlungen sowie an der Landsgemeinde zu rathen, zu mindern und zu mehren, an den Wahlen teilzunehmen und gewählt zu werden, sofern er die erforderlichen Eigenschaften besitzt.



«Regierungsgebäude des Cantons Glarus».

Lithografie von C. Märier nach der Zeichnung von J. A. Gangyner, 1840 (Landesarchiv des Kantons Glarus)

Landammann und Bundespräsident

Joachim Heer (1825–1879)

Joachim Heer war das jüngste Kind von Landammann Kosmus Heer, der von 1790 bis 1837 lebte. Seine Mutter war eine Tochter des Ratsherrn Konrad Schindler im Haltli zu Mollis, des Vollenders des Linthwerkes. Die Eltern liessen ihrem einzigen Knaben eine standesgemässe Erziehung und eine sorgfältige Ausbildung angedeihen. Der ebenso begabte wie lerneifrige Joachim besuchte in Glarus die Sekundarschule und in Zürich das Gymnasium. 1843 begann er das Studium der Rechtswissenschaft, das er nach drei Jahren mit dem Doktorat abschloss.

Ende 1846 kehrte der 21-Jährige als Dr. iur. nach Glarus zurück. Welchem Tätigkeitsfeld sollte er sich zuwenden? Darauf gab es für ihn und für seine Landsleute eigentlich nur eine Antwort: dem Staatsdienst. Von Heer lässt sich sagen, er sei in jeder Hinsicht «ein geborener Landammann» gewesen. Er entstammte einer reformierten Häupterfamilie, für die der Staatsdienst so etwas wie eine ererbte und verpflichtende Lebensaufgabe geworden war. Sein Urgrossvater, Grossvater, Grossonkel und Vater hatten das Amt eines Landammanns oder während der Helvetik das eines Regierungsstatthalters anvertraut erhalten. Von seinen Vorfahren hatte Joachim Heer seine Neigung und Begabung für die Staatsführung geerbt, zudem auch ein grosses Vermögen, das ihm erlaubte, seine Zeit und seine Kräfte beinahe ohne Entgelt dem Vaterland zu widmen.

War in der Gemeinde Glarus oder im Kanton eine Amtsstelle frei, so wurde Heer dafür vorgeschlagen, nicht weil er diese Stelle durchaus anstrebte, sondern weil die Glarner ihn dazu haben wollten. So führte ihn der weitere Lebensweg rasch und ohne grosse Kämpfe in die höchsten Ämter des Heimatkantons und der Eidgenossenschaft. 1847 wurde Heer Mitglied des Landrates und ein Jahr später Zivilrichter. 1851 erfolgte seine Wahl in die Standeskommission, das heisst in die Regierung; ein Jahr später wurde er bereits Landesstatthalter. 1857 wählte die Landsgemeinde den 32-Jährigen zum Landammann. Dieses Amt bekleidete er ununterbrochen während 18 Jahren.

Heer leistete tatkräftige Mithilfe beim Wiederaufbau des 1861 abgebrannten Glarus. Auf sein Gesuch hin bewilligte die Bundesversammlung den Glarnern eine Anleihe von einer Million Franken. Heers Überzeugungskraft ist es zu verdanken, dass die Landsgemeinde 1867 ein zeitgemässes Strafgesetzbuch annahm. Er hatte massgebenden Anteil, dass 1859 die Eisenbahnlinie Weesen – Glarus und 1879 diejenige von Glarus nach Linthal vollendet wurde. Unermüdlich förderte er das Schulwesen, die Erziehungsanstalt Bilten und die Linthkolonie.

Seit 1857 vertrat Heer seinen Heimatkanton im Nationalrat, dem er während zweier Jahre auch als Präsident vorstand. Der Bundesrat sandte ihn zweimal als bevollmächtigten Minister nach Deutschland. 1866 und 1869 stand Heer für eine Wahl in den Bundesrat im Vordergrund. Beide Male lehnte er bestimmt ab, weil er seinen Aufgabenkreis im geliebten Glarnerland nicht aufgeben wollte. Trotzdem wählte ihn die Bundesversammlung Ende 1875 ehrenvoll zum Bundesrat. Nach mehrtägiger Bedenkzeit nahm Heer die Wahl an, getragen von der Einsicht, es sei klug, in Glarus neuen Kräften Platz zu machen. Schon 1877 erhielt er die höchste Stellung in der Schweiz, das Bundespräsidium. Die starke Beanspruchung zehrte an seinen Kräften. Krankheit zwang ihn auf Ende 1878 zum Rücktritt. Am 1. März 1879 raffte ihn der Tod dahin.



«Nicht zu herrschen ist das Los und die Aufgabe eines Beamten der Republik, sondern zu dienen.»
Landammann Joachim Heer

Im Glarnerland, im National- und Bundesrat gehörte Heer zu den führenden und allgemein anerkannten Persönlichkeiten. Seine zahlreichen schriftlichen Berichte zeigten die virtuose Meisterschaft, mit welcher er die verschiedenen Gebiete des öffentlichen Lebens – Recht und Politik, Volkswirtschaft und Verkehr – beherrschte. Als Staatsmann war Heer kein kühner Neuerer, sondern ein Mann der Mitte, des Ausgleichs. Unterschiedliche Meinungen wog er prüfend gegeneinander ab und wirkte dann vermittelnd und versöhnend. Persönlich stand er über den Gegensätzen, die damals die Bevölkerung spalteten. Dank seiner finanziell unabhängigen Stellung lagen seine eigenen Interessen weder bei den Arbeitgebern noch bei den Arbeitnehmern. Während seiner Regierungszeit als Landammann und Bundesrat wurden drei Fabrikgesetze ausgearbeitet und in Kraft gesetzt. Dabei versuchte er, die Industriellen wie die Arbeiter zur Mässigung und zu gegenseitigem Verständnis anzuhalten.

«Nicht zu herrschen ist das Los und die Aufgabe eines Beamten der Republik, sondern zu dienen», sagte Heer an einer Landsgemeinde, und auf diese Weise übte er seine öffentliche Tätigkeit aus. Er verstand die Anliegen und Sorgen seiner Landsleute und half mit Rat und Tat. Ein seltenes Band gegenseitigen Vertrauens verband ihn immer stärker mit seinem Volk. Im Volksgarten Glarus erinnert ein Denkstein an die beiden Staatsmänner Johann Jakob Blumer und Joachim Heer.



Gedenkstein im Volksgarten in Glarus.



600 Jahre Tradition: die Glarner Landsgemeinde 2006.

Wo das Glarnervolk sagt, was es will

Landsgemeinde

Die Landsgemeinde ist eine Tradition, die für Fortschritt sorgt. Immer am ersten Sonntag im Mai trifft die Glarner Landsgemeinde ihre Entscheidungen – und sorgt dabei manchmal für Überraschungen.

Es ist der 7. Mai 2006. In Glarus, im Ring auf dem Zaunplatz, tagt die Landsgemeinde, 4000, vielleicht 5000 Männer und Frauen. Mit der Zeit kommen immer mehr. Denn es geht um Brisantes: um den Antrag des Landrates, die Zahl der Glarner Gemeinden von 25 auf zehn zu reduzieren.

Manche sind strikt dagegen: Die Landsgemeinde solle den Gemeinden nichts aufzwingen, sagen sie. Doch auch die Befürworter sind gerüstet: Der Schritt sei überfällig – man müsse ihn hier und heute tun.

Ganz am Schluss kommt es zur Sensation: Nach mehrstündiger Diskussion beschliesst das Volk, es wolle nicht zehn Gemeinden, auch nicht 25 wie bisher – nein, es wolle nur noch drei. Dieser Entscheid erregt grosses Aufsehen in der ganzen Schweiz. Und er ist nur möglich gewesen, weil es die Landsgemeinde gibt. Warum?

Erstens darum, weil an der Landsgemeinde diskutiert werden kann. Die stimmberechtigten Glarnerinnen und Glarner sind hier versammelt, um über die Gesetze des Kantons zu entscheiden und wichtige Beschlüsse zu fassen. Und jedesmal, wenn der Landammann auf der Bühne eine Vorlage erläutert hat, sagt er: «Ds Wort isch fry!» Wer das Stimmrecht hat, darf jetzt auf die Bühne steigen und zum versammelten Landsgemeindevolk sprechen. Wenn möglich nicht zu lange, denn sonst werden die Leute ungeduldig und rufen: «Abe!»

Zweitens aber: Es wird nicht nur diskutiert an der Landsgemeinde. Wer auf die Bühne steigt, kann auch Änderungsanträge stellen, zum Beispiel eben: drei Gemeinden statt zehn, oder sieben, oder acht. Am Schluss wird über alle diese Änderungsanträge abgestimmt. Das wäre bei Abstimmungen an der Urne nicht





Oben: Einzug der Regierung in den Ring.

Unten: Seit 2005 wird mit einer farbigen Stimmkarte abgestimmt.

möglich. Dort könnte das Volk nur Ja oder Nein sagen zum ursprünglichen Antrag der Behörden. An der Landsgemeinde aber kann es weiter gehen, als der Landrat will, oder weniger weit. Es kann die Vorlage auch zurückweisen oder auf einen bestimmten Zeitpunkt verschieben. Kurz gesagt: Das Volk hat dank der Landsgemeinde einen grossen und direkten Einfluss.

Das ist der Hauptgrund, warum der Kanton Glarus die Landsgemeinde beibehalten hat. In Obwalden, Nidwalden und Appenzell Ausserrhoden wurde sie abgeschafft, weil dort die Einflussmöglichkeiten viel kleiner waren. Ausser Glarus kennt heute nur noch Appenzell Innerrhoden eine Landsgemeinde. Natürlich gibt es viele Leute, die auch an der äusseren Tradition der Landsgemeinde hängen: am feierlichen Einmarsch der Behörden mit Musik und Militär, am prächtigen Bild der Tagung unter freiem Himmel, an der Kalberwurst, die es als Festmahl gibt, am Marktbetrieb und an der fröhlichen Geselligkeit, die am Nachmittag in ganz Glarus herrscht.

Die Landsgemeinde hat sich in den über 600 Jahren ihres Bestehens immer wieder gewandelt. Eine wichtige Erneuerung beschloss die Landsgemeinde 1971. Bis dahin hatten nur die Männer das Stimmrecht. Die Regierung befürchtete, es könnte den Rahmen der Landsgemeinde sprengen, wenn auch die Frauen aktiv teilnähmen. Doch auch da war es das Volk im Ring, das solche Bedenken beiseite wischte und das Frauenstimmrecht beschloss. Ein Jahr später waren endlich auch die Frauen an den Verhandlungen auf dem Zaunplatz dabei.

An der Landsgemeinde werden die Stimmen nicht exakt ausgezählt. Der Landammann hat die Pflicht, «von Auge» abzuschätzen, welches Mehr das grössere ist. Im Zweifelsfall ruft er die ganze Regierung zur Mithilfe auf die Bühne und wiederholt die Abstimmung. Am Ende aber ist es ganz allein sein Entscheid, den das Volk zu akzeptieren pflegt. Allerdings wird von Zeit zu Zeit diskutiert, ob man technische Hilfsmittel zur genaueren Ermittlung der Mehrheit einführen solle.

So oder so: Die Glarner Landsgemeinde wird dann bestehen bleiben, wenn sie nicht nur ihre Würde, sondern auch ihre Lebendigkeit behält. Sie soll kein Museumsstück werden, auch nicht blosse Folklore. Nur wenn ihre klaren demokratischen Vorteile aktiv genutzt werden, hat sie auch in Zukunft Bestand.

Eine ausserordentliche Landsgemeinde bestätigte am 25. November 2007 mit deutlichem Mehr den Beschluss der Landsgemeinde vom 7. Mai 2006, die 25 Glarner Gemeinden zusammenzuschliessen zu Glarus Süd (Mitlödi, Sool, Schwändi, Schwanden, Haslen, Luchsingen, Betschwanden, Rüti, Linthal, Braunwald, Engi, Matt, Elm), Glarus Mitte (Ennenda, Glarus, Riedern, Netstal) und Glarus Nord (Näfels, Mollis, Filzbach, Obstalden, Mühlehorn, Oberurnen, Niederurnen, Bilten).



Gerichtshaus am Spielhof.

Ein Tag im Gericht

Leichtsinn mit Folgen

Ein schöner Sommernachmittag. Drei Männer plaudern im ersten Stockwerk des Gerichtshauses miteinander. Es handelt sich um den jungen Angeklagten – nennen wir ihn Rolf –, dessen Verteidiger sowie den Staatsanwalt, der die Anklage zu vertreten hat. Eine Glocke schrillt – das Zeichen dafür, dass die Verhandlung im Gerichtssaal beginnt. Rolf ist nun doch etwas nervös geworden. Was wird ihm die folgende Stunde bringen?

Im Gerichtssaal glaubt man sich in vergangene Zeiten zurückversetzt. Stuckaturen an der Decke, ein pompöser Leuchter, eine antike Uhr sowie verschiedene historische Gemälde bilden den Rahmen. Der Kantonsgerichtspräsident thront in der Mitte, links und rechts von ihm sitzen eine Richterin und ein Richter. Sie bilden die Strafgerichtskommission, die die «leichteren» Fälle beurteilt. Obwohl die Verhandlung öffentlich ist, hat sich kein Publikum eingefunden.

Der Gerichtspräsident erläutert den Fall. Rolf wird vorgeworfen, vorsätzlich auf eine geschützte Alpendohle geschossen zu haben. Das Verhöramt hat ihn deshalb zu einer Busse von 100 Franken und zum Entzug des Jagdpatentes für ein Jahr verurteilt. Gegen dieses Strafmass hat er Einspruch erhoben, vor allem, weil der Patententzug die Wiederholung der Jagdprüfung samt nochmaliger Absolvierung des Jagdlehrganges zur Folge hat. Rolf erklärt, er sei der Meinung gewesen, auf eine Krähe zu schiessen – und diese gehöre nicht zu den geschützten Tieren.

Die Befragung ergibt Folgendes: Rolf wollte zusammen mit fünf Kollegen Lawinenverbauungen erstellen. Wegen des regnerischen und nebligen Wetters zogen sie sich in eine Hütte zurück. Rolf hatte seinen neuen Stutzer dabei. Seine Kollegen stachelten ihn an, auf den schwarzen, rund 100 Meter entfernten Vogel zu schiessen – mit dem neuen Gewehr treffe er ja sowieso nicht …

In seinem rund 20 Minuten dauernden Plädoyer beschuldigt der Staatsanwalt den Angeklagten, vorsätzlich auf die Dohle geschossen zu haben. Die Tat sei aus purem Leichtsinn erfolgt. Der Staatsanwalt bezeichnet es als groben Verstoss gegen weidmännische Gepflogenheiten und die Standesehre der Jäger, einfach ins Blaue zu schiessen, ohne das Tier vorgängig «anzusprechen». Da sich viele Dohlen im besagten Gebiet befänden, habe der Angeklagte damit rechnen müssen, eine davon zu treffen. Das Strafmass des Verhöramtes samt Patententzug entspreche den gesetzlichen Vorschriften.

Nun ist der Verteidiger an der Reihe. Zunächst stellt er ein Zeugenbegehren: Der Wildhüter sowie zwei Arbeitskollegen seien nochmals anzuhören. Die Zeugen könnten bestätigen, dass auf eine Distanz von 100 Metern nicht deutlich zwischen einer Dohle und einer Krähe zu unterscheiden sei. Als er von den Kollegen gehänselt worden sei, habe Rolf nicht lange überlegt und seinen Stutzer geholt. Er würde jedoch nie und nimmer vorsätzlich auf eine Dohle schiessen. Der Angeklagte sei ein guter Jäger, der sich bisher nichts habe zuschulden kommen lassen. Es liege eine Fahrlässigkeit vor.

Diese hätte aber lediglich eine Busse zur Folge und keinen Patententzug. Das Ganze sei für Rolf ein «Lehrblätz». Ein Entzug des Jagdpatentes wäre für die leichtsinnige Tat eine zu harte Strafe.

Nach diesem ebenfalls 20 Minuten dauernden Plädoyer des Verteidigers verzichtet der Staatsanwalt auf einen zweiten Vortrag, die Replik. Der Gerichtspräsident stellt noch einige gezielte Fragen an den Angeklagten. Die Einvernahme von Zeugen erachtet das Gericht nicht für nötig. Der anwesende Richter weist darauf hin, dass auf Vögel normalerweise mit Schrot und lediglich auf eine Distanz von 30 Metern geschossen wird.

Nach 55 Minuten ist die Verhandlung zu Ende. Der Angeklagte, sein Verteidiger und der Staatsanwalt verlassen den Gerichtssaal. Drinnen berät die Kommission den Fall. Sie übernimmt die Anträge des Staatsanwalts, was bedeutet, dass Rolf den Jagdlehrgang wiederholen muss.

Er wird den Gerichtsentscheid schriftlich bekommen.



Obergericht im Gerichtssaal.



Das Landesarchiv hat 8500 Laufmeter Archivplatz zur Verfügung. Im Februar 2008 sind davon 3500 Laufmeter belegt.

Speicher der Vergangenheit

Unser Landesarchiv

Das Archiv ist ein Ort, an dem sich Aktenberge und Bücher türmen, ein verstaubtes Kellergewölbe, vollgestopft mit alten Schriften und Urkunden, die niemand mehr braucht und von denen niemand genau weiss, was überhaupt drin steht. Einzig die Archivarinnen oder Archivare finden sich im Dickicht aus Papier, Pergament, Ordnern und Schachteln zurecht. Sie sammeln antike Dokumente, entziffern die alten Handschriften und schreiben Geschichten über die Vergangenheit.

So oder ähnlich lautet die landläufige Vorstellung vom Archiv und den Personen, die dort arbeiten. Doch trifft dies auch zu? Wozu dient das Archiv tatsächlich? Welche Aufgaben hat es, und mit welchen Herausforderungen kämpft es?

Das Landesarchiv ist das zentrale Gedächtnis des Kantons Glarus und seiner Bevölkerung. Es hat die Aufgabe, das Handeln der kantonalen Behörden dauerhaft zu dokumentieren und damit das staatliche Handeln nachvollziehbar zu machen. Die Bevölkerung hat ein Recht zu wissen, aus welchen Gründen die Regierung einen Entscheid so und nicht anders gefällt hat, unter welchen Bedingungen ein Konflikt geschlichtet werden konnte oder wie die Behörden in Notlagen, bei sozialen Spannungen und wirtschaftlichen Krisen reagiert haben. Jeder Bürger und jede Bürgerin erwartet auch, dass seine Geburtsurkunde, ein Gerichtsurteil oder der Operationsbericht zuverlässig aufbewahrt werden und nicht verloren gehen.

Aus diesem Grund übernimmt das Landesarchiv die Akten der drei staatlichen Gewalten (Landrat, Regierungsrat, Gerichte) und der kantonalen Verwaltung mit all ihren Abteilungen und Dienststellen seit 1837. Es beherbergt auch das Schriftgut der staatlichen Gebilde vor der Entstehung des modernen Kantons 1837. Dazu gehören das Archiv des Alten Landes Glarus vom Mittelalter bis zur Refor-



Siegel der Äbtissin von Säckingen, 1395.
(Landesarchiv des Kantons Glarus)

mationszeit, dann die Archive der konfessionellen Landesteile bis zur Revolution 1798, das Helvetische Archiv (Kanton Linth 1798–1803) sowie das Neue Katholische, das Neue Evangelische und das Neue Gemeine Archiv von 1803 bis 1836.

Welche Herausforderungen beschäftigen den Archivar am meisten?

An erster Stelle steht die Bewältigung der Aktenmassen. Da es nicht möglich ist, alle Unterlagen, die in der Verwaltung produziert werden, einfach ins Archiv zu übernehmen, gilt es, unwichtiges und überflüssiges Material auszuscheiden. In der Regel werden 50 bis 95 Prozent einer Ablieferung nicht archiviert. Das Sortieren der Aktenmenge, das Ausscheiden von Archivgut und das anschliessende Ordnen und Erfassen der Dokumente in der Archivdatenbank ist sehr aufwendig und erfordert spezielle Kenntnisse.

Eine grosse Herausforderung stellt die Tatsache dar, dass immer mehr Akten und Dokumente nur noch in elektronischer Form als Dateien auf einem Server vorhanden sind. Auch elektronische Akten müssen übernommen und bewertet, das heisst entweder gelöscht oder so gespeichert werden, dass sie in 100 und mehr Jahren noch gelesen werden können. Für das Problem der elektronischen Langzeitarchivierung gibt es keine einfachen Lösungen.

Schliesslich sammelt das Landesarchiv auch Unterlagen, die nicht direkt aus der kantonalen Verwaltung stammen, die aber für die historische Überlieferung genauso wichtig sind. Dazu gehören Fotos, Film- und Tonbandaufnahmen, Tagebücher bedeutender Persönlichkeiten, Stiche, Karten, Pläne oder die Archive von Vereinen und Privatpersonen. In Zusammenarbeit mit dem Glarner Wirtschaftsarchiv setzt sich das Landesarchiv für die Erhaltung der historischen Archive von Glarner Firmen und Unternehmen ein.

Zu den Hauptaufgaben des Archivars gehört es, den Besucherinnen und Besuchern zu helfen, die Informationen zu finden, die sie suchen. Zu diesem Zweck erstellt das Landesarchiv Verzeichnisse, Listen und Register zu den einzelnen Beständen. Das wichtigste Suchwerkzeug ist eine Datenbank, in der die Archivbestände fortlaufend erfasst und abfragbar gemacht werden.



Alte Dokumente erzählen aus vergangenen Zeiten.



Wasserreservoir der Gemeinde Sool in der Weid.

Einst keine Selbstverständlichkeit

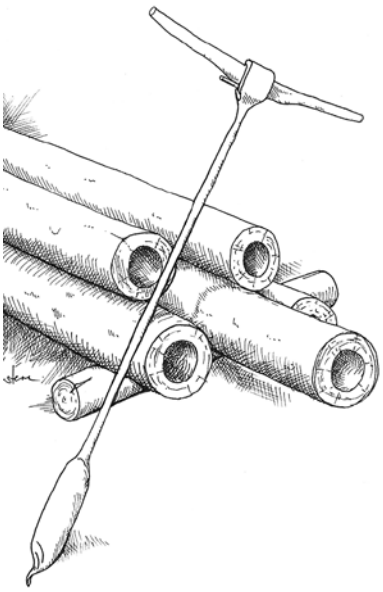
Wasser im Haus

Auf der ganzen Sooler Terrasse gibt es weder eine Quelle noch ein Bächlein oder gar einen Bach. Das Dorf Sool liegt auf den Trümmern des vorgeschichtlichen Guppenbergsturzes. Diese Gesteinsmassen wirken wie ein riesiges Sieb. Einzig in einigen Geländemulden, in denen sich im Laufe der Jahrtausende etwas Lehm abgelagert hatte, blieb das Wasser nach der Schneeschmelze und nach ergiebigen Regenfällen einige Zeit liegen. Diese sogenannten «Wasserlöcher» lieferten den ersten Einwohnern Sools wenigstens zeitweise Wasser. In trockenen Zeiten, vor allem in strengen Wintern und in heissen Sommern, musste das Wasser mühsam aus Sernf und Linth ins Dorf getragen werden.

Es ist nicht bekannt, wann am rechten Talhang in der Nähe des Dorfes einige kleine Quellen gefasst und ins Dorf geleitet wurden. Ums Jahr 1800 standen der Bevölkerung jedenfalls zwei Dorfbrunnen zur Verfügung, die aber zeitweise nur spärlich Wasser lieferten. Es kam nicht selten vor, dass sich die Leute deswegen in die Haare gerieten. Immer wieder musste der Weg nach Schwanden oder Mitlödi unter die Füsse genommen werden, um Haus und Vieh mit dem lebenswichtigen Wasser zu versorgen.

Im Jahre 1848 beschlossen die Sooler Tagwensbürger, diesen Zuständen abzuhelfen. Im Hellbachgebiet, unterhalb der Alp Fessis, fasste man zwei Quellen und leitete das Wasser durch eine etwa drei Kilometer lange Leitung zu den zwei Dorfbrunnen. Damals bestanden die Wasserleitungen aus der Länge nach durchbohrten Rottannenstämmen, sogenannten Tücheln. Für die neue Wasserleitung wurden 600 Tüchel verlegt, was die Gemeinde 1506 Franken kostete.

Während der nächsten Jahre stand den Soolern nun genügend Wasser zur Verfügung. Mit dem Überwasser des Dörflibrunnens konnte man auch noch den neu erstellten, gedeckten Wassersammler speisen, der als Reservoir für die da-



Tüchel
mit Tüchelbohrer.

mals angeschaffte Feuerspritze diente. Der Wasserbedarf der Einwohner aber stieg ständig. Es zeigte sich auch, dass die hölzernen Leitungen alle paar Jahre zu rinnen begannen. Deshalb ersetzte man schon im Jahre 1875 die Tüchelleitungen durch Zementrohre und eiserne Röhren. Gleichzeitig erstellte man neue Quellfassungen im Hellbachgebiet.

Im Eggli entstand das heute noch bestehende Wasserreservoir, und im Dorf wurden vier Hydranten aufgestellt.

An der Wende zum 20. Jahrhundert tauchte auch bei den Soolern der Wunsch auf, Wasser im Hause zu haben. Deshalb schloss man im Jahre 1907 sämtliche Häuser im Dorf an die Wasserversorgung an und erweiterte gleichzeitig das Hydrantennetz. Im Laufe der Jahre vermochten die bisher gefassten Quellen den ständig zunehmenden Wasserbedarf nicht mehr zu decken. Während Jahrzehnten liess die Gemeinde in der Gegend des Hellbachs, des Hüslibachs und sogar auf der Sooler Allmeind immer wieder nach Wasser graben. Aber überall, wo beigezogene Fachleute Wasser vermuteten, stiess man auf Fels und trockenen Boden. Einzig im Gheist konnten 1955 vier Quellen gefasst werden, die eine befriedigende Menge Wasser lieferten.

Seit Anfang der 60er-Jahre gab es im damals bald 100-jährigen Sooler Wassernetz immer mehr undichte Stellen, was vor allem im Frühling mehrmals zu Wassermangel in Teilen des Dorfes führte. Vorerst versuchte man, die grössten Löcher zu reparieren, musste aber bald einsehen, dass dies nicht genügte, weil neben den reparierten Stellen ständig neue Lecks entstanden. 1985 bewilligte die Gemeindeversammlung deshalb einen Kredit von 950 000 Franken für die Erneuerung der Wasserversorgung. Sämtliche Leitungen wurden ersetzt, die Quellfassungen und Kontrollschächte so weit nötig instand gestellt, und in der Weid entstand ein modernes grosses Wasserreservoir.

Die Kosten für die neue Wasserversorgung, die schliesslich die Millionengrenze deutlich überstiegen, wären für die Gemeinde Sool eine zu grosse Belastung gewesen. Die Patengemeinden Zollikon und Stadt Basel halfen tatkräftig mit, das grosse Werk zu finanzieren.



Feuerweiher, erstellt 1848,
heute noch in Gebrauch.



Die ARA, im Hintergrund Bilten und Niederurnen.

Zu Besuch in der ARA Bilten

Wieder sauberes Wasser

Seit der Wende zum 20. Jahrhundert wurden unsere Gewässer in zunehmendem Masse verschmutzt. Aus immer mehr Küchen, Waschküchen, Badezimmern und Toiletten gelangte das Schmutzwasser durch die Kanalisation direkt in unsere Bäche, Flüsse und Seen. Auch Fabriken und Gewerbebetriebe leiteten ihre Abwässer meist ungereinigt in die Linth. Das Leben in unsern Gewässern war in höchstem Masse bedroht.

Dieser bedenklichen Entwicklung musste Einhalt geboten werden. Man beschloss, alle Abwässer aus Industrie, Gewerbe und Haushalt in einer Abwasserreinigungsanlage (ARA) zu klären und sie erst dann in ein natürliches Gewässer zu leiten. 1973 begann man unterhalb von Bilten mit dem Bau einer solchen Anlage, und bereits 1976 konnten Teile davon in Betrieb genommen werden. Heute, nach dem Endausbau, ist sie imstande, alle Abwässer vom Urnerboden bis Schänis einschliesslich Weesen und Amden zu reinigen.

Das Sernftal betreibt in Engi eine eigene Anlage. Filzbach, Obstalden und Mühlehorn leiten das Abwasser in die Anlage «Mittisee» ausserhalb von Mühlehorn, wo man auch das Abwasser von Murg, Ober- und Unterterzen und Quinten reinigt.

Vorerst wird alles Abwasser in den Regenklärbecken der einzelnen Gemeinden gesammelt. Bei trockenem Wetter pumpt man es in den Sammelkanal, durch den es in die ARA Bilten fliesst. Bei heftigem Regen jedoch strömt viel mehr Wasser zu, als der Sammelkanal zu fassen vermag. Das Regenklärbecken füllt sich, läuft über, und das Überwasser fliesst direkt in die Linth. Das ist weiter nicht schlimm, weil der Regen das schmutzige Wasser sehr stark verdünnt.

In der ARA wird das Abwasser zuerst mechanisch gereinigt. Eine Rechenanlage hält die Feststoffe zurück. Kaum zu glauben, was alles ins Abwasser gelangt: Papier, Windeln, Plastikteile, Büchsen, Mikrofasertücher, Speiseresten, Flaschen-





Oben: Belüftungs- oder Belebtschlammbecken.

Unten: Getrockneter Klärschlamm wird im Zementwerk Untervaz als Brennstoff eingesetzt.

korken, Lumpen, Orangenschalen, Holzstücke und vieles mehr. All diesen Unrat bringt man in die Kehrichtverbrennungsanlage (KVA) nach Niederurnen.

Im Sandfang setzen sich Kies und Sand. Ein Abscheider befreit dann das Wasser von Öl und Fett. Im Vorklärbecken ruht das Wasser eine Weile. Der Rest der festen Stoffe setzt sich während dieser Zeit als feiner Schlamm auf dem Boden ab.

Wirklich sauber aber ist das Wasser noch nicht. Es wird nun in grosse Belüftungs- oder Belebtschlammbecken geleitet und dort mit Belebtschlamm in Kontakt gebracht. Die darin enthaltenen, mikroskopisch kleinen Lebewesen ernähren sich von den im Wasser gelösten Schmutzstoffen.

Druckluft führt Sauerstoff hinzu und hält das Wasser ständig in Bewegung. Sie unterstützt so die Bakterien bei ihrer Arbeit. Man nennt diesen Vorgang die biologische Reinigung. Gleichzeitig wird das Wasser chemisch gereinigt, indem mit Hilfe eines Metallsalzes die Phosphate ausgeschieden werden.

Im Nachklärbecken setzt sich der biologische Schlamm am Boden ab und wird dann zusammen mit dem Schlamm aus dem Vorklärbecken in die Faultürme gebracht. Dort zersetzt sich der Schlamm allmählich. Dabei entsteht Biogas, dessen Energie zum Betrieb der Kläranlage verwendet wird. Endlich ist das Wasser wieder so sauber, dass es in die Linth geleitet werden kann.

Die Entsorgung des Klärschlamms jedoch gab immer wieder Anlass zu Diskussionen. Anfänglich wurde er von unseren Bauern als Dünger für Futter- und Gemüseflächen verwendet. Wegen des Gehaltes an Schwermetallen war dies jedoch nicht unbedenklich und wurde schliesslich 2005 gänzlich verboten. Verschiedene andere Varianten erwiesen sich als unbefriedigend.

Seit dem Herbst 2007 aber steht nun in Bilten eine moderne, mit erneuerbarer Energie (Holzschnitzel) beheizte Schlammtrocknungsanlage, die es erlaubt, dem Klärschlamm soviel Wasser zu entziehen, dass er im Zementwerk Untervaz als Brennstoff eingesetzt werden kann.

Alle im Kanton Glarus zum Schutze der Gewässer notwendigen Anlagen haben zusammen rund 180 Millionen Franken gekostet. Dies ist der Preis für saubere Bäche, Flüsse und Seen, für sauberes Grundwasser und für gesundes Trinkwasser.



Bakterien vollziehen im belüfteten Becken die biologische Reinigung.



Die KVA Linthgebiet ist das viertgrösste Kraftwerk im Kanton Glarus.

Kehrichtverbrennung in Niederurnen

Unser Abfall wird entsorgt

Am 11. November 1973 wurde in der Kehrichtverbrennungsanlage (KVA) Niederurnen, die damals den Gemeinden des Kantons Glarus gehörte, das erste Feuer entfacht. Ohne die Vergrösserung des Zweckverbandes durch Gemeinden der Kantone Schwyz, St. Gallen und Glarus gäbe es heute die KVA Linthgebiet mit Sicherheit nicht mehr. Die durch die Gesetzesänderungen notwendig gewordenen modernen Umweltschutzanlagen hätte der Kanton Glarus allein nicht finanzieren können.

Weil der erste Ofen der KVA nur über eine Kapazität von 30 000 Jahrestonnen verfügte, mussten während fast 20 Jahren erhebliche Abfallmengen zur Kehrichtverbrennungsanlage in Hinwil transportiert werden. Der Bau einer zweiten Ofenlinie, der in den Jahren 1982 bis 1986 erfolgte, war deshalb nie bestritten. Durch den Einbau der ersten Dampfturbine, die über eine Leistung von 5,1 Megawatt verfügt, wurde die KVA Linthgebiet zum thermischen Kraftwerk.

Bereits wenige Jahre später zeigte es sich, dass weitere Ausbauetappen ins Auge gefasst werden mussten.

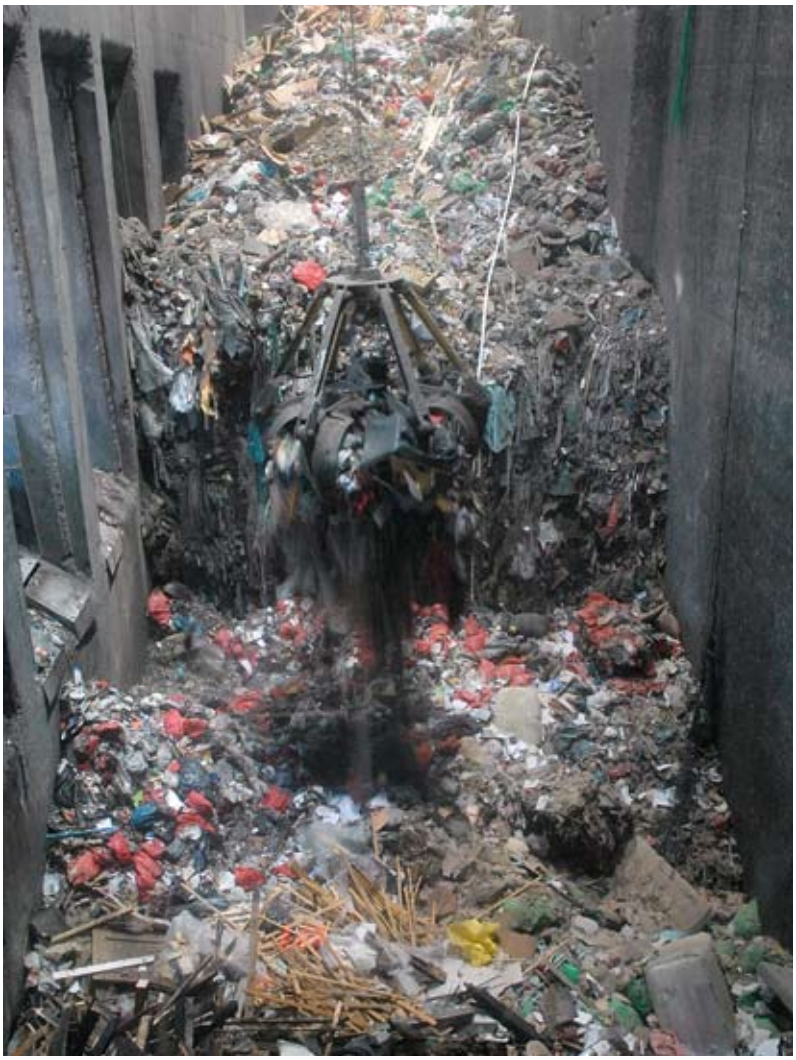
Von 1996 bis 2001 wurde die Anlage auf den modernsten Stand gebracht. Man musste enorme Summen investieren, um den umweltrelevanten Bereichen wie Rauchgas- und Abwasserreinigung gerecht zu werden. Als Folge dieser Massnahmen unterschreitet die Anlage sogar die gesetzlichen Grenzwerte.

Die KVA Linthgebiet kann im Jahr rund 115 000 Tonnen Abfall verbrennen. Die täglichen Anlieferungen bewegen sich zwischen 400 und 750 Tonnen. Durch die Verbrennung dieser Abfälle wird Dampf produziert, der zwei Dampfturbinen mit 12,4 Megawatt Leistung antreibt. Die KVA Linthgebiet ist mit dieser Leistung zurzeit das viertgrösste Kraftwerk im Kanton Glarus. Die maximale jährliche Stromproduktion liegt bei 82 000 Megawattstunden. Zusätzlich werden zwei

Fernwärmenetze betrieben, welche die Berufsschule Ziegelbrücke, die Schule an der Linth, das Autobahnrestaurant «Marché» sowie das Gewerbegebiet im Fennen und die eigene Anlage mit Wärme versorgen. Jährlich können so etwa 300 000 Liter Heizöl eingespart werden.

Die Verbrennung der Abfälle verursacht Rückstände in Form von Schlacken, Altmetallen und Hydroxidschlamm. Diese Rückstände müssen gesetzeskonform entsorgt werden: Schlacke wird auf Deponien in der Schweiz, der Hydroxidschlamm in einer Untertagsdeponie in Deutschland endgelagert. Alteisen wird mittels Magneten aus der Schlacke entfernt und der Wiederverwertung zugeführt.

Die Anlagen der KVA Linthgebiet laufen rund um die Uhr das ganze Jahr über. Sie sind sehr hoch automatisiert, rund 12 000 Datenpunkte werden elektronisch überwacht. Dieser hohe Automatisierungsgrad erleichtert das Betreiben der Anlagen enorm.



Der Kehricht von 240 000 Einwohnern landet im Bunker der KVA. Nach der Anlieferung wird er für die KVA zum Rohstoff- und Energielieferanten. Vom Kommandoturm aus wird er mit dem riesigen Kran in die Brennöfen gebracht.

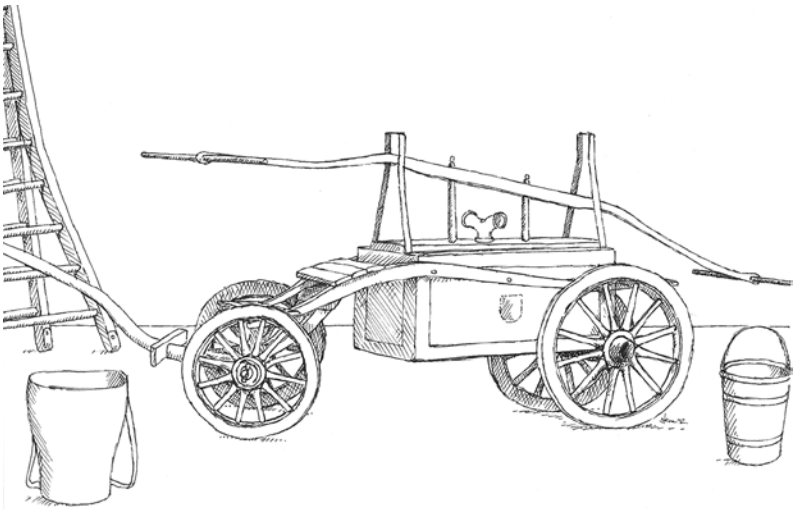
Aus einer Feuerordnung von 1798

Feuerwehr früher

Im Februar 1798 beschlossen die Bürger von Näfels eine neue Feuerordnung.

1. Die Feuerspritze und alle Geräte sollen jedes Jahr im Frühling und im Herbst kontrolliert und ausprobiert werden. Mangelhaftes ist sofort instand zu stellen. Während des Winters wird die Spritze auf einen Schlitten gestellt.
2. Auch die Wasserschwellen samt den dazugehörenden Stöcken und Brettern sollen jährlich zweimal kontrolliert werden.
3. Bei einer Feuersbrunst soll sich niemand ohne Wassergeschirr aus dem Haus begeben. Auch darf kein Geschirr wieder vom Platze getragen werden, bevor es ausdrücklich erlaubt wird. Da ohne Stillschweigen keine Ordnung herrscht, soll nur reden, wer reden muss, und jeder sich in die Schöpfreihen stellen.
4. Nicht nur für die Feuerspritze, sondern auch für die Feuerleitern, Feuerhaken, Feuerkübel, Schöpfreihen und Wasserschwellen sind die Kommandanten samt der erforderlichen Mannschaft eingeteilt; ebenso die Zimmerleute, die Feuerläufer, die Wachen für den geretteten Hausrat und diejenigen, die die Kirche und die Plätze zu überwachen haben. Jeder hat seinen Auftrag schriftlich erhalten.
5. Wenn in der Gemeinde Feuer ausbricht, was Gott gnädig abwenden wolle, soll die grosse Glocke geläutet werden, und zwar am Anfang eine Zeit lang nur auf einer Seite, damit man daraus den Ort des Brandes erkennen kann.
6. Wenn ausserhalb der Gemeinde, in der Nachbarschaft, ein Feuer ausbricht, soll eine Weile mit der zweitgrössten, nachher je nach den Umständen auch mit der grössten Glocke geläutet werden. Alle sollen zum Feuerhaus laufen, und von ihnen soll je nach Entfernung und Grösse der Feuersbrunst eine Anzahl mit Spritze und Geräten abkommandiert werden.
7. Wenn in der Nacht Feuer ausbricht, soll der Nachtwächter bei allen Rufständen «Füürjo» rufen und den Tagwenvogt und die übrigen Eingeteilten sofort aufwecken.
8. Auf jedem Hausdach soll ein grosses Dachfenster vorhanden sein, damit man in Notfällen rascher mit Leitern zu Hilfe kommen kann. Beim Bau neuer Häuser ist in Zukunft darauf zu achten.
9. Der Platz beim Feuerhaus soll zu allen Zeiten sauber und offen gehalten werden.
10. Die bestehenden Tagwensgesetze betreffend Besichtigung der Feuerstätten, Kaminfegen, Haussechten, Backen und Sechten bei starkem Föhn, offene Lichter über die Gasse tragen, Säuberung des Dorfbachs und was mehr dergleichen ist, bleiben weiter in Kraft.
11. Schliesslich wird verordnet, dass diese neue Feuerordnung alljährlich vorgelesen werde, damit sich niemand wegen Unwissenheit entschuldigen kann. Der Tagwenvogt ist verpflichtet, zu passender Zeit eine Probe durchzuführen, zu der alle Männer zu erscheinen haben. Frauen, die gerade in der Nähe sind, sollen sich in die Schöpfreihen stellen.

Der allmächtige Gott erhalte uns und unsere Wohnungen und bewahre alles das Unsrige jetzt und in Zukunft vor allen Feuersnöten.



Feuerspritze, Leiter und Feuerkübel aus der Gründungszeit unserer Feuerwehren.

Sage

Der Sumpfreiter

Früher wurden auf der Bösbächialp neben Kühen, Rindern und Schafen auch Pferde gesömmert. Es war der Brauch, dass die Besitzer der Pferde einmal im Sommer nach ihren Tieren schauten.

So kam eines Tages ein Bursche zur vordersten Hütte des Mittelstafels. Sein Vater hatte ihn hinaufgeschickt, um nach den Pferden zu sehen. Der kräftige und verwegene Bursche hatte Sattel und Zaumzeug mitgebracht. Er wollte zuhinterst im Tal über den Fluhberg zum Oberstafel reiten. Da ein Gewitter im Anzug war, riet ihm der Senn davon ab und beschwor ihn hierzubleiben. Doch der verwegene Bursche liess sich nicht abhalten. Er schwang sich aufs Pferd, und mit einem Jauchzer galoppierte er davon.

Schwere Gewitterwolken zogen über die Felswände der Eggstöcke herab. Dunst und Nebel senkten sich über das Tal. Bald kam das Pferd vom Weg ab, während der verwegene Reiter es noch immer vorantrieb. Er wollte das schützende Dach der Hütte erreichen. Doch geriet er im Nebel mit seinem Ross unterhalb des Oberstafels in das Hochmoor, das den sonderbaren Namen «Gwagget» trägt. Das Pferd verlor den festen Grund unter den Hufen. Im Schein eines Blitzstrahls erkannte der Bursche plötzlich seinen Irrtum. Vor ihm dehnte sich die Schwärze des offenen Sumpfwassers aus. Gleich darauf waren Ross und Reiter im gurgelnden Morast versunken.

Jahrhundertelang barg der Sumpf sein Geheimnis, bis ein Alpknecht eines Tages im «Gwagget» ein Hufeisen fand. Auch heute noch kann man in Gewitternächten den gellenden Schrei des Sumpfreiters und das ängstliche Wiehern seines Pferdes hören.



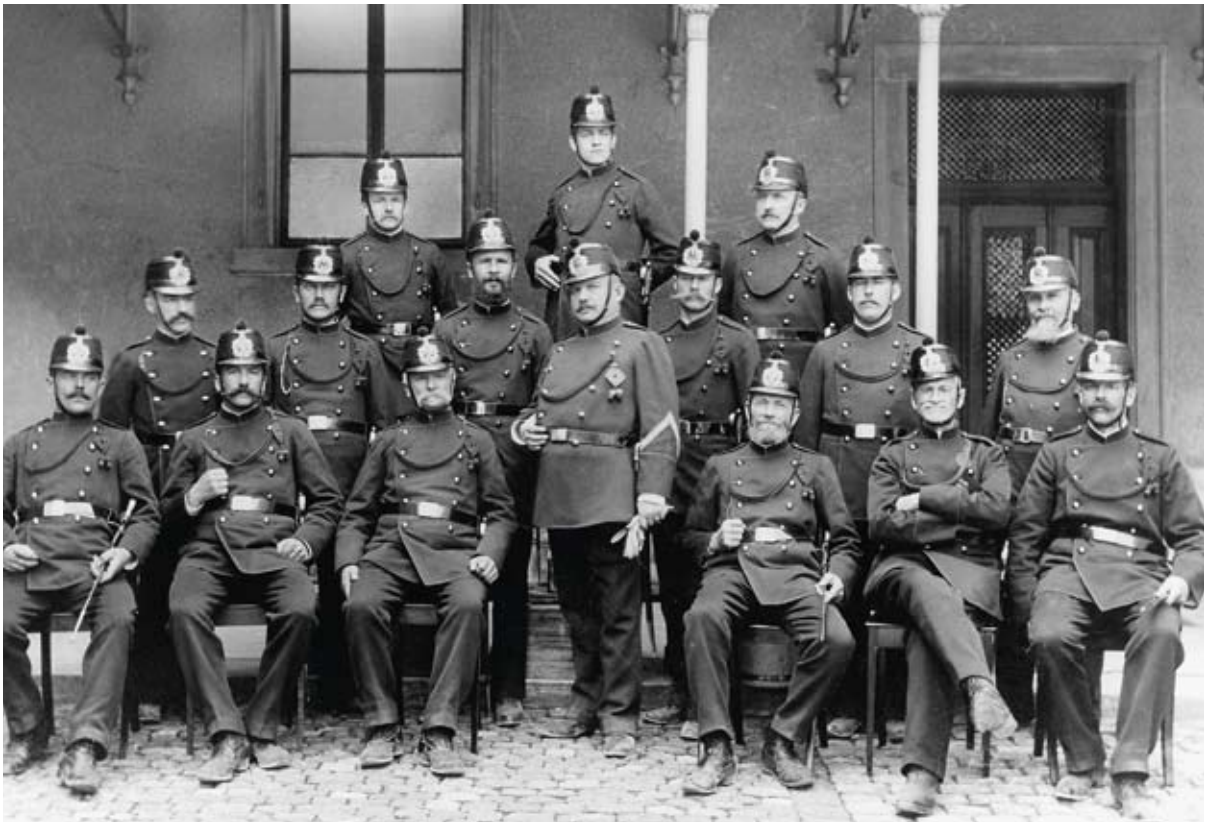
Das Landjägerkorps des Kantons Glarus

«Zum besten des vaterlandes»

Die ersten Glarner Landessatzungen von 1387 enthalten zwar gesetzliche Vorschriften; von Ordnungshütern ist darin jedoch nicht die Rede. Jedermann war verpflichtet, bei Ausbruch von Streitigkeiten die Beteiligten zu friedlichem Verhalten aufzufordern. Wer dieser Verpflichtung nicht nachkam, musste eine hohe Busse bezahlen. Das Eintreiben von Bussen und andere polizeiliche Aufgaben übertrug die Obrigkeit verschiedenen staatlichen Funktionären. Hie und da wurden Ratsherren aufgeboten, um einen Straftäter festzunehmen. Auch dem Landweibel waren solche Aufgaben übertragen. Der Obrigkeit standen zudem drei Läufer für Botengänge zur Verfügung. Auch sie wurden später zu Ordnungsdiensten aufgeboten. So befahl der Rat im Jahre 1576, dass an der Näfelser Fahrt ein Läufer «under dem ring ston soll und wo er unzüchtig (Unfug treibende) lüth gseth, die selben heissen schwigen bin miner herren straaf».

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden fremde Bettler zu einer Landplage. Die Obrigkeit befahl mehreren Tagwen, Profosen oder Bettelvögte einzusetzen. Sie hatten die auswärtigen Bettler fortzujagen. Im Jahre 1742 beschloss die Landsgemeinde, «dass zur abhebung des frömden gesindts jeder tagwen in unserm land auf sein costen einen wächter stellen» müsse. «Zum besten des vaterlandes» soll «ein wächter, von morgen, da der tag anbricht, bis am abend in die nacht hinein, die wacht mit anhabendem unter- und übergewehr getreulich versehen».

Obere Reihe (von links): E. Schlittler, Netstal; Hch. Heer, Bilten; J. Zweifel, Glarus. Mittlere Reihe (von links): N. Zopfi, Schwanden; J. J. Marti, Linthal; J. Marti, Luchsingen; P. Vogel, Glarus; F. Spälti, Mitlödi; F. Hauser, Näfels. Untere Reihe (von links): F. Jenny, Matt; F. Aebli, Mollis; J. Jakober, Glarus; Hch. Fischli, Wachtmeister, Glarus; J. Zindel, Oberurnen; J. Kamm, Obstalden; G. Hefti, Ennenda.



Die Obrigkeit sah jedoch ein, dass diese Aufgaben nicht länger den Gemeinden übertragen werden konnten. Der Rat erliess ein neues Gesetz: vier Harschiere hatten im Glarnerland für Ordnung zu sorgen; je einer im Hinterland, im Mittelland, im Unterland und auf dem Kerenzerberg samt Mollis. Müssiggänger oder Bettler waren aus dem Land zu weisen, gefährliche Personen nach Glarus zu bringen, Fremde zu kontrollieren. Misshandlungen waren den Ordnungshütern verboten. Zu ihrem Schutz erhielten sie ein Gewehr, einen Säbel und einen Stock. Jeder Harschier musste ein- bis zweimal pro Woche dem Landammann über seine Arbeit berichten.

Vom Jahre 1804 an beaufsichtigten die drei Mitglieder der Polizeikommission alle «Policey-Anstalten».

Acht Landjäger wurden folgenden Tagwen zugeteilt: Matt im Sernftal, Dornhaus, Schwanden, Glarus, Mollis, Näfels, Niederurnen und Obstalden. Nach wie vor stand die Abwehr und Kontrolle fremder Bettler, Kesselflicker, Schleifer, Schirmmacher, Marktschreier, Quacksalber, Spieler und Tierbändiger im Vordergrund.

Eine blaue Uniform kennzeichnete die Landjäger; als Waffen trugen sie eine Pistole und einen Säbel.

Die neue Kantonsverfassung von 1837 brachte grössere Änderungen im Polizeiwesen. Die Polizeikommission wurde auf fünf Mitglieder vergrössert und erhielt zusätzliche Aufgaben: Aufsicht über die Fremdenpolizei, die Sittenpolizei und das Forstwesen sowie die Kontrolle über die Einhaltung der Feuer-, Alp-, Jagd- und Metzgerordnung. Ein Verhöramt zur Untersuchung von Straftaten wurde eingesetzt, und ein Polizeigericht urteilte über Vergehen.

Die Landjäger hatten dafür zu sorgen, dass die verschiedenen Vorschriften und Gesetze eingehalten wurden. Regelmässige Kontrollgänge waren genau vorgeschrieben. Spezielle Streifzüge wurden manchmal für Alp- und Berggebiete befohlen. Verhaftete mussten übernommen und weitergeleitet werden. Landjäger bestraften, unter Aufsicht eines Verhörrichters, Verurteilte mit Stockschlägen.

Die Arbeitszeit dauerte im Sommer von 6 bis 20 Uhr, im Winter von 6.30 bis 18 Uhr. Von Bewerbern für den Polizeidienst verlangte man, dass sie «geläufig schreiben, sowohl Gedrucktes, wie auch Geschriebenes gehörig lesen und zudem etwas rechnen» konnten. Neulinge mussten «während drei Monaten, gleich einem Rekruten, den Polizeidienst in Glarus durchmachen».

Die Kantonsverfassung von 1887 brachte einen nach Departementen gegliederten Regierungsrat. Der Vorsteher des Polizeidepartements beaufsichtigte nun das Korps, das etwa 15 Landjäger umfasste. Aufgaben der Polizei waren unter anderem: «…Personen und Eigentum schützen, für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung sorgen, Verbrechen, Vergehen und Gesetzesübertretungen verhüten, deren Urheber entdecken und den Behörden überliefern…»

Geführt wurde das Korps von einem Wachtmeister, der täglich die Befehle des Polizeidirektors entgegennahm. An Samstagen, Sonntagen, Feiertagen und Markttagen musste er auf dem Wachtposten übernachten.



Die Aufnahme von Verkehrsunfällen gehört zur alltäglichen Arbeit der Regionalpolizei.

Partner für Sicherheit

Kantonspolizei Glarus

Warum brauchen wir die Polizei?

Die Glarner Polizei steht im Dienste des Kantons mit rund 38 000 Einwohnerinnen und Einwohnern im Herzen der Schweiz, aber auch mitten in einer Welt von Gefahren und Hektik. Sie sorgt für die Beachtung der Gesetze, welche die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger sich selbst auferlegt haben, denn das Zusammenleben von Menschen erfordert die Einhaltung klarer Regeln. Die Polizei verhütet Straftaten, und sie stellt sich weiteren Aufgaben, die immer komplizierter und umfangreicher geworden sind. 24 Stunden am Tag und 365 Tage im Jahr ist die Einsatzzentrale der Kantonspolizei Glarus für die Bevölkerung erreichbar. Wo Not herrscht, wo ein Unglück geschieht oder wo Gefahr droht, kurzum, wo Menschen Hilfe brauchen, macht die Polizei, was gegen die Notlage zu tun ist, und sorgt für Ordnung.

Das Glarnerland ist keine heile Welt: Auch bei uns gibt es Kriminalität. Die Polizei schützt Leib und Leben, Hab und Gut.

10 000-fach rollt der Pendler- und Freizeitverkehr durch die Dörfer des engen Bergtals, und im Norden quert der Autobahn-Verkehrsstrom den Kanton. Die Kantonspolizei Glarus leistet ihren Beitrag zur Lebensqualität der Bevölkerung. Sie sorgt für Verkehrssicherheit.

Die Kantonspolizei Glarus besteht aus drei Abteilungen: der Regionalpolizei, der Kriminalpolizei und den Spezialdiensten.

Die Aufgaben der Regionalpolizei

Die Polizistinnen und Polizisten auf den Stützpunkten Näfels, Glarus und Schwanden sorgen für Ordnung in den Dörfern und achten darauf, dass die Gesetze eingehalten werden. Sie beraten die Einwohnerinnen und Einwohner in Sicherheitsfragen.

Zu ihren Aufgaben gehören das Patrouillenfahren, Beratungen, Tatbestandsaufnahmen von Kriminalfällen, aussergewöhnlichen Todesfällen, Verkehrsunfällen sowie Fahndungen, Ermittlungen und Festnahmen.

Zur Regionalpolizei gehört der Fachdienst der Sicherheitspolizei. Er plant, organisiert und führt Einsätze auf dem ganzen Kantonsgebiet durch und ist verantwortlich für den Ordnungsdienst bei der Landsgemeinde, der Näfelser Fahrt und weiteren grösseren Anlässen.

Die Aufgaben der Kriminalpolizei

Die Kriminalpolizei ist zuständig für schwere Fälle, für Fälle von überregionaler Bedeutung und Delikte, die fachliches und technisches Spezialwissen voraussetzen.

Sie ermittelt bei illegalem Handel und Konsum von Betäubungsmitteln, Vermögensdelikten (Einbruchdiebstahl, Betrug, schwere Fahrzeugdelikte), Kapitalverbrechen (Tötungsdelikte, Raub) und Sexualstraftaten (Pornografie, sexuelle Handlungen mit Kindern).

Zu ihren Aufgaben gehören auch Büroarbeiten wie Ausschreibung von Personen, Fahrzeugen und Sachen im Ripol; Erstellen von Statistiken für interne und externe Stellen; Bearbeitung von eingehenden Fahndungsmeldungen, auch aus andern Kantonen; IT-Ermittlung und Staatsschutz / Nachrichtendienst.

Dabei arbeitet sie zusammen mit der Polizei aus anderen Kantonen oder Ländern.

Der *Kriminaltechnische Dienst* der Kriminalpolizei erledigt sämtliche erkennungsdienstlichen Aufgaben und führt bei Straftatbeständen die Spurensicherung sowie die spurentechnischen Untersuchungen und Auswertungen durch.

Die Aufgaben der Spezialdienste

Die Abteilung Spezialdienste, bestehend aus dem Fachbereich Support, der Einsatzzentrale, dem Fachdienst Verkehr und der Administration, stellt die Infrastruktur für die anderen Abteilungen sicher. Daneben ist sie zuständig für den Betrieb der Einsatzzentrale der Kantonspolizei sowie für verschiedene verkehrspolizeiliche Fachdienste wie Verkehrserziehung, Geschwindigkeits- und Schwerverkehrskontrollen und die seepolizeilichen Aufgaben.

Die Mitarbeitenden des *Fachbereichs Support* beschäftigen sich mit Liegenschaftsunterhalt; Unterhalt von technischen Anlagen wie Telefon, Funkanlage usw.; Informatik; Fahrzeugen; Bekleidungswesen, Uniformen; Bewirtschaftung von Wertschutzanlagen (Alarmanlagen); Unterhalt von Signalisationsmaterial; Beschaffung von Korps- und Büromaterial und Mediendienst.

Das Herz der Kantonspolizei, die Einsatzzentrale, wird von den Spezialdiensten betreut.





Unscheinbare Spuren können Täter überführen: Spurensicherung ist eine wichtige Aufgabe der Kriminalpolizei.

Die *Einsatzzentrale (EZ)* ist das Herz der Kantonspolizei Glarus. Die Polizisten in der EZ nehmen alle Meldungen wie Notrufe, Telefonate und Alarme entgegen. Sie leiten die Sofortmassnahmen ein, bieten die Einsatzkräfte der Polizei auf, alarmieren die Feuerwehren und andere Hilfsorganisationen. Sie überwachen und steuern die Signalisation der Tunnelstrecken der Autobahn A3 mittels eines modernen Überwachungs- und Leitsystems. Von der EZ aus werden alle nötigen Meldungen über Funk, Telefon und EDV verbreitet. Die EZ wird während 24 Stunden an 365 Tagen von einem Disponenten betreut. Die Disponenten arbeiten im Schichtbetrieb.

Der *Fachdienst Verkehr* ist zuständig für Schwerverkehrskontrollen und Transportbegleitungen; Geschwindigkeitskontrollen (Radar, Laser, Nachfahrmessungen); Verkehrserziehung im Kindergarten und an den Schulen; Verkehrstechnischen Dienst (Strassenreklamen, Veranstaltungen, Verkehrsbeschränkungen, verkehrstechnische Beurteilungen); Personenkontrollen bei grenzüberschreitenden Flügen / Flugplatz Mollis; Seepolizeikontrollen.

Die *Administration / Ordnungsbussenzentrale* ist zuständig für den Einzug der Bussen und erledigt weitere administrative Arbeiten.

Die Polizeiarbeit ist spannend, vielseitig und manchmal auch gefährlich. Vom Polizisten wird grosse Fachkompetenz verlangt, aber auch ein hohes Verantwortungsbewusstsein. In der Polizeischule und in der laufenden Weiterbildung lernen Polizistinnen und Polizisten, was sie in ihrer Tätigkeit im Dienste der Bevölkerung brauchen.

Bei Wind und Wetter im Einsatz

Der Wildhüter

Bei der Ausschreibung für eine neue Wildhüterstelle melden sich jeweils viele junge Männer. Schon seit jeher steht der Regierungsrat vor der nicht leichten Aufgabe, die richtige Person auszuwählen. Doch lassen wir den Wildhüter selber zu Worte kommen.

Meine Hauptaufgabe ist es, für einen gesunden, der Natur angepassten Wildbestand zu sorgen. Dazu gehören das Schalenwild, wie Steinbock, Hirsch, Reh, Gämse, das Raubwild, wie Fuchs, Marder, Iltis, Dachs, Hermelin, und das Federwild, wie Greifvögel, Raufusshühner, Spechte und Singvögel.

Ich beobachte alle Tiere und ihre Lebensräume. Dabei spielen die Veränderungen in der Natur eine bedeutende Rolle. Viele Lebensräume wurden zerstört und neue entstanden: Windwurfflächen erwiesen sich zum Beispiel für Spechte als hervorragender Lebensraum. Auch dem Schalenwild gefällt es in diesen Flächen. Leider hält es sich dann im Winter an solchen Orten konzentriert auf. Daran haben die Forstleute keine Freude, besteht doch ein Teil der Nahrung dieser Tiere aus Trieben junger Bäume.

Um die Schäden in Grenzen zu halten, muss ein Teil der Tiere abgeschossen werden. Dies ist eine sehr schwierige und unerfreuliche Aufgabe.

Manchmal betäube ich Tiere mit dem Narkosegewehr, um sie zu markieren und zu vermessen. Später kann ich diese Tiere dann an ihren Marken erkennen und beobachten. Dies hilft der Forschung und später auch uns, mehr über diese Tierarten zu erfahren.

Im schneereichen und für das Wild katastrophalen Winter 1998/99 konnte man in Haslen einen Hirsch beobachten, der von Haus zu Haus zog und zwischen den hohen Schneemauern nach Futter suchte. Da der Hirsch ein Geweih trug, welches einem O ähnlich war, wurde er auch so benannt.

Einmal wurde ich von einem Bewohner zu Hilfe gerufen. «O» verwehrte diesem den Eintritt in seine eigene Wohnung. Als ich vor Ort eintraf, lag der Hirsch seelenruhig auf der Terrasse vor dem Wohnzimmer. Von der Stube aus näherte ich mich dem stattlichen Tier und wollte es verjagen. Doch anstatt zu flüchten, wandte sich der Hirsch bedrohlich gegen mich. Zum Glück konnte ich ihn besänftigen, und er zog sich ins nahe Fichtenwäldchen zurück. Beunruhigend war für mich die Vorstellung, dass ein in die Enge getriebener Hirsch sogar auf einen Menschen losgehen könnte. Stellte «O» für die Bevölkerung eine Gefahr dar?



Erschreckte Haslerinnen und Hasler: der «O»-Hirsch.

Zwei Tage später kehrte er wieder ins Dorf zurück und begann erneut, Hauseingänge zu blockieren. Zusammen mit einem Wildhüterkollegen gelang es mir, den Hirsch zu betäuben und vorübergehend in einem Stall in Schwanden unterzubringen. Nach ein paar Wochen wurde der Hirsch wieder in die Freiheit entlassen.

Auch kleine Tiere wie Marder können uns arg zu schaffen machen. Mit Vorliebe nagen sie Schläuche im Motorraum von Autos an. Diese Tiere muss ich dann fangen und weit entfernt wieder freilassen.

Nachts werde ich vielfach aufgeboten, um angefahrene und verletzte Tiere zu suchen und von ihren Schmerzen zu erlösen.

Die günstigste Zeit, das Schalenwild zu zählen, ist das Frühjahr. Aufgrund der Erhebungen legt der Regierungsrat die Abschusszahlen fest. Ziel der Abschüsse ist ein Gleichgewicht im Ökosystem. Wildhüter und Jäger sind in dieser

Hinsicht Ersatz für die grossen Raubtiere wie Bär, Wolf und Luchs. Eine weitere Aufgabe ist es, die Wildschutzgebiete am Kärpf, Schilt und Rauti-Troos zu überwachen und mich für die noch vorhandenen Lebensräume der einheimischen Tiere einzusetzen.

Während der Jagdzeit bin ich in den Jagdgebieten unterwegs, stehe den Jägern mit Rat zur Seite. Gleichzeitig achte ich darauf, dass sie die Vorschriften und Gesetze einhalten. Zu meinen Aufsichtspflichten gehört die Kontrolle der Pilzsammler und Fischer.

Mit Führungen und Vorträgen versuche ich vor allem jungen Menschen die Augen für die Schönheiten unserer Natur zu öffnen. Die Ökologie, so nennen wir die Zusammenhänge zwischen Mensch, Tier- und Pflanzenwelt, liegt mir besonders am Herzen.

Neben all den Tätigkeiten im Freien habe ich auch Büroarbeiten wie Untersuchungen, Statistiken und Gutachten zu erledigen. Diese Arbeit im Büro hat in den letzten Jahren stark zugenommen. Meine Hauptaufgabe aber bleibt die Arbeit in und mit der Natur.



Hüter und Wächter in den Wildschutzgebieten: Wildhüter auf der Tour.



Der Schiessplatz Wichlen, Flugaufnahme aus Westen.

Einer der modernsten in Europa

Der Schiessplatz Wichlen

«An Amboss von Hammer: die Übung beginnt!», so lautet die Dienstanordnung aus dem Übungsleitturm auf dem Panzerschiessplatz Wichlen. Nun gilt es ernst für die Besatzung der vier Panzer vom Typ Leopard oder Schützenpanzer 2000. Was vorher im Theoriesaal in jeder Einzelheit besprochen und danach auf einem Geländemodell Schritt für Schritt nachgestellt worden ist, wird nun mit scharfer Munition durchgespielt. Ziel ist, jeweils in 15 Sekunden vier feindliche Angreifer zu vernichten.

Der Bereitstellungsraum ist der Parkplatz neben der Panzereinstellhalle, die Platz für 20 Leopard- oder 30 Schützenpanzer bietet. Der Zugführer, ein Leutnant, der das Kommando über die vier Panzer hat und in einem der Panzer mitfährt, gibt den Befehl zum Vorrücken auf einer Linie. Die Fahrer lenken ihr Gefährt auf die zugewiesene Panzerpiste. Die Lader melden die Kanone schussbereit. Die Richter und Schützen beobachten gespannt ihren festgelegten Sektor im Zielraum. Unter dem Kommando des Panzerkommandanten, meistens im Rang eines Unteroffiziers, kämpft sich jede Mannschaft auf ihrem Gebiet vorwärts.

In einer ersten Phase lässt die Übungsleitung – vom Leitturm aus elektronisch gesteuert – im Zielhang in 2000 Metern Distanz vier gegnerische Panzer auftauchen. Auf Monitoren kann sie mitverfolgen, wie sich die einzelnen Besatzungen verhalten, da eine Kamera Bilder von jedem Fahrzeuginneren in den Turm überträgt. Kleinere Fehler können über Funk sofort korrigiert werden. Bei grossen Fehlern hingegen, wie bei einem Fehlschuss, wird die Übung sofort abgebrochen und besprochen.

Der Zug erledigt die erste Aufgabe erfolgreich. «An Hammer von Amboss: vier feindliche Panzer vernichtet!», meldet der Leutnant dem Kompaniekommandanten im Turm. Der Panzerzug rückt weiter vor. In der zweiten Phase meldet ein Schütze vier feindliche Panzer in voller Fahrt. Sofort erteilt der Zugführer den Panzerkommandanten den Befehl zur Bekämpfung. Innert weniger Sekunden donnert es aus allen Rohren. Wiederum kann ein Vollerfolg gemeldet werden. Diese Treffsicherheit ist der heutigen Technik zu verdanken. Ist ein Ziel einmal erfasst, wird die Kanone nach den vom Bordcomputer errechneten Werten laufend nachgerichtet. So ist es von einem fahrenden Panzer aus möglich, bewegliche Ziele schnell und wirkungsvoll zu bekämpfen.

In Phase drei geht es drunter und drüber. Von den sechs gesichteten feindlichen Panzern werden wohl vier im ersten Schuss getroffen. Eiligst wird nachgeladen und geschossen, doch da tauchen zwölf weitere Feinde auf. Ein eigener Panzer wird getroffen und ausser Gefecht gesetzt. Der Zugführer gibt den Befehl zum Rückzug. «An Hammer von Amboss, zwölf feindliche Panzer im Angriff, wir ziehen uns unter Nebel zurück!», meldet er dem Kompaniekommandanten. Die-

ser entschliesst sich sofort, einen zweiten Panzerzug zur Unterstützung ins Feld zu schicken. Da ertönt das bekannte «Halt, Übung abgebrochen!». Die Scharfschiessübung ist zu Ende.

Die Panzerfahrer parkieren ihre Fahrzeuge auf dem Parkplatz. Die Kanonen sind entladen, die Rohre zeigen seitwärts auf den Boden. Die Besatzungen steigen aus und machen eine Pause.

Der Zugführer begibt sich zum Geländemodell vor dem Leitturm zur Übungsbesprechung. «Die Trefferquote ist sehr gut, keine Fehlschüsse! Die Zeitlimite wurde zwar um 20 Sekunden überschritten, doch befinden wir uns ja erst am Anfang des dreiwöchigen Wiederholungskurses. Wir sind also auf gutem Wege», so lautet das Fazit des Übungsleiters.

In den letzten Jahren wurde der Schiessplatz Wichlen modernisiert und ausgebaut. Alle Kampfziele sind vom Leitturm aus gesteuert und die Treffer sofort feststellbar. Heute gehört er zu den modernsten Panzerschiessplätzen Europas und erhält oft Besuch von ausländischen Militärdelegationen.

1994 Erstellung des Übungsleitturmes.
1994 Neubau von zwei Alphütten im Unter- und Oberstafel.
1994 Erstellung einer Reparatur- und Servicewerkstatt für Panzer.
1997 Sanierung der Kantine.
2003 Bau von zwei weiteren Pisten.
2004 Einbau von Panzerzielbahnen im Zielhang. Diese ermöglichen es, dass auf fahrende Ziele geschossen werden kann.
2004 Montage von weiteren 50 stationären Panzer- und Infanteriezielen, die vom Turm gesteuert werden.
2005 Bau einer Panzereinstellhalle für 20 Leopard- oder 30 Schützenpanzer.
2007 Bau eines Logistikgebäudes am Fusse des Übungsleitturmes.

Insgesamt wurden für die Modernisierung des Spl Wichlen 80 Millionen Franken investiert.

Beim Leitturm: Schützenpanzer (Spz 2000) fahren in Stellung.





Reichsdeutsche Gemeinschaft

Ortsgemeinsch

Leiter:
Max Bodi, Näfels - Glarus
Postfach 47

Glarus, den 31 Februar 1939

Bericht der Versammlung zur Feier des Jahrestages der Machtergreifung durch Adolf Hitler!

Sonntag den 3. II. 35

Polizeicorps
des Kantons Glarus

Station:
Ennenda.

Ennenda, den 19. Jo

An den Zentralpolizeipos
zu Handen der
Polizeidirekt

-ei Filmvorführung im gesch
und italienischer Staa
" um 20.00 Uhr im G
- gemäss v

Reichsdeutsche Gemeinschaft in de
Ortsgemeinschaft Glarus

Leiter:
Max Bodi, Näfels - Glarus
Postfach 47

Betrifft: Heldengedenktag.

Titl.
Milit
des K

Der Direkt
mich mitzute
März 1944, na

" H E L D

die Reichsdeutsche
ihren gefallenen He
beabsichtigen wir un
" W i e s e ", in K

Ich bitte um gefl. Kennt
diesem Gesuch entsproche

Protokollbuch
der Nationalsozialistischen Deutschen
Arbeiter-Partei
Ortsgruppe Glarus

Bern, den 21. Oktober 1942.

An die Obersten Polizeibehörden
Polizeikommandanten bezw. Lei
politischen Abteilungen der Kan

Justiz- und Polizeidepartement hat die
eide. Ausstellung von ausländischem
angewiesen, die Ausstellung von Kriegs-
damaterial jeder Art, insbesondere der Reise- und
enstern oder Schaukästen der Reise- und Kriegs-
chweiz zu verbieten. Die in Betracht kommen-
eux sind deshalb anzuweisen, derartiges
Schaufenstern und Schaukästen zu
nicht befolgt werden, ist das Ma-
BRB betr. Massnahmen gegen
vom 27. Mai 1938 zu be
schaft einzusenden
Art. 1, Abs.
schlag

SCHWEIZERISCHE BUNDESANWALTSCHAFT
MINISTÈRE PUBLIC FÉDÉRAL
MINISTERO PUBBLICO DELLA CONFEDERAZIONE

C.F. 2.21.

Geschichtliche Ereignisse

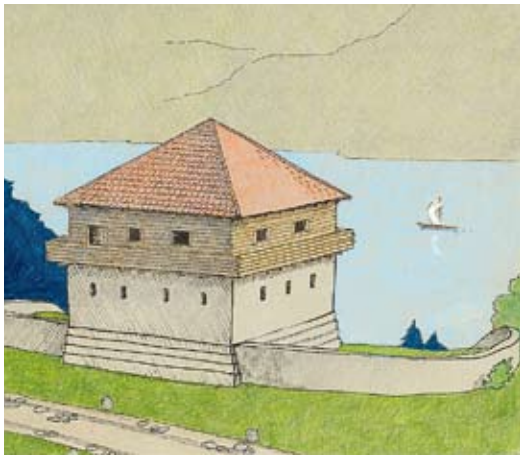
Römisches Kleinkastell auf Kerenzen

Im Buch «Der Canton Glarus» von 1846 ist zu lesen: «Auf dem Biberlikopf war ein fester römischer Turm … ihm gegenüber auf der anderen Seite des Tales vor dem Britternwald war wahrscheinlich eine andere Warte. Altes Gemäuer, das dort zu Ende des vorigen Jahrhunderts weggeräumt wurde und einige römische Münzen enthielt, dürfte wenigstens dafür sprechen.» Immer wieder fragten sich Geschichtsforscher, ob in römischer Zeit ein Weg den Kerenzerberg überquert hatte. Fritz Legler aus Ennenda suchte 1938/39 erfolglos nach Spuren.

1955 entschliesst er sich, das Gelände bei Voremwald nochmals genau abzusuchen. Kurz vor Filzbach, wo die Strasse den Britternwald verlässt, stehen talseits die Heimwesen der Familien Kamm und Menzi. Bei seinen Nachforschungen erfährt Legler von Herrn Kamm, dass dieser beim Ausgraben eines Wurzelstockes in der Wiese auf eine Mauer gestossen sei. Nun zweifelt er nicht mehr daran, dass hier ein römisches Gebäude gestanden haben muss. Mit Jakob Grüninger von Eschenbach, einem guten Kenner von römischen Fundstellen, macht sich Legler im Oktober 1955 auf die Suche nach weiteren Fundstellen in der Umgebung. Nahe beim Haus Menzi finden sie in der obersten Erdschicht ziemlich viel Weisskalkmörtel. Diesen haben schon Griechen und Römer aus gebranntem Kalk, Sand und Wasser gemischt und als Bindemittel verwendet. Bald entdecken die beiden Forscher unter dem Moos Teile einer Mörtelmauer. Frau Menzi erklärt ihnen: «Vor einigen Jahren haben wir auf der Ostseite des Hauses einen Anbau erstellt. Dabei ist tatsächlich eine mächtige, gemörtelte Mauer zum Vorschein gekommen.»

In den folgenden Tagen stossen Legler und Grüninger beim Ausheben von Suchgräben auf die nördliche Turmmauer und finden auch einige Scherben römischer Gefässe. Im Verlaufe der nächsten zwei Jahre treffen sie auf die vier Ecken des Gebäudes und auf eine ovale Hofmauer. Nun rufen sie den sachkundigen Professor Laur aus Basel herbei, der 1959 eine umfassende Ausgrabung leitet. Weil das Haus Menzi teilweise auf dem römischen Mauerwerk steht, ist es nicht möglich, alles freizulegen; doch können aufgrund der Ausgrabungen folgende Angaben gemacht werden: Die Grundmauern des Wachtpostens bilden ein Rechteck, das aussen 13,7 Meter auf 12 Meter misst. Die Nordmauer ist im untersten Teil 1,6 Meter hoch und 2,4 Meter dick. Über diesem Sockel verjüngt sie sich innen und aussen in fünf treppenartigen Absätzen. Die drei übrigen Mauern sind etwa 1,3 Meter dick und zeigen dieselben Fundamentabsätze. Eine Hofmauer zieht sich in zwei weiten Bogen den Hang hinunter. Wie das Gebäude in seinem oberen Teil aussah und wie es innen eingeteilt war, lässt sich nicht mehr feststellen.

Von einer römischen Strasse über den Kerenzerberg sind zwar noch keine Spuren zum Vorschein gekommen. Der Turm von Voremwald weist aber darauf hin, dass die Römer einen Saum- oder Karrenweg über den Kerenzer angelegt hatten. Mit diesem Weg konnten sie den Verkehr aufrechterhalten, wenn der Walensee bei Sturm und Nebelwetter nicht schiffbar war.



So oder ähnlich mag das römische Kleinkastell von Voremwald ausgesehen haben.

Sage

Felix und Regula

Ums Jahr 300 nach der Geburt des Heilandes muss es gewesen sein, da kamen über die Steinöden und Firnen des Kistenpasses zwei Flüchtlinge ins Glarnerland. Mit Müh und Not waren sie, ein junges Christenpaar, der Niedermetzelung durch die Heiden im Wallis entgangen und hofften, jenseits der Alpen bei guten Leuten Unterkunft und Obdach zu finden. Weit hinten im Land, dort, wo sie den Talgrund erreichten und erstmals auf unserm Boden ihren Durst löschten und nach gefahrvoller Wanderung ausruhten, heisst ein Wässerlein heute noch «Felix-und-Regula-Quelle».

Auf dem Burghügel zu Glarus fanden sie in einer Höhle Unterschlupf und mögen dort eine Zeitlang ein kümmerliches Dasein gelebt haben, denn nicht alle am Bord der Linth waren ihnen gutgesinnt, und niemand im Lande kannte die neue Lehre vom Evangelium Christi. Wunderliche Dinge wurden von den beiden erzählt; das Wunderlichste aber ist ein Stein, in welchem sich die klammernden Hände der beiden Geschwister eingepresst haben sollen. 1762, als man die Kapelle über ihrer Höhle neu erbaute, hat man das seltsame Steingebilde aus seinem Dunkel geholt und in die Kapellenwand eingemauert, wo es heute noch zu sehen ist.

Dann zogen die beiden aus dem Land, der Stadt Turicum zu, wo sie freilich noch weniger Liebe fanden als bei den Bauern und Jägern in den Bergen. Sie wurden zusammen mit ihrem Freund Exuperantius hingerichtet um ihres Glaubens willen. In der Nacht darauf aber sollen sie gelassen ihre Köpfe von der Richtstätte hinüber auf jenen Grund und Boden getragen haben, auf dem heute das Gotteshaus zum Grossmünster sich erhebt. So sind sie zu sehen auf jedem Amtssiegel der Stadt Zürich.



Siegel des Grossmünsters Zürich, Propstei Capitel.
(Landesmuseum Zürich)

Die Legende von unserem Landespatron

Sankt Fridolin



Sankt Fridolin im goldenen Gewand: Das sogenannte Juliusbanner wurde im Juli 1512 von Kardinal Schiner den 200 glarnerischen Kriegsteilnehmern überreicht, die im Solde von Papst Julius II. standen.
(Museum des Landes Glarus, Freulerpalast Näfels)

Wer war dieser Fridolin, der seit vielen Jahrhunderten als Schutzherr auf Wappen, Siegeln und Fahnen des Landes Glarus zu sehen ist? Von seinem Leben berichtet einzig eine mittelalterliche Heiligenerzählung. Die älteste Fassung, die wir heute kennen, stammt von einem Mönch namens Balther, der in der Zeit um 1000 im Kloster Säckingen lebte. Dieser hatte im Kloster Helera an der Mosel eine Lebensbeschreibung des heiligen Fridolin gelesen und auswendig gelernt. Im Kloster Säckingen schrieb er diese Erzählung aus dem Gedächtnis nieder.

Fridolin wurde in Irland geboren. Seine Eltern waren wohlhabende und vornehme Adelige. Reichtum und Ehre aber verachtete Fridolin aus Liebe zu Gott. Deshalb trat er schon als junger Mann in den geistlichen Stand und predigte den Leuten das Christentum. Im ganzen Land war er sehr beliebt. Alle Versuche, ihn zum Bleiben zu bewegen, nützten nichts: Fridolin gehorchte einer göttlichen Eingebung und verliess seine Heimat. Er fuhr über das Meer nach Gallien.

Als er tagelang in der Stadt Poitiers am Grabe des heiligen Hilarius betete und fastete, erschien ihm dieser und erteilte ihm den Auftrag, hier den Gottesdienst zu erneuern und seine Gebeine in der Kirche zu begraben. Nach einiger Zeit wurde Fridolin zum Abt des dortigen Klosters ernannt. Nun liess er mit der Unterstützung des Königs Chlodwig, des Bischofs und der Stadtbevölkerung das Kirchengebäude renovieren und begrub darin – wie ihm aufgetragen worden war – die Gebeine des Hilarius.

Erneut hatte er nun eine Erscheinung des Heiligen. Dieser sprach zu ihm: «Bruder Fridolin, bleibe nicht mehr länger hier. Ziehe zu einer Insel in Alamannien, die von den Wellen des Rheins umspült wird!» Als er den Traum dem König und dem Bischof erzählt hatte, erlaubten sie ihm, wegzuziehen und diese Insel zu suchen. Frohen Herzens machte Fridolin sich auf und gelangte an die Mosel, wo er zu Ehren des Hilarius ein Kloster errichtete. Auf seinem weiteren Weg baute er dem gleichen Heiligen je eine Kirche in einem Tal der Vogesen und in der Stadt Strassburg. Er besuchte die Klöster des Königreichs Burgund und gelangte schliesslich nach Rätien. In Chur suchte er den Bischof auf und gründete wiederum eine Kirche, die er auch Hilarius weihte. Bei der Bevölkerung erkundigte er sich nach der gesuchten Rheininsel.

Nach einigen Schwierigkeiten erreichte Fridolin sein Ziel. Es war die Insel bei Säckingen. Ohne die Einheimischen zu fragen, machte er sich sofort auf und durchforschte das unbewohnte Land nach einer Stelle, die sich für den Bau einer Kirche eignete. Als die Bewohner von Säckingen seine Absicht erkannten, wurden sie wütend, schlugen ihn und jagten ihn fort.

Fridolin kehrte zu König Chlodwig zurück und erzählte ihm von dem Vorfall. Der König, der ihn liebte, schenkte ihm die Insel und bestätigte dies in einer Urkunde. Zwei Boten begleiteten Fridolin auf dem Rückweg. Nun konnte er auf der Insel ohne Widerstand eine Kirche zu Ehren des Hilarius bauen. Bis zu seinem Tode lebte er hier für Gott und vollbrachte in dessen Namen manches Wunder.

Manche Gelehrte zweifeln daran, ob Fridolin überhaupt je gelebt hat. Man weiss auch nicht, wieweit Balthers Angaben zur Lebensgeschichte richtig sind. Beweisen kann es niemand. Man darf aber annehmen, die Beschreibung überliefere in den Hauptzügen wahre Geschehnisse aus dem Leben Fridolins. Demnach hätte Fridolin zur Zeit des Frankenkönigs Chlodwig um 500 gelebt.

Die Geschichte von Fridolin und Urso

«Ursus, stand uuf!»

Etwa 200 Jahre nachdem Balther die Fridolinslegende geschrieben hatte, wurde ihr jene Wundergeschichte hinzugefügt, die berichtet, wie Fridolin im Lande Glarus Grundbesitz erhalten haben soll:

Zur Zeit Fridolins lebten zwei adelige Brüder, die viel Boden im Glarnerland besassen. Der eine hiess Urso, der andere Landolf. Der heilige Wandel Fridolins bewog Urso, seine Besitzungen dem Kloster Säckingen zu schenken. Sein Bruder war damit einverstanden. Nach dem Tode Ursos riss Landolf die Güter, die sein Bruder dem Kloster Säckingen vermacht hatte, gegen Recht und Gesetz an sich.

Vor dem Gericht konnte Fridolin sein Recht nicht durchsetzen. Schliesslich sagten ihm die Richter: «Willst du das Ende des Streites herbeiführen, so musst du den Stifter jener Besitzung dem Gericht vorstellen, damit er als Zeuge vor uns bekräftige, er habe dir die Güter rechtmässig geschenkt!» Diesen Urteilsspruch nahm Fridolin an. Er bat den Landgrafen Baldeberg, ihm und seinem Gegner den Ort und Tag des nächsten Gerichtes zu nennen. Nachdem er diese Angaben erhalten hatte, zog er nach Glarus. Als er am Grabe Ursos stand, öffnete es sich. Da rief er den Toten beim Namen und hiess ihn, voll Vertrauen auf Christi Macht, ihm zu Hilfe zu kommen. Urso stieg aus dem Grabe. Fridolin nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Dorf Rankweil im Vorarlberg.

Dort fanden sie den erwähnten Landgrafen, Landolf und eine grosse Schar von Feinden bereits versammelt. Alle erschraken, als der auferstandene Urso vor sie hintrat und Landolf fragte: «Bruder, weshalb hast du meine Besitzungen entwendet und dadurch meine Seele ihrer Ruhe beraubt?» Landolf antwortete: «Bester Bruder, deinen Teil erstatte ich dir zurück, und darüber hinaus will ich meinen Teil ebenfalls dem Kloster Säckingen vermachen.» Als dies geschehen war, führte Fridolin den verstorbenen Urso zu seinem Grabe zurück.

Zur Erinnerung an dieses Ereignis wurden die folgenden Verse auf Ursos Grabplatte geschrieben:

«Güter schenken sie hin,
diese Brüder, an Sankt Fridolin.
Liegt aber einer im Grabe,
verweigert der andre die Gabe.
Der Tote steht auf ans Licht,
folgt dem, der ihn weckt, vor Gericht.
Jetzt muss der Gegner erbleichen,
der Heilge sein Erbrecht erreichen.»



St. Fridolin und Urso.
Barocke Silberplastik von 1638
(Katholischer Kirchenschatz Glarus)

Sage

Maarchelauf

Dr Güggel isch halt tschuld, der gfrääässig, fuul und feist,
As hüt dr Uurnerbode ob Lintel deewääg heisst.
Ja, uuni üüsre Läuffer, der trüü und bäumig Maa,
Fieng ds Uurnerpiet schu wäärli im Fätschbachtobel aa.

I sündenalte Zyte händ üüsri Maarchestei
Kei tüüfi Wuurzle kaa, und drum häts Krach und Gschrei
Und Händel ggii und Hüsi und mängmaal Tooti schier…
Dr heilig Fridli weisses und au dr Uristier.

Chuum hät e Glaarner gmääät, dr Uurner staat paraad
Und holt bi Nacht und Näbel das Wildheu ab dr Maad.
Und d Glaarner, au nüd fuul, händ Gamstier abetreit,
Wo die vu Büürglen änne mit Bolze händ erleit.

Zletscht sind si räätig woorde, es sig en eeländs Tue,
Mä well ez feschti Gränze, dä heig män äntli Rue.
Zwii Läuffer söled ränne, und wo si zämechänd,
Det sig uf eebig d Maarch, ds Leidwärche dänn am Änd.

«Wänn törffed d Läuffer ab?», fragt eine ussem Gricht.
«Sobald dr Güggel chrääät – und das isch Eerepflicht!»
S isch uffem Chlause gsii, druuf isch dr Stieregrind
I ds Rüüsstaal nidsi ggange und d Fridlilüüt a d Lint.

Dr Guli vu de Glaarner hät zfrässe gchaa we Bach.
Es Beggi Würm und Geerschte, das bringt er under Tach.
Deer ds Altoorf überänne hät truurig magri Choscht,
Und i sym Hunger inne – am drüü: er chrääät bigoscht.

Dr Läuffer uus und druus und obsi we dr Wind,
As alli Gamstier stuuned: e Mäntsch und doch so gschwind! –
Am Lintpoort unde beiteds: «Etz simmer i dr Chrott»,
Bis si dr Guli äntli, lang nachem Znüüni, rodt.

Die Fruttberge an der Klausenstrasse zwischen Linthal und Urnerboden.





Er buggelet dr Uurner, bis d Chraft,
bis ds Häärz verseit.



Im Farechruut, da chnüündlet dr Uurner
lang im Grüüt und hürnet.

«So chrää, sus muesch a Spiess!» Dr Landesweibel seits.
Lamaaschig geinet er: «Güggüü!» Er flüügt bereits,
Dr Läuffer, ja, ohoi, mit Adlerschwung drvuu…
Er hät dr Wald und d Frutt im eerschte Aarung gnuu.

Det won e schwarze Vogel ob Bäärg und Büchel chreist,
Wo d Alp nuch hütigstags «Uf Under Frytre» heisst,
Det gsiit mä mit em Hore dr Uurner abächuu.
Due häts dr Glaarner Läuffer im Gmüet halt übernuu.

«Du häsch guet hürne, Uurner, du häsch es Stäärnegfell!
Oo wäär i underem Wase! Oo wääri i dr Hell!
Verschlüüffe möchti, säärble. Es isch ja alles lätz,
Ich trääg di heizue, Uurner, doch gib üüs nuch e Blätz!»

«Du Glaarnermanndli chüüchisch und bisch ja uuni Schnuuf.
Soo eine wett mich schleigge, der stotzig Stutz duruuf?
Bisch goppel nüd bi Trooscht. He, wänds erbättle witt,
Nach sibe Stunde Ränne vertreit me schu e Ritt.»

«So wyt ass halt nuch langet! Oo,Uurner, gimmer d Hand:
So wyt, gäll, gisch mers umme, das ring erloffe Land.»
Dr Eeremaa vu Schäche, der hät Erbäärmisch kaa.
So gaat dr Lauf um Bode uf Tood und Läben aa.

Er hät schu mängi Buurdi und uunig Trämmel treit.
Er buggelet dr Uurner, bis d Chraft, bis ds Häärz verseit.
«Ietz nuch e Fläre Wald, ietz nuch das saftig Guet!»
Er hät i d Lippe pisse, und use tschoderet ds Bluet.

Ietz rüeft er nümme Hüü, dr Ryter uffem Gnigg.
«Du schindisch di ja ztood!» Er gspüürt im Gleich e Zwigg:
«S isch glych, wänn nu mi Graabstei dr Glaarner Maarchstei wird,
Wäär sust e rüüdigs Schaaf –, dr Härgott isch mi Hiirt.»

Im Farechruut, da chnüündlet dr Uurner lang im Grüüt
Und hürnet: «Chänd mit Schuuffle und mit em Chrüüz, ir Lüüt.
Sächs Schue tüüf grabed ds Loch, so staat er fescht, der Stei!»
Isch das e Juuchzer gsii? Isch das e letschte Schrei?

Zwii Landammanne chänd und Weibel, Räät und Lüüt.
S isch jede volle Gwünder. Doch d Bäärgler säged nüüt.
De Träänen i de Bäärte händ alles eim verzellt:
De eine händ dr Bode, de andere händ dr Held.

Vor der Letzi von Näfels

Die Vorburg

Wichtige Verkehrswege wurden schon in frühen Zeiten gegen Eindringlinge und Wegelagerer abgesichert. Dort, wo sich das Glarnerland zum Walensee und zur Linthebene hin öffnet, führte seit jeher ein wichtiger Handelsweg vorbei. Das bemerkten schon die Römer auf ihren Eroberungszügen nach Mitteleuropa.

Um die Linthebene zu sichern, errichteten sie im Jahr 16 nach Christus drei Wachttürme. Im Mittelalter entstanden am Rand der Ebene, in erhöhter Lage, weitere Wehranlagen. Zu diesen Bauwerken gehört auch die Vorburg. Sie gilt heute als die bedeutendste Burganlage des Kantons Glarus und wird als Bauwerk von regionaler Bedeutung eingestuft. Der Bau tritt über dem Dorf Oberurnen markant in Erscheinung.

Archäologische Erkenntnisse und historische Angaben zur Vorburg fehlen weitgehend. Die Vermutung jedoch liegt nahe, dass sie gegen Ende des 13. Jahr-



Immer noch imposant: die Ruine Vorburg über Oberurnen.

hunderts als habsburgisches Verwaltungszentrum gebaut wurde. In dieser ersten Phase entstand der mächtige, wehrhafte Palas. Die Burg dürfte zu diesem Zeitpunkt von habsburgischen Dienstleuten, den Edelknechten von Uranum, bewohnt gewesen sein.

Nach 1300 erfolgte eine zweite Bauphase. Bergseits ergänzte ein Zwinger die Anlage, talseitig entstand ein Nebengebäude mit einer Umfassungsmauer. Der Ausbau könnte mit der Zerstörung der nahen Burg Näfels im Zusammenhang stehen. Diese war Sitz eines habsburgischen Dienstmannes oder Vogtes.

1351 vertrieben die Glarner die Bewohner und zerstörten diese Burg. Die Vorburg blieb habsburgisch, als Untervögte amteten zu dieser Zeit wahrscheinlich Mitglieder der einheimischen Familie Stucki.

1388 schlugen die Glarner mit Hilfe der Eidgenossen bei Näfels ein feindliches Heer. Die habsburgische Herrschaft im Glarnerland brach zusammen, die Bewohner der Vorburg mussten fliehen.

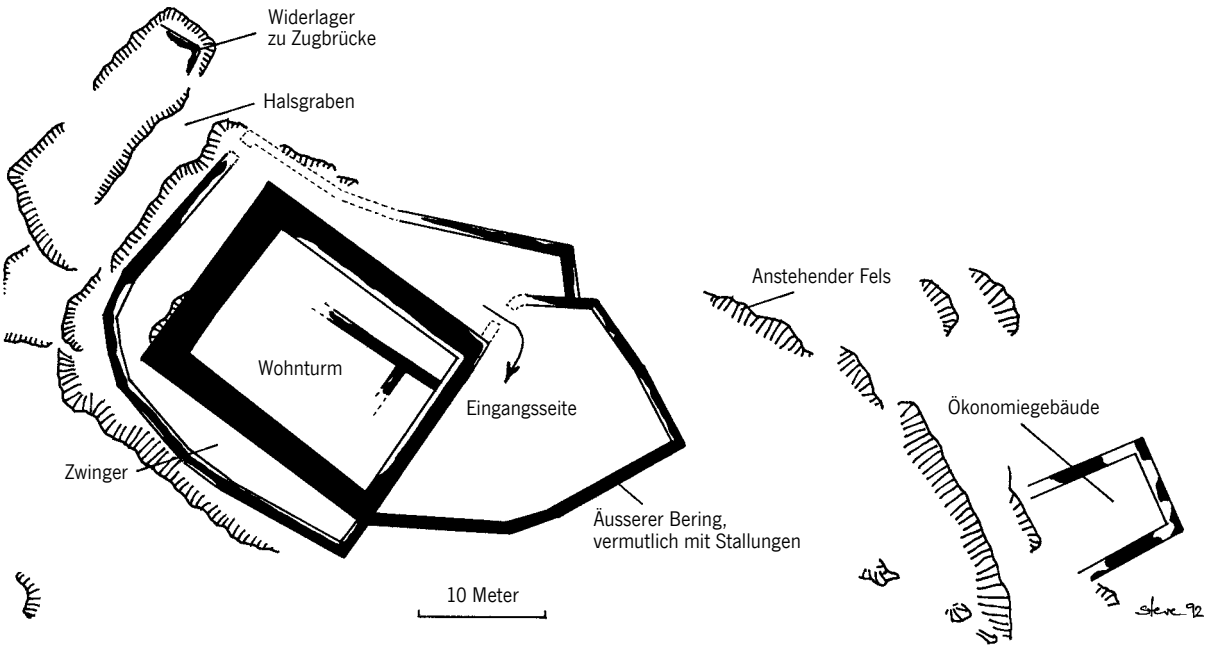
Die Burg soll danach den Bewohnern von Oberurnen in unruhigen Zeiten als Zufluchtsort gedient haben. Vermutlich erhielt die Burg damals auch ihren heutigen Namen, da sie jetzt ein Vorwerk (Vorburg) der Talsperre (Letzi) von Näfels bildete.

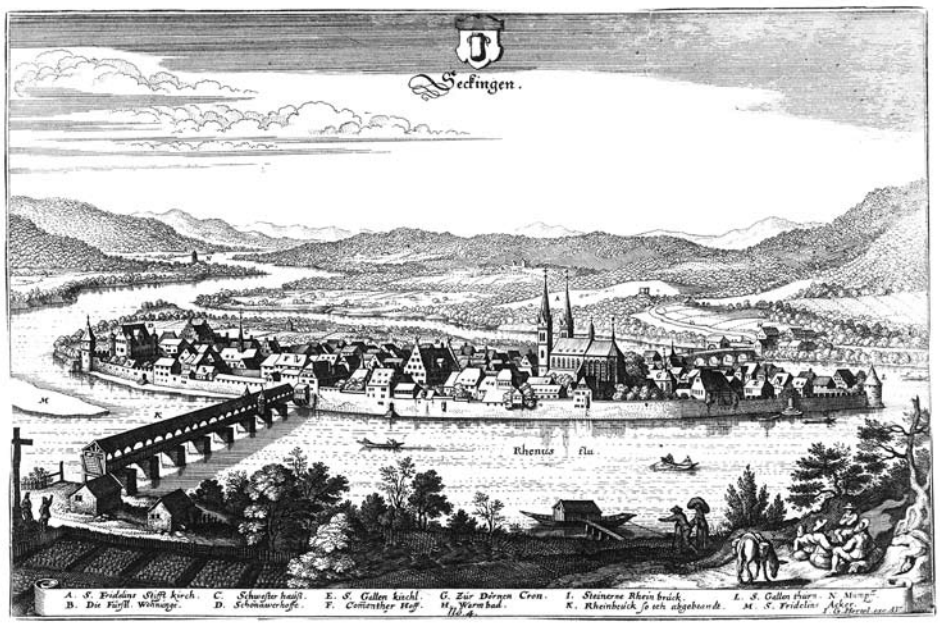
Im 15. Jahrhundert, so die Vermutung, gab man die Vorburg als Wohnsitz auf und überliess sie dem Zerfall. Eine leichte Rötung der Mauersteine im Innern des Palas deutet darauf hin, dass ein Brand diesen Prozess beschleunigt haben könnte.

Kurz nach 1900 musste die Schildmauer gesichert werden, 1940 legte man Teile der Umfassungsmauern frei. 1972 wurde das Ökonomiegebäude am Fuss des Burghügels archäologisch untersucht, etliche Tierknochen kamen zum Vorschein. Nach 1996 erfolgten weitere Freilegungen. Die Burgruine gehört heute der Stiftung Vorburg. Sie setzt sich für deren Erhalt ein.

Früher wies die gesamte Burganlage mit ihrer Fläche von 42 auf 16 Meter stattliche Ausmasse auf. Heute sind nur noch Reste der Mauern des Hauptbaus vorhanden. Die bis zu 3,5 Meter dicke Nordmauer mit gut 16 Metern Höhe wirkt immer noch imposant.

Vorburg: die bedeutendste Wehranlage des Kantons Glarus.





«Seckingen».

Radierung von Matthäus Merian dem Älteren, 1643 (Zentralbibliothek Zürich)

Von den frühesten Siedlungsspuren bis in den Bund der Eidgenossenschaft

Das Land Glarus entsteht

Die frühesten Spuren einer Besiedlung des Glarnerlandes finden sich in der Linthebene, entlang der uralten Verkehrsroute Seeztal – Walensee – Linthebene – Zürichsee. In der Mittelbronzezeit, ab 1500 vor Christus, häufen sich die archäologischen Funde auch im Linthtal und deuten auf eine bereits rege Benutzung der Pässe, besonders des Klausenpasses, hin.

Zu Beginn unserer Zeitrechnung geriet das von Kelten und Rätern bewohnte Gebiet in den Einflussbereich des Römischen Reiches, denn der Walenseekorridor war eine wichtige Einfallsachse nach Rätien. Die befestigten Posten auf Voremwald, auf Stralegg und auf dem Biberlikopf standen in einem direkten Zusammenhang mit der Eroberung des Alpenraums durch die Römer 15 vor Christus. Bei Hüttenböschen, am ehemaligen Westende des Walensees, stand ein gallo-römischer Viereckтempel, gegenüber in Weesen eine Siedlung mit Hafen. Im 4. Jahrhundert errichteten dort die Römer ein kleines Kastell (60 Meter Seitenlänge, acht Türme).

Weitere Zeugen spätrömischer Präsenz sind die Münzen, die in Schwanden, Mollis und in grösserer Anzahl in Näfels gefunden wurden. Die vorromanischen und romanischen Ortsnamen wie Bilten, Urnen, Filzbach, Mollis und Näfels deuten darauf hin, dass eine romanisch sprechende Bevölkerung zur Hauptsache im Unterland siedelte.

Seit dem 6. Jahrhundert gehörte das Glarnerland zum fränkischen Reich. Ab dem 8. Jahrhundert liessen sich Alemannen im Linthtal nieder. Erstmals schriftlich erwähnt wird Glarus – Clarona – zu Beginn des 9. Jahrhunderts. Durch Schenkungen gelangte um die Mitte des 9. Jahrhunderts das Frauenkloster Säckingen in den Besitz bedeutender Güter und Hoheitsrechte im Glarnerland. Fast gleichzeitig begannen die karolingischen Könige, ihr Reich straffer zu organisieren. Reichsvögte wurden eingesetzt, welche die Gerichtsbarkeit ausübten und Steuern einzogen. Im 11. Jahrhundert erschienen die Grafen von Lenzburg als Kastvögte von Säckingen und als Reichsvögte. Nach ihrem Aussterben ging die glarnerische Reichsvogtei an Pfalzgraf Otto von Burgund, um 1200 an die Kyburger, und seit 1264 war das Glarnerland ein Reichslehen der Habsburger.

Die bedeutendste Grundbesitzerin war das Kloster Säckingen. Rund ein Viertel der Glarner Bevölkerung waren sogenannte Gotteshausleute, Hörige, die dem Kloster jährlich Zinsen zu entrichten hatten. In den zwischen 1300 und 1340 entstandenen Abgabenverzeichnissen, den sogenannten Urbaren, sind die Löhne der Beamten, aber auch die Abgaben der Glarner Pächter festgehalten. Der weitaus grösste Teil der Abgaben wurde in Naturalien entrichtet; neben Rindern, Schafen, Hühnern und Fischen finden sich da auch landwirtschaftliche Produkte wie Butter, Ziger,

Käse, Getreide (vermutlich Dinkel, dazu Hafer und Gerste) oder Wolltücher.

Glarus bildete das Zentrum der Säckinger Herrschaft. Hier wurde unter Vorsitz eines Meiers, der die klösterlichen Lehen verwaltete, Gericht gehalten. Hier stand auch seit dem 6. oder 7. Jahrhundert die erste und bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts einzige Kirche des Tales. Seit 1240 ist Glarus auch als Marktort nachgewiesen. Nach dem Aussterben der Meier von Windegg übertrug die Äbtissin von Säckingen das Meieramt ebenfalls an Habsburg.

Gegenüber Habsburg versuchten die «Tagwen» die in ersten Ansätzen vorhandene Selbstverwaltung zu verstärken. Man verstand sich als eigenständige Körperschaft, die ihr eigenes Siegel benutzte, das älteste erhaltene ist auf das Jahr 1289 datiert. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts errichteten die Glarner unterhalb Näfels eine Grenz- und Verteidigungsmauer, die Letzi. Sie zog sich quer durch das Tal und war vermutlich rund 1,1 Kilometer lang, 1,2 Meter breit und 3,2 Meter hoch. An einer oder zwei Stellen unterbrach ein Tor die Mauer. Über die genaue Bauart ist aber so gut wie nichts bekannt, da nur noch an wenigen Stellen, bei Beglingen oder am Niederenberg, Überreste zu sehen sind. Das 1983 hinter dem Schlachtdenkmal nachgebaute Mauerstück veranschaulicht die ungefähren Masse.

«So habent ouch die von Glarus uf der […] stetten (Zürich, Luzern) und waltstetten trost und hilfe muren gemachet zwischen iren bergen und ir letzinen gevestent und gebuwen.»

Die Landleute von Glarus lehnten sich an die Waldstätte und Zürich an. Diese schlossen 1352 mit den Glarnern einen Bund, der Glarus zur einseitigen Hilfeleistung verpflichtete, aber kaum Rechte zugestand. Nur drei Jahre später wurde dieser «böse» Bund bereits aufgelöst. Die Glarner wollten den Eidgenossen beweisen, dass sie keine «min-



Mordnacht von Weesen, 1388.
Amtliche Chronik (Berner Chronik) von Diepold Schilling (Burgerbibliothek Bern)



In dem nünden tage abvellen do man zalt von gotes geburt M CC LXXXVIII Jare Graf Johannis von wrtenberg Der Graf von toggenburg Herr peter von toeberg Herr Johannis von ringenberg vnd andere vil Herren ritter vnd knechte Vnd mit ihen die Herr Graf hiltpolt von tannenberg frowenvelder vahnrich zelt Happerswile vnd andere ritter von Oesterrich zugen gen Glarus vnd gewunnen die veste vnd hantens unit gewaer

deren» Verbündeten waren. Als Anfang Juli 1386 die Eidgenossen oberhalb Sempach Herzog Leopold besiegten, nutzten die Glarner die dadurch bedingte Abwesenheit der habsburgischen Amtleute und brachen die Burg Oberwindegg bei Niederurnen. Sie nahmen dieses Dorf und Filzbach in ihr Landrecht auf. Wenig später eroberten sie das Städtchen Weesen und liessen dort eine Besatzungstruppe zurück.

Habsburgtreue Truppen drangen in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar 1388 in das Städtchen ein und ermordeten die Besatzung, darunter viele Glarner. Nach diesem «Sieg» plünderten und brandschatzten die habsburgischen Truppen immer wieder die nahen Dörfer. In der Schlacht von Näfels, am 9. April 1388, gelang es den Glarnern, unterstützt von einigen Dutzend Innerschweizern, die habsburgischen Truppen zu besiegen.

Schon am 11. März 1387 hatten sich die Glarner auf einer Landsgemeinde die ersten Landessatzungen gegeben.

«Wir, der Amman und die Landlüt ze Glarus, tuon kunt allen, die disen Brief sechent und hörent lesen, dass wir mit guoter Vorbetrachtung, mit gemeinem einhelligem Rat aller unserer Gemeinde, mit Gunst und guotem Willen der wisen, fürsichtigen, unser lieben Eidgenossen … dieser nachgeschribnen Stuken überein kommen syen»:

Jedes Jahr werden 15 ehrbare Männer als Richter gewählt, und zwar aus jedem Tagwen einer. Sie sollen schwören, über jede Sache gerecht zu urteilen «und gelich ze richten dem Armen als dem Richen, niemand ze lieb noch ze leid».

Entsteht im Land gewalttätiger Streit, so soll jedermann Frieden gebieten. Dann müssen die Streitenden sofort vom Kampf ablassen. Wer das Friedensgebot bricht, über dessen Leben soll man richten wie über dasjenige eines Mörders.

Kommen die Landleute zusammen, um Beschlüsse zu fassen, so soll die Minderheit der Mehrheit folgen. Die Beschlüsse müssen auch von der Minderheit beachtet werden, denn sie gelten für alle Landleute. Dieser Grundsatz gilt auch bei Versammlungen in den einzelnen Tagwen. Schliesslich behalten sich die Landleute das Recht vor, beschlossene Satzungen später abzuändern.

Nach dem Sieg bei Näfels kam die von den Glarnern angestrebte Unabhängigkeit auch bei den Friedensverhandlungen zwischen den Eidgenossen und Habsburg zur Sprache. Im sogenannten Sempacherbrief von 1393 wird Glarus erstmals als gleichberechtigter Ort der Eidgenossenschaft aufgeführt. Zwei Jahre später gelang es dem Land Glarus mit Hilfe der Stadt Zürich, sich von der Säckinger Herrschaft loszukaufen. 1415 erhielt Glarus die Reichsfreiheit. Mit etlichen Jahrzehnten Verspätung, erst 1473, erfolgte mit dem «besseren» Bund die formelle Bestätigung als gleichberechtigtes Mitglied der Eidgenossenschaft. Als handelte es sich dabei um ein altes Recht, wurde der Vertrag auf 1352 zurückdatiert.

Auf dem Fahrtsplatz in Näfels werden alljährlich die Namen der in der Mordnacht von Weesen und in der Schlacht Gefallenen verlesen. Der Abt von Rüti ZH sorgte dafür, dass auch die gefallenen Gegner ein würdiges Begräbnis erhielten. Gut eineinhalb Jahre später liess er deren Gebeine im Wyden an der Letzi ausgraben und nach Rüti ZH überführen.

Über die Exhumierung von 180 Toten aus drei Gruben berichtet die Klingenberger Chronik:

«Nach dieser schlacht [ze Glaris] bi 20 manoten fuor abt Bilgri von Rüti … mit vil knechten hinuff gen Glaris und gruob die totten lichnam wider uss und fuort sie gen Rüti und begruob si da erlich in das münster. Dieser abt Bilgri … gieng selber mit ainer schufflen und durch suocht die gruoben und liess ain bainli [Knöchlein] nit ligen, das er echt finden kond und achtet nid des grossen smackes und gestanks, der da was, won die totten lichnam warend denocht nit gar ze erden worden.»

Links: Schlacht bei Näfels, 1388.

Spiezer Chronik, von Diepold Schilling (Burgerbibliothek Bern)

Sage

Die tote Braut

Einst kam ein junger Ritter, Kunz von Stein, ins Glarnerland geritten. Er war ein armer Haudegen, der nichts hatte als einen ärmlichen, düstern Burgstall, der aus lauter Ecken zu bestehen schien. Daher war es ihm im Hause nicht wohl, und so oft er konnte, ritt er auf seinem magern Rösslein auf Abenteuer aus. Er hatte nämlich im Sinn, sich ein schönes und reiches Burgfräulein irgendwo zu erjagen, auf dass er auch einmal zu Land und Leuten und zu Minne und Ehre komme.

Es war schon finstere Nacht, flimmernd standen die Sterne am Himmel und guckten um die gespenstigen Bergspitzen und scharf umrissenen Gräte, als der junge Ritter der alten, zerfallenen Burg Windegg zuritt, die mit gewaltigen Mauern immer noch schreckhaft genug dastand. Als er nun die Burg ansah, meinte er, sie könnte vielleicht doch noch bewohnt sein, da die Burgen äusserlich alle uralte Gesichter machen. Also lenkte er sein Pferd bergan, um sich in der Burg, wenn darin doch jemand hausen sollte, ein Nachtlager zu erbitten. Er war gar müd, und auch sein mageres Rösslein liess den Kopf hängen.

Bald ritt er in den Burghof ein. Aber der war verödet. Aus den Plattensteinen wuchs überall das Gras hervor, und von den gewaltigen Linden ging ein immerwährender Blustregen nieder, also dass der Hof davon voll Wohlgeruch war. Verdrossen schaute er ringsum und dann am Gebäude hinauf. Nur leere, unheimliche Löcher starrten ihn an. Gleichwohl stieg er ab, um das hungrige Pferd wenigstens das Gras im Hof ein bisschen abweiden zu lassen.

In diesem Moment gab es ob ihm ein Geräusch, ein kleiner Stein fiel von der Mauer herab in den Hof hinunter und rollte zu seinen Füssen. Er blickte auf und gewahrte jetzt ein erleuchtetes Fensterchen, das er merkwürdigerweise vorher nicht gesehen hatte. Es wohnte also doch jemand im alten,





baufälligen Schloss. Vielleicht gar Räuber. Sei es, was es wolle, Ritter Kunz von Stein fürchtete sich nicht. Er wollte sich die Schlossbewohner ansehen.

Lange suchte er nach einem Eingang. Endlich fand er eine zierliche Bogentüre. Mutig trat er ein, und obwohl es dunkel war wie in einer Kohlengrube, tastete er sich doch tapfer die Wendeltreppe des Turmes hinauf. Bald kam er durch eine grosse, unheimliche Halle und stand unversehens in einem grossen, hell erleuchteten Saal. Von der Decke hing ein gewaltiger, goldener Leuchter, und darunter war ein langer Tisch, der mit den leckersten Gerichten und Weinen überdeckt war. Staunend sah der Ritter die Herrlichkeiten an, die er aussen dem Schlosse gar nicht zugetraut hatte. Es wollte ihn doch so etwas wie ein Grauen überkommen. Da erblickte er an einem Tischchen eine bildschöne Jungfrau, die ihr Lockenhaupt auf ein Pergament gesenkt hatte, in dem sie zu lesen schien. Jetzt wurde ihm wohl ums Herz und leicht wie einem Spatzen im Erntemonat. Er schritt durch den Saal, von dessen Wänden seine Schritte dumpf widerhallten. Wie er nun bei dem Tischchen stand, an dem die Jungfrau las, nahm er sich zusammen und sprach: «Schöne Jungfrau, hier steht der Kunz von Stein. Verübelt mir's nicht, dass ich euch so unangemeldet ins Schloss falle, aber der Hunger und Durst trieben mich hinein, und allzugern möchte ich mich an eurem wohlversehenen Tische erlaben.»

Da schaute die Jungfrau auf, sah ihn mit sanftem Lächeln an und winkte ihm lautlos zu, er möge sich doch ohne Weiteres an den langen gedeckten Tisch setzen. Das liess sich Kunz von Stein nicht zweimal verdeuten. Er setzte sich auf den Wink des Burgfräuleins, für das er die Jungfrau hielt, an die Tafel und begann in auserlesenem Wildbraten und köstlichen Weinen zu schwelgen. Es fiel ihm aber doch auf, dass auf dem Tische Brot und Salz fehlten. Als er satt war, richtete er den Blick wieder auf die lesende Jungfrau und fragte sie, ob sie wohl des Hauses Töchterlein sei. Sie schaute auf und nickte. «Und wo sind eure Eltern?», wollte er wissen. Da blickte sie erst zu den hohen Wänden auf, an denen die Bildnisse alter Ritter in Harnisch und edler Frauen in wunderlichen Hauben hingen. Doch redete sie kein Wort. Das kam dem Ritter Kunz recht seltsam vor. Aber bald fragte er wieder: «Seid ihr noch nicht vermählt, schöne Frau, und ist dies reiche Gut alles euer?» Sie blickte ihn an und nickte. Nun fiel es ihm ein, das Burgfräulein könnte am Ende stumm sein. Dennoch gedachte er, die gute Gelegenheit zu benutzen und sich in dem anmutigen Wesen eine Hausfrau zu erwerben, wie er sie schon lange vergeblich gesucht hatte. Ihr Stummsein focht ihn wenig an.

Rasch stürzte er noch einen Becher Wein, um sich Mut zu machen, dann erhob er sich, trat auf die Jungfrau zu und sagte ihr, dass er sie liebe und dass es sein grösstes Glück wäre, wenn sie sich heiraten könnten. Zuletzt fragte er sie, ob sie ihn wohl haben möchte. Und als sie lächelnd nickte, ergriff er ihre Hände, die eiskalt waren. Doch sie entzog sie ihm sogleich wieder. Dann öffnete sie eine Mauerblende und nahm zu seiner Freude zwei feine, goldene Ringe heraus, wovon sie den einen ihm und den andern sich an den Finger steckte. Wie er aber wieder ihre eiskalten Finger berührte, ging ein Schaudern durch seinen Leib, aber er überwand sich und dachte: «Wer wagt, gewinnt.»

Jetzt reichte sie ihm den Arm und führte ihn aus dem erleuchteten Saale in einen düsteren Gang, dem sich andere Gänge anschlossen, die von aufgeschreckten Fledermäusen wimmelten. Auf einmal vernahm er ein seltsames Summen, und es ward nach und nach ein Orgeln daraus. Plötzlich standen sie in einer schwach erhellten Burgkapelle.

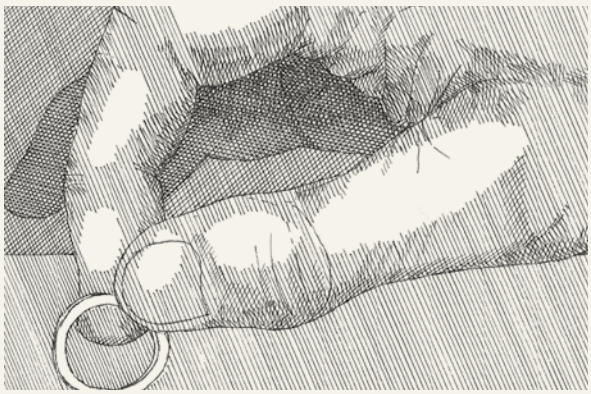
Überall aber im ungewissen, dämmerigen Ampelschein des Ewigen Lichtes sah der Ritter Grabmäler auf dem Boden der Kapelle, bald hinter Säulen, bald an den Wänden, worauf in Lebensgrösse die Steinbilder alter Burgherren und Ahnfrauen lagen. Wie machte Kunz von Stein aber Augen, als er gewahr wurde, wie die Jungfrau zu einem Grabmal trat, wie sie mit ihrer weissen Hand liebkosend über das marmorne Angesicht des Steinbildes fuhr und wie sich das belebte und regte und sich auf einmal mit rasselndem Harnisch erhob.

Er wollte entfliehen, aber er konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Mit Grauen sah er, wie die schöne Jungfrau lautlos von einem Grabmal zum andern ging, überall die Steinbilder zu Leben erweckend. Jetzt klirrte es von allerhand Rüstzeug und von eisernen Tritten in der Kapelle, und gegen den Altar war ein Rauschen von brokatenen Gewändern. Nun kniete die geisterbleiche Jungfrau vor den Altar hin und winkte dem angsterfüllten Kunz von Stein, er möge ihr zur Seite ebenfalls niederknien. Bebend machte er sich vor den Altar und liess sich neben seiner bleichen Braut auf die Knie nieder. Wie er aufschaute, sah er mit Schrecken einen alten Priester im Messgewand vor sich stehen. Nun verstummte die Orgel, und mit einer hohlen Stimme, die wie aus einem Grabe herauftönte, fragte jetzt der greise Priester: «Kunz von Stein, willst du Berta von Windegg, die Letzte ihres Stammes, zur Frau annehmen?»

Doch der junge Ritter vermochte keine Antwort herauszubringen, obschon ihn die schöne Braut neben ihm unverwandt und mit flehenden Augen ansah. Er schlotterte vor Grauen, und der Schweiss rann ihm von der Stirn auf den roten Teppich vor dem Altare. Gott und alle Heiligen rief er um Beistand an. Aber der Priester wollte schon die Hand segnend über das Brautpaar ausstrecken. In diesem Augenblick krähte irgendwo in der Burgnähe der Hahn. Da ging ein fürchterliches Geschrei durch die Burgkapelle: «Noch nicht erlöst! O unseliger Tag!» Und alsobald legten sich die Ritter und Edelfrauen auf ihre Sarkophage, wo sie gleich wieder zu Stein wurden.

Den Ritter Kunz von Stein aber packte mit einem Male ein Sturmwind und trug ihn sausend davon, vor die Türe, durch die er ins Schloss getreten war. Da verlor er das Bewusstsein. Als er wieder zu sich kam, stand sein Ross bei ihm und leckte ihm den Helm. Er erhob sich, noch völlig verwirrt von dem unheimlichen Erlebnis, und verliess rasch das gespenstige Schloss, das sich nun im heraufziehenden Tag als ein leeres, zerfallenes Burggemäuer darstellte.

Von da an konnte er die schöne Jungfrau, die er nicht zu erlösen vermocht hatte, nicht mehr vergessen. Er entsagte der Welt und ging ins Kloster, wo er den goldenen Verlobungsring, den er in der Burg Windegg von seiner toten Braut bekommen hatte, auf den Altar legte. Hochbetagt starb er im Kloster. Das Burgfräulein auf der Windegg aber harrt noch immer ihres Erlösers.



Aus der Valentin-Tschudi-Chronik

«Allenthalben vil Unruow»

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschütterten die Stürme der Reformation auch das Glarnerland. Valentin Tschudi, von 1522 bis zu seinem Tode im Jahre 1555 Pfarrer in Glarus, schildert in seiner Chronik Ereignisse in der damaligen bewegten Zeit.

«Also kam es darzuo, dass si zuo Matt etliche Bilder zerschluogend und in der Kirchen zerhuwend. Und am Frytag in der Nacht brachend etlich zuo Schwanden in die Kilchen und truogend drus den Merteil Bilder und wurfend si in die Lint, zerbrachend die Fanen, vertruogend die möschinen Kerzenstöck. Darnach am Sonntag versamleten die von Matt die Undertanen und ratschlagetend, dass si ire Bilder nach dem Morgenbrot verbrannten, so köstlich waren und ein gross Gelt gegolten. Und uss der Taflen Corpus machtend etlich Kästchen.

Als nun allenthalben vil Unruow was und vorab in unsern Landen von wegen der alten Ordnung, dass si so ungestüemklich zerrüttet ward, warend die Gmüet gar übel gegen einanderen entsetzt. Dozuomalen hattend die von Nider Urnen ein Predikanten mit Namen Uolrich Richener, der was allwegen gar scharpfer Worten, mer dann sich gezimpt, wider die, so noch gern by iren alten Brüchen gebliben wärint. Also begab es sich uff Mentag in Pfingstfyrtagen, da er heim wolt und gen Ober Urnen kam, ward er mit bösen Worten angefaren, und so er solche harwider gab, ward wider ine gezuckt. In dem weicht er über die Allmeind bis in die Güeter gegen Näfels, und luffend etlich nachhin und ward da zuo Tod geschlagen. Also uff Donstag, was der 21. Höwmonats, ruoftend sine Fründ um Recht an, und nach Verhörung aller Kundschaften kam der Todschlag uff Hans Oswalden und Jos Dietrich.»

Am 15. März 1530 schreibt Valentin Tschudi an Zwingli in Zürich.

«Ich sehe, wie etliche, die Liebe hintansetzend, stürmisch vorwärtsgehen und der Christenheit mehr Schaden zuziehen als Gutes tun. Den Streit haben wir so hartnäckig wegen der Schale aufgerührt und übersehen den Kern. Unter dem Vorwand des Glaubensstreites sehe ich Gottlosigkeit, die Verachtung der Obrigkeit, die Misshandlung der Gerichte und ein zügelloses Leben einschleichen. In den so durch Hass verbitterten Gemüthern geht ja die Billigkeit unter und erlischt die Liebe. Indem jeder seinem Willen folgen will, damit gefördert werde, was ihm gefällt, sieht er den Schaden nicht, den wir uns zuziehen. Was ist aber für ein so feindlich getheiltes Volk zu erwarten als Verderben? Darum sollen wir voraus die Wohlfahrt des Vaterlandes bedenken, auf dass die so mühevoll errungene Freiheit nicht durch unser Versäumnis verloren gehe. Deshalb sollst du meinethalb versichert sein, dass ich vereinige, so viel ich kann. Vor der Welt habe ich nämlich bis anhin erklärt, christliches Wesen bestehe nicht aus den Zeremonien. Ich habe die Sache der Zeremonien der Erneuerung der Liebe hintangesetzt. Ist es nicht anders möglich, so mögen die Zeremonien verabschiedet werden. Mir wird die öffentliche Ruhe mehr am Herzen liegen als die Sorge um die alten Bräuche.»



Spätgotisches Altarbild, um 1500; angeblich wurde es 1528 aus der Kirche Schwanden entfernt und beschädigt.

Kämpfer gegen die Reisläuferei

Glarus und der Reformator Huldrych Zwingli

1506 trat Huldrych Zwingli, erst 22-jährig, seine erste Pfarrstelle in Glarus an. Hier wirkte er zehn Jahre und wurde später zu einem bedeutenden Kirchen-Reformator in der Schweiz.

Schon einmal war Zwingli in der Nähe von Glarus gewesen. Mit fünf Jahren weilte der im obersten Toggenburg geborene begabte Knabe bei seinem Onkel in Weesen zur ersten Ausbildung. Er sollte nach dem Willen der Eltern Geistlicher werden.

Später studierte er in Basel und Bern Theologie und lernte dabei Lateinisch und Altgriechisch. Zwingli war auch ein ausgezeichneter Musikant und Sänger. Er soll zwölf Volksmusikinstrumente beherrscht haben.

In Glarus stellte Zwingli seine ganze Kraft und sein grosses Wissen zehn Jahre lang in den Dienst der Gemeinde.

Die alte Eidgenossenschaft stand damals auf ihrem Höhepunkt. Die europäischen Könige und der Papst rissen sich um die Schweizer Soldaten, die sich als sogenannte «Rysläufer» in fremde Heere verkaufen liessen. Auf verschiedenen Seiten floss Schweizerblut. Huldrych Zwingli begleitete die Glarner Soldaten zweimal als Feldprediger auf Feldzügen in die Lombardei. 1515 erlebte er die entsetzliche Niederlage der Schweizer Söldner bei Marignano. Wieder zu Hause in Glarus, predigte Zwingli leidenschaftlich gegen diesen Soldatenhandel. Oft gab es für die Söhne der kinderreichen Bergbauernfamilien keinen anderen Broterwerb, als sich in fremde Kriegsdienste zu verkaufen. An diesem Handel verdienten einige einflussreiche Leute. Sie sahen in Zwingli bald einen Feind und machten ihm das Leben in Glarus so schwer, dass er Leutepriester in Einsiedeln wurde. Drei Jahre später beriefen ihn die Zürcher ans Grossmünster.

Von Zürich aus betrieb Zwingli seine Reformation, die damals auch im Glarnerland das Ende des Religionsfriedens bedeutete.



Seine erste Pfarrstelle war Glarus: Reformator Huldrych Zwingli.

Sage

Dr Schlaafstei

Wo d Glaarner mit den Ööstriicher Händel kaa händ – es isch etz schu eebig lang sithäär –, sind emaal e Huufe Ööstriicher vum Chirezer gäged d Fronalp und gägete Heubode chuu. Si händ e de Puure welle ds Vee nii. De händ si aber gweert für ires Vee, wass händ möge. Aber dis sind zviil gsii und händ d Glarner all erschlage bis uff eine. Er isch e bäumig starche Puurscht gsii. Deer hät umm si gschlage, as em all händ möse ussem Wääg guu. Won er nen aber ap kuu isch, so lauft er obsi und staat uff de grooss Wand use und faat aa hürne, as mes dunde im Dorf hät chänne gköre. Will er gaar nie ufghöört hät, händ s dundä tänggt, es mös öppis Uugraads loos sii dobä. So gschwind ass händ chänne, sind e Puschle Lüüt derufe ggange gu luege. Deer, wonem d Alp gkört hät, isch mit siner Tochter ä derby gsii. Dobe gsäänds gad, we dis d Hütte aazünded und mittem Vee dervuu wänd. Etz sinds e dene hindedrii, händ de einten erschlage und de andere drvuu-gjagt. Dernaa händs ds Vee zämetribe. Nu dr jung Puurscht, wo ghürnet hät, händs niene gfunde. D Jumpfere isch en allne voruus gu sueche. Käs Wunder, es isch ire Liebschter gsii. Uf dr Wand obä gfindeds ne, aber tood vu de Schnatte und vum Laufe und Hürne. Wo das si Liebschti gsiit, kyt si näbet em umm und stiirbt vor Chummer.

Sit due seit men e dener Wand dr Schlaafstei, will daa zwei etschlaafe sind, dr Puurscht und si Liebschti.



Der Schlafstein,
ein markanter Fels vor dem Schilt.

Staatsmann und Geschichtsschreiber

Aegidius Tschudi (1505–1572)

Aegidius «Gilg» Tschudi, schon zu seiner Zeit nicht unumstritten, wird von der modernen Geschichtsschreibung eher kritisch betrachtet. Man weiss heute, dass er damals bekannte Tatsachen einfach verschwieg respektive Vorkommnisse neu erfand, damit die Geschichtsschreibung seinen Vorstellungen entsprach. Selbst die Fälschung von Urkunden war ihm nicht zuviel, wenn er sich davon einen Vorteil versprach.

Herkunft und Begabung lenkten Gilg Tschudi zum Staatsdienst. Sein Urgrossvater Jost hatte die Glarner als Landammann im Alten Zürichkrieg geführt. Grossvater Hans war Landammann und der Anführer der Glarner in der Schlacht bei Murten gewesen. Sein Vater Ludwig hatte das Fridolinsbanner im Schwabenkrieg getragen und die Glarner bei Marignano befehligt. Gilg hielt unverrückbar am alten Glauben fest und wurde ein einflussreicher Politiker der Katholiken.

Die Landsgemeinde sandte Tschudi als Landvogt in die Gemeinen Herrschaften Sargans (1529–1532) und Baden (1533–1535). Er sass zwar im Rat, weil er aber zur Minderheit gehörte, kam er in der Ämterlaufbahn lange nicht vorwärts. Er bezog eine französische Pension und beschäftigte sich rastlos mit geschichtlichen Forschungen, Reisen und als Hauptmann in Solddiensten. Von 1549 bis 1551 erhielt er zum zweiten Mal das wichtige Amt eines Landvogtes zu Baden. Dort starb seine erste Frau. Im folgenden Jahr heiratete er Barbara Schorno, die Schwester des Landammanns von Schwyz. Diese Ehe stärkte seine Verbindungen zu den katholischen Orten noch mehr. Von nun an lebte er ganz der Politik. An Tagsatzungen, auf Gesandtschaften und bei Schiedsgerichten war er seiner einzigartigen Kenntnis der Vergangenheit wegen begehrt und geachtet.

Im Jahr 1554 wurde Tschudi Landesstatthalter; von 1558 bis 1560 regierte er als Landammann. Schon früher hatte er in Glarus ein Spital gegründet. Nun liess



Aegidius Tschudi.
Nach dem anonymen Stahlstich von 1571, Lithografie Orell Füssli, undatiert (Landesarchiv des Kantons Glarus)

er ein neues Rathaus mit einem feuersicheren Archiv bauen. Mit zunehmendem Alter wurde er immer glaubenseifriger. In Verbindung mit den fünf inneren Orten beschwor er 1559 den «Glarnerhandel» oder «Tschudikrieg» herauf, einen Versuch, das Glarnerland zum alten Glauben zurückzuzwingen. Von den Protestanten angefeindet und beleidigt, verzog er sich 1562 nach Rapperswil; drei Jahre später kehrte er still nach Glarus zurück. In den letzten sieben Jahren seines Lebens beschäftigte er sich nur noch mit geschichtlichen Forschungen.

Die «Gallia Comata» ist eine geschichtliche und ortskundliche Beschreibung Galliens von vorrömischer Zeit bis um 1000. Besonders ausführlich behandelte Tschudi das Gebiet der Schweiz. Das berühmte «Chronicon Helveticum» ist eine Schweizer Geschichte und schildert die Ereignisse von 1000 bis 1470. Beide Werke verfolgen diesen Hauptgedanken: Von alters her bewohnten die Helvetier das Gebiet der Schweiz. Während und nach der Römerzeit wurde ihr Gebiet aufgeteilt. Nur in der Innerschweiz lebten die Helvetier während aller Zeiten in ursprünglicher Freiheit. Sie wurden seit dem 13. Jahrhundert von den Habsburgern bedroht. Die Verteidigung der alten Freiheit und das Wachsen der Eidgenossenschaft stehen im Mittelpunkt des «Chronicon». Tschudi stellte die Habsburger stets nur als den bösen Feind und Bedränger dar, die Eidgenossen dagegen als frei und als Opfer, die sich wehren mussten. Er meinte, mit der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft sei die «uralt wahrhafftig Helvetia» wiedergeboren und «das Land Helvetia wider in sin uralten Stand der Frijheit gebracht worden». Dieser Grundgedanke stimmt mit den heute bekannten Tatsachen nicht überein. In seinen Geschichtswerken verwendete Tschudi Dokumente, Chroniken und Urkunden in so umfassender Weise wie keiner vor ihm. Aber er brachte bedenkenlos Angaben und Auffassungen verschiedenster Art und Herkunft miteinander in Verbindung. Beim Verarbeiten und Auswerten seiner Quellen nahm er ganz überzeugt und einseitig den eidgenössischen Standpunkt ein. Und wo die Quellen wenig hergaben, füllte er die Lücken mit Vermutungen, die seine Hauptgedanken unterstützten. So baute er aus sagenhaften Berichten und aus dokumentarischer Überlieferung ein allseitig abgerundetes Bild von der Gründung und Entwicklung der Eidgenossenschaft auf. Dabei war es sein Anliegen, alle Einwände, die die habsburgische Seite gegen die Rechtmässigkeit der eidgenössischen Befreiung vorbringen konnte, möglichst hieb- und stichfest zu widerlegen.

Als Landvogt erhielt er Zutritt zu den wichtigsten Archiven in der Eidgenossenschaft. Unermüdlich sammelte er Auszüge und Abschriften von Urkunden und alten Dokumenten. Darüber hinaus beschäftigte er sich mit Volksliedern, Sagen, Familienüberlieferungen, Inschriften, Münzen, Sitten und Bräuchen. Das war in jener Zeit eine bahnbrechende Leistung. Tschudis überragende Stärke war das Forschen und Sammeln. Die zusammenhängende Darstellung der Schweizer Geschichte nahm er nur zögernd und erst im hohen Alter in Angriff.

Tschudi unternahm 1528 eine Reise durch die Schweizer Alpen, überstieg viele Pässe und skizzierte die durchwanderten Landschaften. Hernach zeichnete er eine Schweizer Karte, die alle älteren an Genauigkeit übertraf. In den 30er-Jahren verfasste er eine geschichtliche und geografische Darstellung Graubündens, die «Alpisch Rhetia». Sie erschien 1538 und 1560 im Druck und machte ihren Verfasser unter den Gelehrten berühmt.



Der Ausritt eines neuen Landvogts im Ländchen Werdenberg.
Originalzeichnung von G. Rittmeier

Die Grafschaft Werdenberg

Unter Glarner Vögten

Im Jahre 1517 kaufte das Land Glarus für 21 500 Gulden die Grafschaft Werdenberg samt allen Einwohnern. Gleichzeitig übernahm es alle bestehenden Herrschaftsrechte: die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, den Nutzen verschiedenartiger Zehnten und Abgaben sowie das alleinige Recht der Jagd und Fischerei.

Seit 1517 sandten die Glarner alle drei Jahre einen neuen Landvogt nach Werdenberg. Wie die früheren Grafen wohnte er auf dem Schloss. Grundsätzlich übten Glarus und seine Vögte die Herrschaft gleich aus wie ihre adeligen Vorgänger. Die Aufgabe des Landvogtes war es, Abgaben und Bussen einzuziehen, als Richter zu amten, in der Grafschaft für Ruhe und Ordnung zu sorgen, das Land Glarus gegenüber den benachbarten Herrschaften zu vertreten und den Gutsbetrieb zu bewirtschaften, der zum Schloss gehörte. Seine Amtsgewalt war gross, aber keineswegs unbeschränkt und willkürlich. Alle wichtigen Angelegenheiten entschieden der Rat zu Glarus oder die Landsgemeinde.

Jeder Glarner, der Landvogt werden wollte, musste hohe Auflagen bezahlen: Geldgaben in den Landesbeutel und an alle volljährigen Männer, ja oft auch noch beträchtliche Schmiergelder. Das führte zu Missbräuchen. Selbstverständlich wollten die Landvögte während ihrer Amtszeit mehr als ihren Lebensunterhalt herauswirtschaften, mindestens auch die Auflagen und Schmiergelder. Die Werdenberger Vögte konnten immerhin den grösseren Teil der rechtmässigen Abgaben und Bussen für sich behalten. Gewöhnlich saugten sie die Grafschaftsleute nicht habgierig aus. Freilich gab es unter den rund 90 Vögten etliche, die hart und eigennützig regierten, die da etwas zu viel Abgaben einzogen, dort zu hohe Bussen aussprachen und Bestechungsgelder annahmen.

Die meisten Werdenberger waren seit jeher Leibeigene und blieben bis 1798 in diesem Stand. Sie waren persönlich unfrei und ganz von der regierenden Gewalt abhängig. Sie durften ihren Boden nicht verlassen, mussten bestimmte Frondienste leisten und Todesfallsteuern, Zehnten, Grundzinsen und andere Abgaben entrichten. Die wenigen Bürger des Zwergstädtchens Werdenberg waren ebenfalls Untertanen, aber keine Leibeigenen. Von alters her besassen sie persönliche Freiheit und grössere Rechte, etwa Befreiung von Frondienst und Todesfallsteuer.

Die meisten Einwohner waren Kleinbauern, die sich mit Viehzucht, Acker- und Weinbau beschäftigten. Selbst in guten Jahren konnten sie sich nur bescheiden ernähren; Missjahre brachten ihnen Armut und Not. Schwer lasteten die Zehnten und Grundzinsen auf den armen und kinderreichen Familien. Starb dann noch der Vater, so traf sie die Todesfallsteuer besonders hart. Der Vogt durfte ihnen rechtmässig auch die einzige Kuh oder das wertvollste Besitzstück

wegführen lassen. Diese rücksichtslose Ausnützung aller Rechte liess in den Untertanen Bitterkeit und Ablehnung gegenüber ihrer «christlichen, gnädigen und milden» Obrigkeit aufkommen.

Im 17. Jahrhundert zeigte der Rat von Glarus gegenüber den Anliegen seiner «lieben und getreuen Angehörigen zu Werdenberg» mehrmals mildes Entgegenkommen, landesväterliche Fürsorge und Einsicht. 1653, 1667, 1682 und 1687 verbriefte er ihnen einige Erleichterungen und etwas mehr Selbstverwaltung. Während Jahrzehnten blieben diese Ratsbeschlüsse unangefochten. Doch an der Glarner Landsgemeinde von 1705 «erhoben etliche ein Geschrei, dass vor Jahren denen zu Werdenberg Freyheits-Briefe sollen gegeben seyn, zum Nachtheil unserer Rechte». Man kann sich vorstellen, dass eine solche Behauptung fähig war, das gemeine Volk in Eifer zu bringen, und es ist gefährlich, die Ungestüme einer solchen Hitze nur mildern zu wollen. Der Rat fürchtete den Zorn des Volkes und beauftragte den Landvogt, die alten Briefe zurückzuverlangen. Begreiflicherweise gehorchten die Grafschaftsleute diesem Befehl nur ungern. Im Verlaufe der Jahre verlangten sie ihre Briefe mehrmals zurück; doch stets wurden sie vertröstet. Sie fühlten sich ins Unrecht versetzt und ihren Herren ausgeliefert.

Als im Mai 1719 der neue Vogt auftritt, erklärten die Werdenberger, sie wollten nur dann Gehorsam schwören, wenn sie in nächster Zeit ihre Briefe zurückerhielten. Der Vogt berichtete nach Glarus, dass die Untertanen den Huldigungseid verweigerten. Nun versteiften sich beide Seiten auf ihren Standpunkt. Vertreter der Grafschaftsleute erschienen mehrmals vor dem Rat und verlangten stets die Herausgabe der Urkunden. Sie anerkannten Glarus, das in diesem Streit Partei war, nicht als ihren Richter; sie forderten, dass die Tagsatzung Recht spreche. Die Glarner waren über die Auflehnung ihrer Untertanen erbost und wollten als Herren ganz nach ihrem eigenen Gutdünken handeln. Lange versuchten sie, die Werdenberger davon zu überzeugen, dass sie ohne Einschränkung gehorchen müssten.

Auf die Zusage sicheren Geleits hin kamen Anfang September 1721 zehn werdenbergische Abgeordnete nach Glarus. Unter dem Vorwand, sie vor dem aufgeregten Volk zu bewahren, in Wirklichkeit aber, um sich ihrer als Geiseln zu bedienen, wurden sie während 15 Wochen in Haft gesetzt. Doch die Werdenberger gaben nicht nach. Im Dezember starb ihr Landeshauptmann David Hilty im Glarner Gefängnis. Durch diese Vorkommnisse aufs Äusserste erbittert, rüsteten sich die Untertanen zum Aufstand. Der dreifache Rat von Glarus liess sofort Truppen in der Grafschaft einrücken. Die meisten einheimischen Männer flohen kampflos in benachbarte Gebiete, und so floss zumindest kein Blut. Anfang 1722 unterwarfen sich die Werdenberger bedingungslos; sie mussten alle ihre Waffen ausliefern und Gott und die Glarner untertänigst um Vergebung bitten.

Gesandte der Städte Zürich und Bern setzten sich in Glarus ernsthaft dafür ein, dass man die Aufständischen gnädig und milde bestrafe. Der Rat sprach zwar weder Todesurteile noch harte Leibesstrafen aus. Aber er verbannte die Rädelsführer ausser Landes, fällte hohe Bussen aus und bürdete den werdenbergischen Gemeinden und Privatleuten Kriegskosten von über 30 000 Gulden auf. Die alten Briefe wurden «unnütz» gemacht, entsiegelt und zerschnitten. 1725 stellte der Rat die Pflichten und Rechte der Werdenberger neu zusammen; dabei schaffte er ihren Beschwerden und Klagen weitgehend Abhilfe.

Als Anfang 1798 der Einmarsch der französischen Armee bevorstand oder bereits begonnen hatte, brach auch in den eidgenössischen Untertanengebieten die Revolution aus. Manche Gebiete warfen ihre Herrschaft ab, andere forderten die Freierklärung. Die meisten regierenden Orte gaben ihre Untertanen erst dann frei, als der französische Vormarsch sie dazu zwang.

Den Glarnern fiel der Verzicht auf Werdenberg schwer. Vertreter der Grafschaftsleute forderten am 4. Februar 1798, Glarus solle ihnen endlich die Freiheit gewähren und alle Herrschaftsrechte aufgeben. Völlig unverständig meinte der Glarner Rat auch jetzt noch, diese Forderungen seien ein «Muster von Unsittlichkeit und Verletzung allen Anstandes in Sprache und Inhalt. Man wird den Herren keine Antwort erteilen, bis sie gemässigteren Ton und anständigere Wünsche vorbringen!» Der Lauf der Ereignisse erteilte indessen den «schwerhörigen» Glarnern bald eine deutliche Antwort. Die Werdenberger verweigerten immer mehr den Gehorsam. An verschiedenen Orten richteten sie Freiheitsbäume auf. Der Glarner Landvogt fühlte sich nicht mehr sicher und verliess das Untertanenland fluchtartig. Am 10. März, nachdem die Westschweiz und Bern in die Hände der Franzosen gefallen waren, beschloss die Glarner Landsgemeinde, alle ihre Vogteien freizulassen. Zwischen Ende Januar und Anfang April 1798 verschwanden alle Untertanengebiete auf Schweizer Boden endgültig.



Suworow 1799 in den Schweizer Alpen.

Ausschnitt aus einem Ölgemälde von Alexej Popow, vermutlich 1800 (Museum des Landes Glarus, Freulerpalast Näfels; Original in St. Petersburg)

Fremde Truppen im Glarnerland

Krieg und Elend im Glarnerland

Mit General Suworows Rückzug über den Panixerpass im Oktober 1799 endete der Feldzug der verbündeten russischen und österreichischen Truppen in der Schweiz. Die angestrebte «Befreiung der Schweiz» war gescheitert. Im Glarnerland war der Krieg vorüber. Aber die Bevölkerung litt noch lange schwer unter den Folgen des Krieges.

Im Jahre 1800 schrieb Pfarrer Marcus Freuler:

«Lange und viel hatten wir gelitten. Wir verloren unsere demokratische Verfassung, welche dem freyen Glarner unerachtet der vielen Mängel lieb war. Truppen kamen in unser Land, deren Unterhalt und Betragen für uns drückend waren; Wegführen, Gefangenschaften, Fliehen über die Gebirge; Weinen und Klagen der Eltern und Kinder bei dieser traurigen Lage; die Entfernung von den Wohnungen mit dem peinigenden Gedanken, dass sie vielleicht ein Raub der Flammen werden; das Stillschweigen bei den ungerechtesten und boshaftesten Vorwürfen: Raub und Stehlen; und endlich die förchterlichen Aussichten für die Zukunft. – Zu diesem hatten wir noch grosse Armeen in unserem Kanton, nemlich: Franken, Russen und Kaiserliche, welche sich in diesem engen Thal und auf den Gebirgen herumschlugen; der Donner der Kanonen und Gewehre, das Hauen und Stechen mit den mörderischen Waffen, und endlich der schauerliche Anblick der Todten und der armen Verwundeten, welche um Hülf und Unterstützung baten, und auch bekamen. – Durch solche Begebenheiten wurden alle Gemeinden unseres Landes mehr oder weniger hart mitgenommen, viele Häuser rein ausgeplündert und ihrer Hausrätlichkeiten beraubt. Durch die beständigen Einquartierungen geriethen viele Einwohner in äusserste Armuth, wenigstens in tiefe Schulden. Alle Arten von Lebensmitteln waren in einem ausserordentlich hohen Preis; kein Verdienst, der

«Am Clönthaler See».
Radierung von Ludwig Hess, 1800



Handel völlig gehemmt, die Fabriken und Gewerbe geschlossen, hiemit die Quellen unserer Nahrung verstopft. Bei diesem bedauernswürdigen Zustand mussten wir noch Zwangsabgaben von Brodt, Fleisch, Heu etc. an die Truppen abliefern. Das Elend und die Armuth stieg auf den allerhöchsten Grad. Sehr viele Menschen wurden genöthiget, auf Erlaubnis der Regierung ihre Wohnungen zu verlassen und mit ihrem ausgehungerten, dem Tod ähnlichen Körper in andere Gegenden Helvetiens zu wandern.»

Scharen hungriger und zerlumpter Bettler zogen täglich aus dem Gross- und Kleintal nach Ennenda, Glarus und Mollis. Damals gab es noch keine Armen-



Suworows Feldzug durchs Glarnerland (29. September bis 7. Oktober 1799): Nach dem vergeblichen Versuch, am 1. Oktober die Linthbrücke bei Näfels zu erobern (Zugang zum Kerenzerberg), zieht sich General Suworow am 7. Oktober über den bereits verschneiten Panixerpass zurück.

fürsorge, weder in den Gemeinden noch im Kanton. Der Regierungsstatthalter erliess einen «Zuruf der leidenden Menschheit im Kanton Linth an die erbarmenden Schweizer». Zahlreiche Familien in den kriegsverschonten Kantonen Waadt, Bern, Solothurn und Basel erklärten sich bereit, arme Kinder aus der Ost- und Innerschweiz bei sich aufzunehmen. Aus dieser Zeit berichtet Pfarrer Melchior Schuler:

«Die unglücklichen Scharen zogen von Glarus über Zürich ins Aargau, nach Basel, Solothurn, Bern, Biel bis in die Waadt hinein. Stand ein Haufen Kinder halbnackt auf der Strasse oder dem Marktplatz, so kamen die erbarmenden Einwohner, nahmen hier ein Kind, da ein Kind an die Hand und führten es mit sich nach Hause. Allmählich sich vermindernd, zogen die übrigen weiter, bis alle versorgt waren. Da trennten sich oft Geschwister für immer. Unter diesen Ausgewanderten fanden sich aber auch viele Kinder schlechter, liederlicher Eltern, also schlecht erzogene, unreinliche, freche, undankbare, arbeitsscheue, bisweilen auch kränkliche Kinder, ja selbst solche, die nicht einmal arm waren und von eigennützigen Eltern mitgeschickt wurden. Manche Wohltäter erfuhren von so verdorbenen Kindern Undank. Nicht wenige Kinder folgten dem Zuge des Heimwehs, als sie vernahmen, dass man zu Hause wieder etwas verdienen könne und entliefen ihren Pflegeeltern. Manche aber wurden ihren Wohltätern zur Freude und pflanzten sich ihr Glück.»

Johann Melchior Schuler (1779–1859) von Glarus und Mollis, Sohn von Diakon und Lehrer Fridolin Schuler, wurde in Schaffhausen zum Geistlichen ausgebildet und in das dortige Ministerium aufgenommen. 1798 nahm er als Feldprediger der Glarner am Feldzug nach Wollerau teil. Er wirkte zuerst als Pfarrer von Siblingen SH und amtete 1805–1814 in Obstalden. Als eifriger Förderer von Reformen des Schul-, Kirchen- und Armenwesens leistete er Wegweisendes. In breiten Kreisen stiess er damit jedoch auf Widerstand und Voreingenommenheit. «Das verführte Volk brach in einigen Gemeinden in Wüten und Toben über die Schulverbesserung und vorzüglich meine Person aus. Gut dass ich die Belohnung in mir selbst gefunden habe.» Er gehörte dem ersten Kantonsschulrat an und war eigentlich unser erster Schulinspektor. Seine Feinde brachten es aber durch Verleumdungen so weit, dass er im Herbst 1814 sein Amt niederlegte und das Glarnerland verliess. Er verfasste zahlreiche Schriften, darunter die 1836 erschienene «Geschichte des Landes Glarus», aus welcher das Zitat stammt. Noch bekannter wurde sein Neffe Dr. med. Fridolin Schuler (1832–1903), der als kantonaler und eidgenössischer Fabrikinspektor zu internationalem Ruhm kam.

Als 1798 der Revolutionssturm durch das Land brauste, musste Pfarrer Marcus Freuler (1753–1817) mit seiner Familie nach Glarus fliehen, obwohl er 24 Jahre redlich seiner Gemeinde Azmoos gedient hatte. Mit seinem Bruder, Buchbindermeister Kaspar Freuler, gründete er die erste Druckerei im Glarnerland. Der Sohn des Pfarrers, der Lehrer, Buchdrucker und Bibliothekar Cosmus Freuler (1780–1838), gab in der Folge eine Reihe von Zeitungen und Zeitschriften heraus. Der Glarner Lehrer und Schriftsteller Kaspar Freuler (1887–1969) zählt ebenfalls zu seinen Nachkommen.





Das Suworowhaus in Elm wurde um 1670 gebaut. In diesem stattlichen Bürgerhaus mit den barocken Fassadenmalereien nächtigte der russische General, bevor er mit seiner Armee über den Panixer flüchtete.

Sage

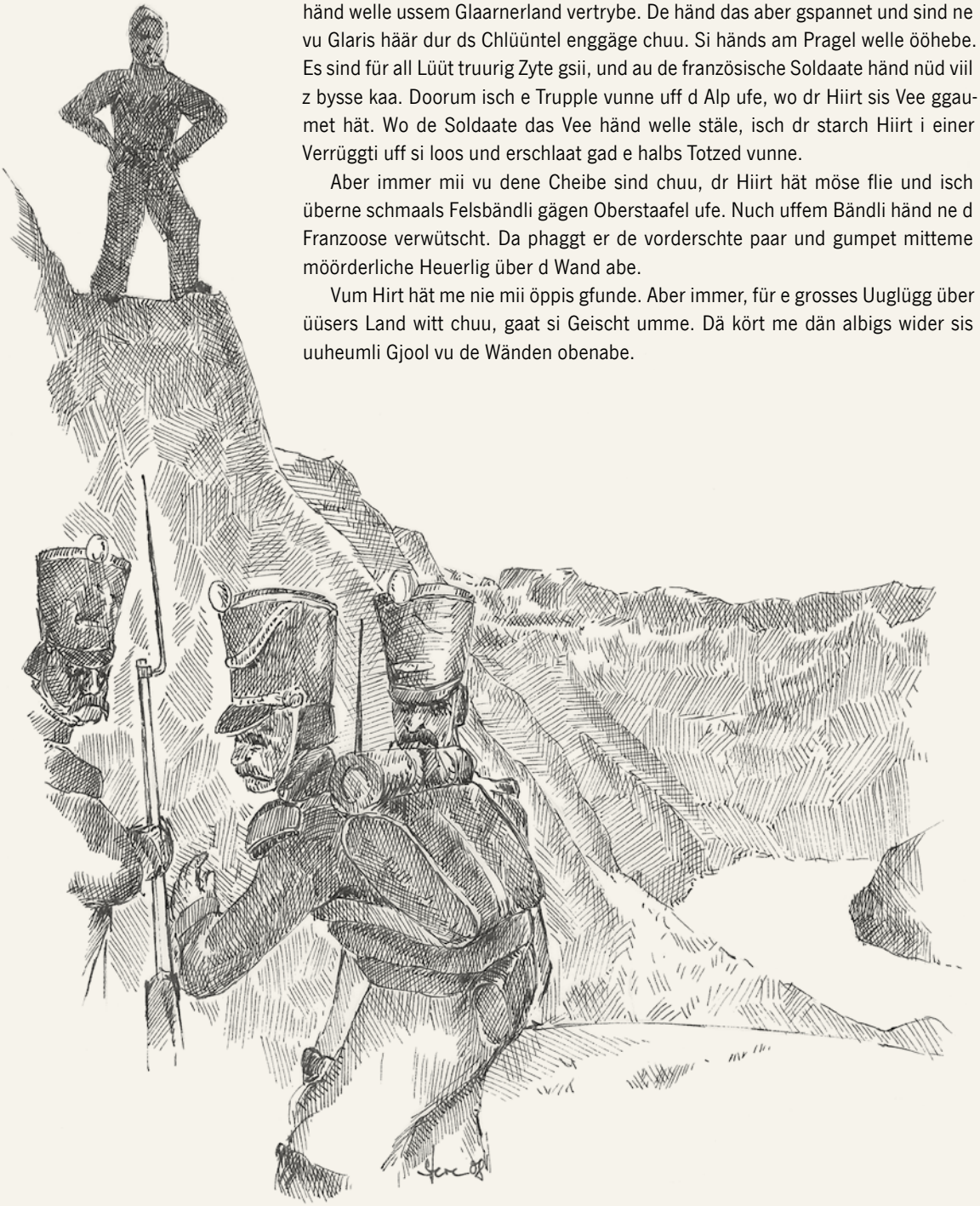
Dr Geischterjodler

Uf den Alpe hinderem Chlüüntelersee kört me i dr Nacht öppenemaal uuheimlichi Heuerlig und es Gjool. Me seit, das sig dr Geischt vume tapfere Hiirt, wo zur Zyt vu de Franzoose da obe gläbt heig.

Es isch due gsii, wo d Russe vum Muotitaal häär chuu sind, wels d Franzoose händ welle ussem Glaarnerland vertrybe. De händ das aber gspannet und sind ne vu Glaris häär dur ds Chlüüntel enggäge chuu. Si händs am Pragel welle ööhebe. Es sind für all Lüüt truurig Zyte gsii, und au de französische Soldaate händ nüd viil z bysse kaa. Doorum isch e Trupple vunne uff d Alp ufe, wo dr Hiirt sis Vee ggaumet hät. Wo de Soldaate das Vee händ welle stäle, isch dr starch Hiirt i einer Verrüggti uff si loos und erschlaat gad e halbs Totzed vunne.

Aber immer mii vu dene Cheibe sind chuu, dr Hiirt hät möse flie und isch überne schmaals Felsbändli gägen Oberstaafel ufe. Nuch uffem Bändli händ ne d Franzoose verwütscht. Da phaggt er de vorderschte paar und gumpet mitteme möörderliche Heuerlig über d Wand abe.

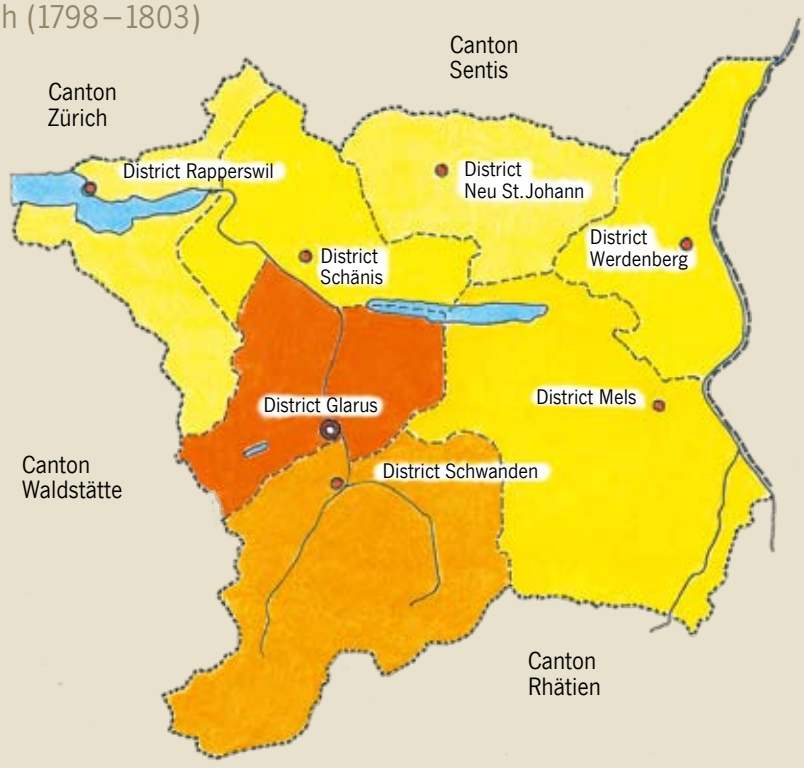
Vum Hirt hät me nie mii öppis gfunde. Aber immer, für e grosses Uuglügg über üüsers Land witt chuu, gaat si Geischt umme. Dä kört me dän albigs wider sis uuheumli Gjool vu de Wänden obenabe.



Napoleon Bonapartes Brief an die Glarner

Im Frühling 1798 besetzten französische Truppen die Westschweiz. Nach der Einnahme Berns wurde die neue helvetische Verfassung ausgerufen. Auch die Landsgemeindekantone beschlossen nach anfänglichem Widerstand schliesslich die Annahme dieser Verfassung. Das Land Glarus fasste man mit den ehemaligen Untertanengebieten zum neuen Kanton Linth zusammen. Dieser bestand aus den sieben Distrikten Neu St. Johann, Werdenberg, Mels, Schwanden, Glarus, Schänis und Rapperswil. In Glarus, dem neuen Hauptort, wirkte ein vom helvetischen Direktorium gewählter Regierungsstatthalter. Trotz gegenteiliger Versprechungen blieb der Kanton Linth nicht vor Einquartierungen verschont. Diese und insbesondere der zweite Koalitionskrieg von 1799 hinterliessen die Distrikte Glarus und Schwanden völlig ausgeblutet. Es herrschte Verdienstlosigkeit und Hungersnot. Der ohnehin wankende Glaube an die neue Verfassung schwand zusehends. In der Landesregierung, dem Direktorium, bekämpften sich Frankreich freundlich gesinnte Abgeordnete und altgesinnte Föderalisten. Im Sommer 1802 liess Napoleon die französischen Truppen aus der Schweiz abziehen. Ohne französische Truppenpräsenz konnte sich die helvetische Regierung jedoch nicht lange halten. Als sich in der Innerschweiz eine Widerstandsbewegung erhob, der sich auch Glarus anschloss, kapitulierte die helvetische Regierung und übersiedelte nach Lausanne. Den bürgerkriegsähnlichen Zuständen machte Napoleon ein Ende, indem er im Herbst 1802 erneut französische Truppen ins Land einmarschieren liess. Im Winter 1802/03 entwarf er eine neue Verfassung für die Schweiz. Diese Mediationsakte, die im März 1803 in Kraft trat, berücksichtigte die jahrhundertealten, föderalistischen Strukturen und stellte die Kantone wieder her. In Glarus war man, obwohl die ehemaligen Untertanengebiete zum neuen Kanton St. Gallen geschlagen worden waren, erleichtert, die alte Ordnung in vielen Bereichen wiederhergestellt zu sehen. Dieser Brief Napoleon Bonapartes vom 27. Juni 1803 nimmt Bezug auf ein entsprechendes Dankesschreiben der alten und neuen Glarner Behörden.

Canton Linth (1798–1803)



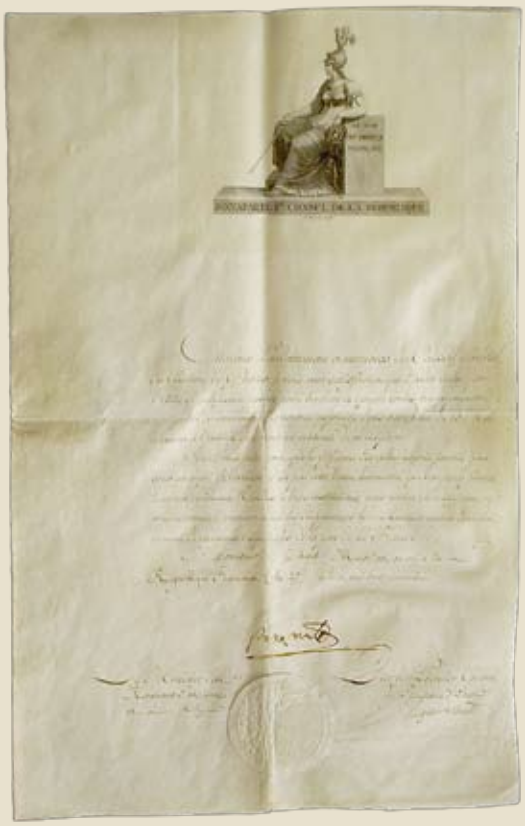
Bürger, Landammann und
Regierungsräte des Kantons Glarus,

ich sehe mit Genugtuung, dass die Ordnung, die mit der Mediationsakte in Kraft gesetzt wurde, Euer Wohlbefinden sichert und alle Eure Hoffnungen erfüllt.

Die Gefühle, die Ihr in Eurem Brief vom 13. Mai ausdrückt, verstärken das Interesse, das ich weiterhin an Euch haben werde.

Seid einig untereinander, auf dass die Unterschiede der Religionen nie Grund zu einer Trennung für Euch sein mögen: Denn durch eben diese gute Eintracht wurden Eure Brüder glücklich und frei. Da ihre staatlichen Einrichtungen nun auch auf Euch übertragen worden sind, werdet Ihr ihre Klugheit nachahmen können, und Ihr werdet in mir immer die Bereitschaft zu wohlwollendem und freundschaftlichem Handeln finden, so wie es von Frankreich immer wieder bezeugt wurde.

27. Juni 1803
Bonaparte



Nur wenige der während der Helvetik angestrebten oder geforderten Neuerungen, etwa die Aufhebung der Feudallasten, der Zehnten, oder die Abschaffung der Untertanengebiete, konnten in die Tat umgesetzt werden. Andere, wie die Einführung des Bürgerrechts, eines einheitlichen Steuersystems, der Niederlassungs- und Gewerbefreiheit sowie der Vereinheitlichung von Währung, Mass und Gewicht, wurden verwässert oder gerieten in Vergessenheit. Sie gelangten erst mit der Bundesverfassung von 1848 zur Verwirklichung.

Die Postulate der Aufklärung und der französischen Revolution verhallten jedoch im Volk nicht ungehört. Im Bereich der Volksschule und Volksbildung tat sich unter Philipp Albert Stapfer, Minister der Künste und Wissenschaften, einiges. Zahlreiche neue Zeitungen und Zeitschriften informierten und unterhielten die Leserschaft. Auch in Glarus erschienen mehr oder weniger langlebige Zeitungen wie das «Wochenblatt für den Canton Linth», der «Alpen Bott» oder der «Anzeiger». Tiefgreifende Veränderungen erfuhr das Schulwesen. Während der Helvetik durchgeführte Umfragen in allen Gemeinden der Schweiz hatten ein äusserst betrübliches Bild vom herkömmlichen Schulbetrieb gezeichnet. Minister Stapfer, Johann Heinrich Pestalozzi und dessen Mitstreiter verlangten daher, dass allen Kindern, auch den ärmsten, das Recht auf eine Schulbildung zustehe, eine Schulbildung, die von fachlich kompetenten und entsprechend ausgebildeten Schulmeistern vermittelt würde. Auch sollte die Schule nicht mehr wie bis anhin der Kirche, sondern dem Staat unterstellt sein. Eine Reihe aufgeschlossener Glarner, vorwiegend Politiker, Kaufleute, Ärzte, Lehrer, Pfarrer, aber auch Handwerker, subskribierten Pestalozzis Schulbücher und propagierten damit dessen Lehrmethoden im Glarnerland. In Hofwyl und Yverdon entstanden Lehrerseminare. Unter den dort ausgebildeten Lehrern waren auch einige Glarner, etwa Melchior Lütschg (1792–1871) von Mollis. Von 1819 bis 1857 leitete er die Linthkolonie, eine Anstalt für arme Knaben, die in veränderter Form heute noch besteht. Die Bemühungen um eine für alle erschwingliche Schulbildung trugen Mitte der 30er-Jahre Früchte. 1837 wurde in Glarus mit der neuen liberalen Verfassung auch die allgemeine Schulpflicht eingeführt, und in vielen Glarner Gemeinden baute man die ersten Schulhäuser.

In fremden Kriegsdiensten

In der Chronik der Gemeinde Elm sind zahlreiche Eintragungen über Elmer Söldner in fremden Diensten enthalten.

1803

Am 18. September stirbt der 63-jährige ledige Heinrich Zentner bei Breda als Soldat in fremden Diensten.

1806

Am letzten Tag des Jahres verlässt der 32-jährige ledige Johannes Rhyner seine Heimat, angeworben für das erste Regiment in französischen Diensten. – Verschollen!

1807

Der 21-jährige Samuel Schneider lässt sich für französische Dienste für Napoleon anwerben. – Verschollen!

1808

Am 20. Januar lässt sich der 27 Jahre alte Jakob Schmid für fremde Dienste anwerben. – Verschollen!



Wappenscheibe mit drei Männern in Kriegstracht, 1656.
(Brunnerhaus, Glarus)

1809

Am 23. Januar verlässt der 24-jährige Pankratius Elmer, Vater zweier Kinder, als angeworbener Soldat die Heimat. Im gleichen Jahr wird er Korporal und stirbt auf dem Marsch durch Portugal.

Peter Schneider, 27-jährig, ledig, liess sich 1807 anwerben. Er kam als Füsilier nach Belle Isle sur Mer in Frankreich und von da nach Spanien. 1809 trifft die letzte Nachricht von ihm in der Heimat ein. – Seither verschollen!

Auch Jodel Disch, wohnhaft gewesen im Untertal, liess sich im Jahre 1807 anwerben. Er kam als Soldat für das 4. Schweizerische Infanterie-Regiment im Dienste Napoleons nach Besançon, war 1809 noch in Spanien und starb in Belle Isle sur Mer. Sein Bruder Felix war 1796 ebenfalls in fremden Diensten gestorben. Seine Eltern hatten 15 Kinder.

1810

Am 6. März verlassen die beiden Brüder Beat Marti, 22-jährig, und Johannes, 20-jährig, die Heimat als angeworbene Soldaten. – Beide sind verschollen! Am 21. April stirbt bei Rennes der 29-jährige ledige Jakob Schneider in französischen Diensten im 4. Schweizerregiment. Er hatte sich 1807 anwerben lassen. Heinrich Schneider, 26-jährig, ebenfalls in französischen Diensten, ist verschollen. Schon sein Bruder Samuel war vor drei Jahren in französischen Diensten verschollen.

1812

Werner Bäbler und Balthasar Schneider lassen sich für das 4. Schweizerregiment in französischen Diensten anwerben. – Beide verschollen!

1813

Im Jahre 1803 gab Napoleon der Schweiz eine neue Verfassung, forderte aber eine schweizerische Hilfstruppe von stets 16 000 Mann. Seit 1805 hat Elm 1½ Mann zu stellen. Jeder Angeworbene erhält 4 Louisdor Handgeld und eine Kantonsprämie von ebenfalls 4 Louisdor. Jeder Einwohner, der einen Rekruten bringt, der angenommen wird, erhält ebenfalls ein Anbringgeld von 1 Louisdor. Die Rekruten werden nach Annahme und Unterzeichnung unverzüglich nach

Besançon gebracht. Damit die Gemeinden ihr Kontingent leichter stellen können, wird empfohlen, Urheber von Schlägereien, Ruhestörer aller Art und solche, die die Gemeinde mit unehelichen Kindern belästigen, zu Kriegsdiensten anzuhalten.

Am 22. Februar stirbt Johann Heinrich Disch, wohnhaft gewesen im Sulzbach, im Militärspital von Osnabrück am Nervenfieber im 25. Altersjahr. 1811 hatte er sich anwerben lassen und stand in französischen Diensten für Napoleon.

1815

Der 28-jährige Johann Heinrich Elmer lässt sich als Soldat nach Holland anwerben. – Verschollen!

1816

Am 22. Februar stirbt im Alter von 50 Jahren der ledige Heinrich Disch in Osnabrück. Er stand im 1. Schweizerregiment in französischen Diensten für Napoleon.

Am 19. Februar stirbt im Spital zu Nimwegen der 25-jährige verheiratete Hilarius Rhyner. Er war Soldat in holländischen Diensten.

1817

Kaspar Bäbler, ledig, der sich am 11. Februar 1810 hatte anwerben lassen, stirbt am 16. Juni zu Maastrich.

Der gleichaltrige, 26-jährige Oswald Elmer liess sich 1809 nach Frankreich anwerben. 1815 stand er in der 4. Compagnie des Glarner Bataillons in Hüningen. 1817 kommt er nach Holland. – Seither verschollen!

1821

Am 3. Oktober stirbt in Bergen op Zoom, im Regiment J. von Sprecher, der 20-jährige Heinrich Zentner. Er hatte sich 1820 anwerben lassen.

Am 26. November lässt sich der 24-jährige Martin Disch nach Holland anwerben. – Verschollen!

1824

Am 28. Mai ertrinkt in Antwerpen der 31-jährige ledige Jakob Elmer. 1815 hat er sich nach Holland anwerben lassen. Sein um vier Jahre älterer Bruder ist ebenfalls in Holland in fremden Diensten verschollen. Am 15. Juni stirbt der 30-jährige Heinrich Bäbler als Sergeant in holländischen Diensten in Antwerpen.

1826

Der ledige Johann Peter Zentner hatte sich als Soldat nach Holland anwerben lassen. Von einem Militärgericht wurde er zu einem Jahr Zwangsarbeit mit dem Schubkarren verurteilt und kam auf die Insel Java. Er stirbt dort am Nachweihnachtstag im Alter von 21 Jahren.

1830

Fridolin Rhyner, Sergeant in französischen Diensten, führt 20 entlassene Soldaten über Basel und Zürich in den Kanton Glarus zurück.

1844

Am 15. Oktober stirbt im Militärspital in Neapel der 20-jährige Johann Heinrich Disch.

1859

Die fremden Kriegsdienste werden endgültig verboten. Seit 1515 haben über dreieinhalb Millionen Schweizer unter fremden Fahnen gestanden, und rund 560 000 Schweizer Söldner haben auf fremden Schlachtfeldern und in Militärspitälern ihr Leben gelassen.

Allein aus unserer Gemeinde starben in fremden Kriegsdiensten nachweisbar über 80 zum Teil hoffnungsvolle junge Burschen und Männer, und wie viele verschollen sind, lässt sich nicht nachweisen. Wie manches Schicksal verbirgt sich hinter diesen Zahlen!

Nicht nur die Lust an Kampf und Abenteuer, sondern vielmehr der karge Boden, mangelnde Verdienstmöglichkeiten und die Überbevölkerung vieler Alpentäler trieben vom 15. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Hunderttausende junger Schweizer in die Kriegsdienste französischer, sardinischer, neapolitanischer, preussischer und holländischer Herren. Viele von ihnen kehrten nicht mehr nach Hause zurück. Andere waren an Leib und Seele geschädigt. Einige wenige brachten es im Ausland zu hohem Ansehen und grossem Reichtum.



Noch heute erinnern Familien- und Strassennamen in New Glarus an die Gründer des Städtchens.

Aus dem Tagebuch des Mathias Dürst (1813 – 1857) von Diesbach

Glarner wandern nach Amerika aus

Abreise

1845, den 15. April, nahm ich von Freunden und Nachbarn Abschied und ging nach Mitlödi; war dort im Rössli über Nacht. Am Morgen des 16. nahm ich, begleitet von meinem lieben Bruder Johann Balthasar, den Weg unter die Füsse nach der Biäschen und erwartete dort meine liebe Familie. Unser Comité langte auch an, unsere Sache glaubten wir in der besten Ordnung, aber, Himmel, wie hatten wir uns getäuscht! Noch eh wir in Rapperschweil ankamen, fragten wir unsern Schiffskapitän Felder, wo wir logieren müssen. Er gab uns zur Antwort, das sei unsere Sache, er habe uns nur zu führen, nicht zu speisen. Da gab es freilich Tumult. In Rapperschweil begaben wir uns zu Herrn Noa Scherer im Stadthof, weil ich wusste, dass dieses Haus sich früher eines guten Rufs erfreut hatte. Aber da war leider wieder die ewige Habsucht im Spiel. Wir mussten alles doppelt bezahlen, ich selbst für ein Bett 8 Batzen. Unsere Führer und wir gingen auf ein Zimmer und beratschlagten über unsere traurige Lage, weil die meisten von uns sehr wenig Geld hatten. Am Abend 10 Uhr dieses für uns gewiss nicht freudvollen Tages beauftragte mich G. Legler, die missliche Lage unserm Gemeinderat zu schreiben, wo ich, während die andern schliefen, mich an den Tisch setzte und in gedrängter Kürze unsere Verhältnisse schilderte. Am Morgen des 17. standen wir früh auf, nur zu früh, so dass wir wohl eine Stunde an der Schifflände mit unsern Kleinen stehen mussten. Endlich wurden wir auf das Schiff gelassen. Wir hatten sehr schlechtes Wetter. Die grösseren männlichen Personen mussten auf dem Verdeck bleiben, weil die Kajüte vollgepfropft von Menschen war. So kamen wir nach Zürich, aber da ging das Jammern erst an. Schiffmeister Körner sagte, ihm seien nur 155 Personen verakkordiert und nicht 193, er habe nicht soviel Platz auf dem Schiff. Er mietete vier grosse Familien-Wagen, ein jeder mit 4 Pferden, für die Frauen und Kinder. Die männlichen Personen kamen auf das Schiff. Ach wie froh waren wir, dass wir unsere Kleinen nicht bei uns hatten, denn wir mussten unsern Geist fast aufgeben vor Kälte. So kamen wir nach Laufenburg fast nachts. Wir halfen dem Herrn Körner die Kisten aus dem Schiff und auf die Wagen zu bringen und den 18. wieder in das Schiff. Noch ehe wir in Basel ankamen, sahen wir die Wagen, in die unser Volk gepackt war, über die Birsbrücke fahren, sodass wir zu gleicher Zeit in Basel ankamen, was uns sehr erwünscht war.

Über den Ozean

Am 13. Mai morgens 9 Uhr stiessen wir in Den Helder vom Land und sagten Europa Lebewohl, vielleicht viele von uns für ewig. Wir waren keine zwei Stunden vom Land entfernt, als sich schon die Seekrankheit bei den meisten von uns einstellte. Da ging's an ein Erbrechen, keine konnten

mehr gerade stehen, auch diejenigen nicht, die gesund blieben, wegen dem Wanken des Schiffes. Und so fuhren wir mit bald besserem, bald schlechterem Wind bis am Mittwoch, den 21., wo sich ein Sturm einstellte, der manchem von uns den Schweiss austrieb. Der 25. war für uns wieder ein Tag des Schreckens. In der Nacht erhob sich ein Sturm, der den ganzen Tag mit fürchterlicher Wut herrschte. Da hörte man manchen Seufzer: «Ach, wäre ich in meiner Heimat geblieben!» Denn wir konnten vom 24. bis 26. mittags kein Feuer machen und weder für Grosse noch Kleine etwas Warmes kochen. Diejenigen, die noch etwas auf dem Lande gekauft hatten, etwa Käse oder feinen Zwieback, die konnten sich mit diesem behelfen, aber ich und noch etliche andere mussten fasten. Denn von der Schiffskost, die dazu bestimmt ist, die Menschen, wenn nicht ganz zu töten, doch krank zu machen, konnte man nichts geniessen.

Am 28. spürten und sahen wir die Folgen von unserm Los. Wir hatten an diesem Tag zwei Opfer zu betrauern. Das erste, Anna Beglinger, Rudolf Stauffachers Ehefrau, von Matt, nachdem sie etliche Tage viele Töde ausgestanden hatte, gab sie nachmittags 3 Uhr ihren Geist auf. Sie wurde in ein grobes Leintuch eingenäht, wo man zu ihren Füssen drei Kübel voll Sand legte, damit sie besser sank. Wir trugen sie aufs Verdeck, legten sie auf ein Brett. Da wurden vom 143. Lied die ersten zwei Verse gesungen. Der Führer Grob hielt die zu Hause übliche Abdankung, und so wurde sie eine Stunde nach ihrem Verscheiden in das Meer versenkt. Am gleichen Tag, abends 7 Uhr, starb ein halbjähriges Kind Heinrich Stauffachers, auch von Matt. Es wurde in ein Kissen gebunden, über Nacht in ein kleines Schiffchen, das sich auf Deck befindet, getan und am Morgen des 29. unter den gleichen Feierlichkeiten den Wellen übergeben.

Ankunft in der neuen Welt

Den 27. Juni. Der freudigste Tag auf der ganzen Seereise! Etwa um 11 Uhr erscholl der Freudenruf: «Land!» Alles, was sich noch nicht auf dem Deck befand, strömte hinauf. Und wirklich sahen wir etwas, das einer Reihe von grossen Bäumen glich. Sogleich wurde auf dem vordersten Mast die amerikanische Flagge aufgepflanzt. Alles Volk äusserte sich in Freuden-Ausdrücken und dankte Gott.

Den 29. Juni. Diesen Morgen wurde der Anker wieder gelichtet und wir fuhren mit schwachem Wind vorwärts, bis wir nachmittags 5 Uhr wieder Anker werfen mussten, weil ein starkes Gewitter einbrach. Wir mussten aber nur etwa eine Stunde fest bleiben, als das Gewitter nachliess, und wir fuhren mit unglaublicher Geschwindigkeit dem Hafen von Baltimore zu, sodass wir bei einbrechender Nacht so nahe ans Land kamen, wie sich fahren liess. Ich möchte gerne einen Versuch machen, die Freude zu schildern, welche unter uns herrscht, aber ich glaube, auch dem Gelehrtesten seine Feder würde nicht hinreichen, einen solchen Auftritt in seiner Wahrheit zu beschreiben.

Von Baltimore nach St. Louis

2. Juli. Diesen Morgen nahmen wir von den Zurückbleibenden Abschied und begaben uns auf die Eisenbahn eine Stunde vor die Stadt. Dieser Tag war für uns der schönste und freudigste auf der ganzen Reise bis dato. Das erste Mal in unserm Leben auf der Eisenbahn konnten wir uns nicht satt sehen. Wir fuhren mit der Schnelligkeit des Windes durch herrliche Gegenden und waldige Täler, und das Auge ergötzte sich an den mannigfaltigen Abwechslungen, überall die reichen Fruchtfelder und herrlichen Baumgärten, aus denen die zierlichen Wohnungen wie verstohlen hervorschauten und amerikanischen Wohlstand und Reichtum verkündeten. Und so kamen wir, unter Gefühlen, die sich nicht beschreiben lassen, abends an den Fluss Sesqueshana. Da mussten wir aussteigen und über eine 2 Meilen lange Brücke, über welche zwei Eisenbahnen führen, in die Stadt Colombia, die am andern Ufer liegt, gehen. Hier gingen wir in den goldenen Adler, wo wir für das Nachtessen pro Person 14 Cents bezahlen mussten.

Nachher mussten wir die höchst mühevolle Arbeit des Umpackens vornehmen, was bis spät in die Nacht dauerte. Diese Nacht schliefen wir schon in den Kanal-Booten, die uns nach Pittsburgh bringen sollten – hier war es wieder nicht besser, als wenn wir eine Herde Schafe wären. Viele konnten nicht einmal sitzen, sondern mussten die ganze Nacht wie am Pranger verurteilt stehen.

Ankunft in New Glarus

8. August. Richter Dürst und Herr Streiff, in der Hoffnung, dass wir vielleicht Mitglieder ihrer Auswanderungsgesellschaft seien, kamen uns entgegen. Die Gefühle, die dann in uns aufstiegen, kann und will ich nicht beschreiben. Uns allen kamen die Freudentränen. Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, gingen wir in die Hütten, die sie gebaut hatten. Man kann sich vorstellen, dass von beiden Seiten her viele Fragen und Antworten bis spät in die Nacht kamen.

Am gleichen Abend marschierten wir ein Stück Wegs über unser Land und genossen den wunderbaren Anblick. Es übertraf alle unsere Erwartungen: ausgezeichnetes Holz, guter Boden, viele feine Quellen und ein mit Fischen gefüllter Bach; genügend Wasser darin, um das ganze Jahr über eine Mühle oder Säge anzutreiben; wilde Trauben in Fülle; viel Wild: Rotwild, Präriehühner und Hasen, kurz alles, was man erwarten kann. Dieser 8. August ist somit der glückliche Tag, an dem wir Sicherheit erlangten über die Lage und Beschaffenheit unseres Landes und über unsere Experten.

Von der Landsgemeinde des Jahres 1887

Eine neue Kantonsverfassung

Im Vorfeld der Landsgemeinde 1887 erhitzten sich die Gemüter an der Frage, ob eine «Kantonskirchweih» eingeführt werden sollte. «Mit freudigem Ja» versprach ein Schreiber in den «Glarner Nachrichten» vom 5. Mai 1887, dem Paragrafen 12 des Landsgemeindememorials zuzustimmen, «der uns die Abschaffung der Dorfkilbenen und die Vereinfachung zu einer Kantonskilbi» vorschlägt. Selbstverständlich blieb der Verfasser einem früheren Einsender, der die Dorfkilbenen beibehalten wollte, die Begründung nicht schuldig: «Wenn der Herr Opponent glaubt, die Dorfkilbi sei ein guter und willkommener Anlass, Bekanntschaften zu machen und sich aus dieser oder jener Gemeinde ein braves Weiblein zu holen, so irrt er sich gewaltig und schreibt ohne zu denken aus dem Stegreif. Solch glückliche Bekanntschaften gehören zu den Seltenheiten.»

Indessen wurde nichts aus der Idee: An der Landsgemeinde ertönten «zahlreiche Rufe, beim alten zu bleiben», und eine grosse Mehrheit stimmte für die Rettung der Dorfkilbenen. Dabei gab es an jener denkwürdigen Landsgemeinde weit Wichtigeres zu besprechen, stand doch eine neue Verfassung zur Diskussion. Frühere Versuche, die Verfassung zu erneuern, waren stets missglückt, und so war man auf den Ausgang dieser Landsgemeinde besonders gespannt.

An Gegnern der neuen Verfassung fehlte es nicht. Ratsherr Pfeiffer aus Mollis erklärte auf der Landsgemeindebühne, «ein Bedürfnis zur Revision sei im Volke



Bis 1971 eine reine Männerangelegenheit: die Glarner Landsgemeinde.

nie gefühlt worden», und wer das bisherige System mit dem «Rath» beseitigen wolle, der bewirke die «Anstellung neuer Sekretäre» und überhaupt eine unerwünschte «Vertheuerung der Verwaltung». Diese Meinung liess Nationalrat Schindler nicht gelten. Wenn das Revisionsbedürfnis bestritten werde, sei dem entgegenzuhalten, «dass die Komplizirtheit der Maschine diejenigen am besten kennen, die mit ihr arbeiten». Mit dem veralteten Kommissionssystem sei aufzuräumen, rief Schindler in den Ring. Landesstatthalter Eduard Blumer doppelte nach: «Mit der vielgepriesenen Fühlung des Raths beim Volk sei es nicht weit her; wenn dieses bisschen Fühlung verloren gehe, so sei äusserst wenig verloren.»

Das zahlreich versammelte Volk hatte die Reden mit Aufmerksamkeit angehört. Aus den Zurufen, die namentlich am Schluss der letzten aus dem Ring ertönten, liess sich der Ausgang der Abstimmung zum Voraus erkennen: Die Stimmung war der Revision günstiger gewogen, als selbst die eifrigsten ihrer Anhänger erwartet hatten. Diese Tatsache und die sich am Horizont sammelnden Gewitterwolken führten dazu, dass Armenarzt J. Wichser, der beim Alten bleiben wollte, mit seinem schwachen Rednerorgan nicht mehr gegen die «Abe»- und «Hööre»-Rufe aufkam. Die Meinungen waren gemacht.

Die Abstimmung ergab eine erdrückende Mehrheit für die unveränderte Annahme des landrätlichen Verfassungsentwurfes. Damit war das wichtigste Geschäft der Landsgemeinde erledigt. Die neue Verfassung trat in Kraft.

Für die Schwander gab es am Abend jenes frostig kalten Landsgemeindetags des Jahres 1887 Grund zur Freude. Eduard Blumer, der bisherige Landesstatthalter, war neuer Landammann. Esajas Zweifel hatte das hohe Amt am Vormittag überraschend niedergelegt, nachdem das Volk die neue Kantonsverfassung «mit rauschendem Mehr» gebilligt hatte. Er wollte nicht an die Spitze des neugeschaffenen Regierungsrates treten.



Anhang

Bildnachweis

Fotografien

ARA, Bilten 318, 319
Archiv, SAC Tödi, Glarus 183
AXPO, Zürich 65 o.
Banzer Marco, Riedern 328
Baumgartner Fridolin, Sool 29, 230, 316, 317
Beglinger Barbara, Mollis 106
Berlinger August, Glarus 175
Bosshard Christian, Netstal 214, 215
Braunwaldbahn AG, Braunwald 294, 295
Davatz Jürg, Degersheim 178
Edelmann Rolf, Hausen a. A. 259
Feldmann Mark, Glarus 30, 31, 234
Grob Stefan, Mollis 273 o.
Grüninger AG, Mitlödi 151
Heer Urs, Glarus 96, 97, 143, 152, 263 u. l., 337, 362
Heussi Gabi, Weesen 269 o.
Huber P., Sammlung Verein Sernftalbahn 296
Jeanrenaud E., Sammlung Ernst B. Leutwiler, Ennenda 297
Jenny David, Zuoz 78
Kakanou Marcus, Heerbrugg 331
Kantonale Forstdirektion, Glarus 47 M., 82, 83, 84
Kantonspolizei Glarus, Glarus 324, 326, 327
Kessler Hansjürg, Braunwald 251 o. l.
Kindlimann Heinz, Schwanden 194, 196 u.
Kunsthaus Glarus, Glarus 118, 119
KVA Linthgebiet, Niederurnen 320
Landesarchiv des Kantons Glarus, Glarus 54 l., 98, 110, 315, 366
Landesmuseum, Zürich 335
Landolt Karen, Gams 251 u. r.
Meyer Kurt, Netstal 24, 32, 34, 44 u., 52, 76, 88, 93, 102, 129, 162, 164, 165, 182, 191, 193, 198, 200, 222, 257, 258, 264, 265, 268 o. l., 268 u., 286, 303, 329, 351
Mineralquellen Elm, Elm 158, 159
Mooney Jerome, USA 364
Museum des Landes Glarus, Näfels 180, 181, 195, 196 o., 218
Nann Steve, Niederurnen 74, 89, 91, 127, 156, 157, 189, 254, 306
Netstal-Maschinen AG, Näfels 206, 207
Neujahrsbote Glarner Hinterland, Linthal 271
Orgelbau Mathis AG, Näfels 216
Pfyffer Hans-Karl, Sammlung, Tägertschi BE 290
Photoswissair, Zürich 272
Rhyner Hans, Elm 236, 237, 238
Schmidt Albert, Engi 255
Schönwetter-Sammlung, Museum des Landes Glarus, Näfels 48, 49, 50, 63, 64, 65 u., 67
Schuler Alois, Ennenda 77
Skiclub Glarus, Glarus 252, 253
Stöckli Metall und Kunststoff AG 210, 211
Stüssi-Jud Kaspar, Riedern 241
Typowerkstatt, Glarus 204, 205
Vaitl Gian, Zürich 145, 146, 147
Walcher Fridolin, Nidfurn 12, 14, 15, 19, 21, 22, 23, 25, 26, 27, 28, 35, 42, 43, 44 o., 45, 46, 47, 51, 54 r., 55, 56, 58, 62, 66, 68, 69, 70, 75, 80, 86, 87, 90, 92, 94, 100, 101, 104, 112, 113, 115, 116, 117, 120, 121, 122, 123, 124, 134, 135, 138, 139, 140, 148, 149, 150, 154, 155, 160, 163, 166, 168, 169, 170, 174, 176, 177, 184, 186, 199, 202, 208, 209, 212, 213, 217, 220, 221, 226, 227, 228, 229, 242, 243, 244, 245, 246, 248, 249, 250, 251, 260, 261, 262, 263, 266, 267, 269 u., 270, 273 M. u., 274, 279, 280, 281, 287, 291, 292, 293, 298, 299, 300, 301, 304, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 321, 330, 332, 336, 338, 340, 356, 358
Widmer Christof, Zurzach 79
Wunderli Ueli, Küsnacht ZH 268 o. r.
Zünd Markus, Schwanden 114

Zeichnungen

Börlin Heinrich 167, 339
Nann Steve, Niederurnen 57, 73, 81, 103, 109, 144, 164, 197, 200, 203, 219, 223, 233, 239, 302, 317, 322, 323, 334, 341, 346, 347, 357, 359, 367

Bildlegenden zu den Titelbildern der einzelnen Kapitel sind auf der Plattform www.glarner-heimatbuch.ch zu finden.

Stichwortregister

Unterstrichene Zahlen weisen auf Abbildungen hin

A

Abfall 210, 267, 320
Abgaben 342, 354, 357
Abwasser 318, 318
Ackerbau 97, 145
Adler 78, 78, 79, 79, 267
Adlerhorst 78, 78, 79
Aegidius Tschudi 110, 127, 165, 352, 352
Albert Heim 29, 39
Alemannen 162, 342
Alexander Soldenhoff 118
Alexander Suworow 356, 356, 357
Alexander Tschudi 127
Alp Fessis 230, 230
Alpen 15, 16, 18, 27, 28, 29, 40, 72, 79, 80, 93, 96, 118, 145, 146, 148, 157, 208, 226, 226, 227, 227, 228, 230, 230, 256, 278, 298, 302, 335, 353, 363
Alpenfaltung 14
Alpheu 107
Alpkäse 140, 145, 148, 148, 149, 150
Alter 97, 100, 100, 130, 158, 163, 363
Altersheim 100, 101, 101, 108, 127, 158, 163
Alterswohnung 100
Amerika 142, 144, 153, 199, 364, 364, 365
Andri Brugger 248, 249
Andy Warhol 118, 119
Anna Göldi 104
Anni Elmer 106, 106
ARA 318, 318
Armenwesen 190, 358
Armut 354, 356, 357
Arnold Escher 29, 72
Arve 91
Arzneikunst 129
Arzt 105, 126, 127, 132, 135, 135, 137, 138, 144, 186, 192, 256, 361
Asbest 209
Auernalp 232
Aufforstung 57, 82
Auswanderung 364
Autobahn 281, 286, 321, 326, 327

B

Bächialp 323
Balz Stäger 118
Banner 116, 177, 181, 336, 352
Banngebiet 92, 93
Barock 176, 178, 178, 337
Bartgeier 78, 267
Bauernhaus 55, 108
Baumgarten 224, 224
Baumgartenalp 63, 66
Baumwolldruckerei 187, 194
Baumwolle 186, 196, 199
Becker Bernhard 188, 190
Bergbahn 294, 294
Bergbauer 55, 106, 203, 222, 222, 237, 350
Bergföhre 91
Berglialp 72, 300
Bergrennen 270, 270, 271
Bergsturz 14, 23, 36, 36, 37, 39, 106, 162, 176, 316
Bergsturz von Elm 36, 36, 37, 38, 39
Bergsturzhügel 23, 162, 176
Bergwerk 36, 234, 234, 235, 236
Bergwerksregal 234
Bernhard Becker 188, 190
Bernhard Simon 175
Besiedlung 162, 279, 342
Betschwanden 14, 50, 166, 167, 291, 311
Bettler 128, 189, 324, 325, 357
Biäsche 61, 282, 364
Biberlikopf 42, 334, 342
Bifertengletscher 30, 32, 32, 33, 256, 300
Bilten 56, 80, 114, 155, 192, 308, 311, 318, 318, 324, 342
Birnbrot 152
Blauburgunder 156
Blumer Eduard 367, 367
Blumer Samuel 200, 200
Blumer Walter 138, 138
Boggenmoor 90
Bonaparte 360, 361
Borkenkäfer 46, 47, 82
Bösbächi 148, 323
Brand von Glarus 137, 172, 172, 242
Braunbär 78

Braunwald 15, 26, 51, 68, 87, 96, 98, 132, 133, 193, 251, 254, 260, 261, 290, 294, 294, 295, 311
Braunwaldbahn 51, 133, 290, 294, 294, 295
Bronzezeit 342
Brown Swiss 228
Brugger Andri 248, 249
Brunnen 40, 108, 114, 166, 166, 181, 316
Burg Sola 165, 165
Burg Windegg 346
Burghügel 22, 157, 165, 177, 335, 341
Burgkapelle 23, 173, 176, 177, 347
Burgruine 165, 165, 340, 340, 341, 341
Burgwegler 156, 156
Butzenscheiben 180

C

Canton Linth 360, 361
Carl Stemmler 78, 79
Caspar Streiff 288, 289
Chardonnay 156
Chilbi 107, 197
Chor 107, 177, 178, 179
Chronicon Helveticum 165, 353
Chronik 16, 18, 20, 343, 345, 345, 348, 362
CO_2 44

D

Dampflokomotive 290, 292, 293
Dampfschiff 283, 284
David Zwicky 92, 232
Delphin, Dampfer 283, 283, 285, 285
Dienstleistungszentrum 22, 293
Diesbach 50, 55, 166, 170, 266, 291, 300, 364
Diesbachfall 21
Dolomitschichten 31
Dorfbrunnen 166, 166, 316
Düniberg 37, 39
Durnachtal 49, 51, 78, 79
Durnagel 49, 49, 50, 64
Dürst Mathias 364

E

Eduard Blumer 367, 367
Eggstöcke 254, 323
Eidgenossen 59, 137, 278, 307, 308, 341, 342, 343, 345, 350, 353
Einraumhaus 164, 164
Einsatzzentrale 326, 327, 327
Eisen 96, 207, 219, 234, 234, 235, 237, 244, 244
Eisenerz 234
Electrolux AG 200, 201
Elektrizität 50, 200, 201
Elggis 242
Elm 14, 14, 21, 25, 25, 36, 36, 37, 38, 39, 40, 69, 79, 96, 102, 103, 106, 128, 131, 153, 158, 158, 222, 222, 236, 250, 251, 259, 259, 261, 264, 264, 265, 277, 278, 296, 300, 306, 311, 330, 330, 331, 358, 362
Elmer Anni 106, 106
Elmer Citro 159
Elmer Mineralquellen 158, 158, 159
Emil Zopfi 121, 256
Emilie Paravicini-Blumer 136, 136
Engi 14, 24, 199, 236, 237, 277, 278, 297, 311, 318
Ennenda 15, 22, 34, 84, 153, 154, 157, 159, 168, 173, 186, 218, 219, 291, 292, 311, 324, 334, 357
Erigsmatt 26, 26
Ernährung 134, 142, 159
Escher Arnold 29, 72
Escher Hans Conrad 29, 57, 59, 59, 60, 61
Eternit AG 208, 208, 209
Evans Cerith Wyn 119, 119
Export 107, 145, 236

F

Fabrik 22, 51, 69, 129, 162, 175, 186, 187, 189, 194, 201, 256, 318, 357
Fabrikgesetz 193, 309
Fabrikindustrie 188, 189, 190
Fabrikinspektor 137, 192, 192, 193, 358
Fabrikpolizei 189
Fahrt 88, 96, 116, 116, 117, 188, 249, 324, 326, 345
Faserzement 208, 209
Felix und Regula 335, 335
Ferdinand Hodler 119
Feste 96, 189, 204
Feuerbrauch 112, 112, 113
Feuersbrunst 165, 322
Feuerwehr 50, 172, 322, 322, 327

Filzbach 98, 109, 251, 268, 272, 272, 273, 334, 334
Findling 34, 34
Fischbrutanstalt 88, 88, 89
Fische 21, 67, 87, 89, 89, 238, 354, 365
Fischer 89, 329
Fischereiaufseher 88, 89
Flüchtlinge 137, 335
Flugplatz Mollis 183, 300, 300, 301, 301, 327
Flysch 28, 29, 29
Föhn 44, 45, 45, 172, 267, 322
Forstgesetz 57, 82
Franzosen 59, 355
Frauenstimmrecht 111, 311
Frefel Michi 248, 249
Frei Romano 266, 266
Freiberg 45, 74, 76, 80, 92, 92, 264, 266, 300
Freibergschütze 92
Freitag Walter 103, 103
Freuler Kaspar, Oberst 180, 181, 181, 358
Freulerpalast 165, 180, 180, 181
Fridolin Schuler 132, 192, 192, 193, 358
Fridolinshütte 30, 33, 256
Fridolinskirche 22
Fridolinstag 114, 114
Frieda Gallati 110, 110
Fronalpstock 160, 250
Frondienst 179, 354

G

Gallati Frieda 110, 110
Gämse 74, 74, 78, 79, 84, 92, 93, 232, 255, 267, 328
Gämsjäger 92, 232, 232, 258
Garichte 90, 91, 92, 264
Gäsi 89, 281
Gericht 99, 105, 176, 189, 193, 312, 313, 314, 325, 337, 342, 343, 348, 352, 354, 363
Gerichtshaus 22, 175, 176, 241, 312, 312, 313
Geschichtsschreibung 111, 142, 352
Gesetze 82, 83, 90, 139, 189, 193, 307, 309, 310, 322, 325, 326, 329
GESKA AG 145, 147
Gewerbe 22, 151, 162, 187, 205, 218, 219, 236, 237, 290, 307, 318, 321, 357, 361
Giessen 173, 218, 218, 219
Glarner Doppelfalte 29
Glarner Hinterland 14, 15, 55, 187, 293
Glarner Kunstverein 118
Glarner Mittelland 14, 15
Glarner Pastete 152, 153
Glarner Schabziger 18, 73, 96, 142, 143, 144, 145, 146, 146, 147, 152, 203, 218, 226, 282, 342
Glarner Spezialitäten 147, 152, 152
Glarner Sprinter 274, 287, 293
Glarner Tee 127, 147, 282
Glarner Tüechli 194
Glarner Überschiebung 28, 28, 29
Glarner Unterland 15, 179, 300
Glarnersteg 204, 204, 205
Glärnisch 12, 14, 16, 22, 22, 43, 45, 77, 93, 172, 223, 223, 224, 225, 235, 263
Glarus Mitte 311
Glarus Nord 311
Glarus Süd 311
Glarus, Hauptort 14, 22, 22, 23, 40, 46, 89, 92, 98, 104, 105, 110, 116, 118, 118, 126, 128, 131, 132, 134, 134, 135, 136, 137, 145, 146, 153, 154, 157, 159, 169, 172, 172, 174, 175, 176, 176, 177, 194, 204, 218, 228, 228, 229, 232, 240, 242, 252, 252, 253, 253, 276, 278, 282, 287, 290, 292, 292, 293, 308, 309, 309, 310, 310, 311, 324, 325, 326, 335, 337, 342, 343, 348, 350, 352, 353, 357, 358, 360, 361
Gletscher 14, 30, 32, 32, 33, 34, 48, 49, 66, 86, 91, 182, 183, 240, 240, 241, 256, 265, 300
Gletschern 240, 240, 241
Gletschertor 33, 86
Gletscherzunge 33
Glimmerschiefer 30
Gneis 30
Göldi Anna 104
Granit 30, 34
Grenze 14, 15, 92, 93, 107, 175, 216, 219, 277
Grippe 129
Grosstal 14, 15, 78, 187
Grünhornhütte 32, 256, 258
Grüninger AG 151, 151
Grynau 65
Guppen 55, 234, 234, 316
Gustav Schneeli 118
Guzen 306

H

Habsburger 342, 353
Hammerschmiede 218, 244, 244, 245

Handel 145, 159, 199, 277, 278, 281, 282, 307, 326, 340, 350, 357
Hänggiturm 168
Hans Conrad Escher 29, 57, 59, 59, 60, 61
Hans Leuzinger 118
Hansjürg Kessler 260, 260
Haslen 14, 51, 69, 106, 199, 291, 311, 328
Hätzingen 14, 107, 166, 204, 205
Hausstock 14, 250
Heer Joachim 193, 308, 308, 309
Heer Oswald 72, 72, 113, 142, 165
Heilmittel 127, 137
Heim Albert 29, 39
Heimarbeit 107
Heimatschutz 90, 244
Heinrich Pfändler 18
Heiri Jenni 288, 288
Heitz Johannes 92, 232
Heli-Linth 298, 298, 299, 300
Helikopter 46, 83, 135, 182, 215, 267, 298, 298, 299, 300, 301
Helvetik 57, 306, 308, 360, 361, 361
Heualp 226
Hilarius-Kirche 178, 178
Hintersand 30, 32, 64, 256
Hirzli 42
Hochmoor 91, 323
Hochzeitsgämsen 93
Hodler Ferdinand 119
Hollandfahrten 282
Homöopathie 137
Hörige 342
Huldrych Zwingli 350, 350
Hungersnot 142, 144, 360
Hüttenwart 266, 266

I

Impfung 129
Industrialisierung 186
Industriekanton 186

J

Jagd 79, 84, 85, 93, 109, 232, 312, 313, 325, 329, 354
Jagdgesetz 84, 93
Jäger 39, 80, 85, 92, 93, 225, 232, 232, 258, 313, 328, 329, 335
Jakob Ruch 118, 288
Jenni Heiri 288, 288
Joachim Heer 193, 308, 308, 309
Johann Jakob Scheuchzer 18, 132
Johann Gottfried Steffan 118
Johann Kaspar Wolff 175, 177
Johannes Heitz 92, 232
Jost Pfändler 126
Julius Maggi 192

K

Kalberwurst 143, 152, 311
Kalk 26, 27, 28, 29, 31, 208, 242, 242, 243, 264, 334
Kalkfabrik 242, 242
Kalkfabrik Netstal AG 242, 242
Kaltbrunner Riet 58
Kantonspolizei 326, 326, 327
Kantonsschule 22, 169
Kantonsspital 22, 127, 134, 134, 135
Kantonsverfassung 307, 325, 366
Kapelle 23, 173, 176, 177, 178, 179, 180, 216, 217, 335, 347
Karbonzeit 30
Kärpf 28, 48, 76, 77, 92, 256, 266, 300, 329
Kärpfbrücke 28, 264
Karren 26, 26, 27
Karte 17, 20, 315, 353
Kartoffel 50, 51, 107, 117, 142, 144, 144, 152, 172
Käse 39, 96, 140, 142, 144, 145, 148, 148, 149, 150, 153, 226, 231, 256, 282, 298, 343, 365
Käsekuchen 150
Käselaib 150, 150
Käsemasse 149, 149
Kaspar Freuler, Oberst 180, 181, 181, 358
Katalysator 139
Kehricht 163, 210
Kehrichtverbrennungsanlage 243, 319, 320, 320, 321
Kelten 342
Kerenzerberg 15, 34, 46, 56, 272, 272, 273, 280, 287, 325, 334
Kerenzerbergstrasse 280, 281
Kessler Hansjürg 260, 260
Kies 63, 66, 87, 243, 271, 319
Kilbi 96, 366
Kinderarbeit 188

Kirche 22, 25, 35, 36, 38, 107, 116, 117, 175, 176, 176, 178, 178, 232, 322, 336, 343, 348, 349
Kirche Matt 35
Kirchenschatz 177
Kistenpass 62, 335
Klausenpass 270, 270, 271, 338, 342
Klausenrennen 270, 270, 271
Klausschellen 115, 115
Klaustag 115
Kleidung 96, 97
Kleintal 14, 24, 24, 28, 34, 54, 64, 72, 128, 129, 158, 173, 230, 236, 277, 279, 296, 297, 300, 303, 318, 325, 357
Klöntal 21, 23, 26, 46, 79, 80, 225, 235, 240, 240, 241, 254, 262, 263, 357
Konrad Schindler 57, 144, 308
Kraftwerk 62, 63, 64, 65, 68, 300, 320
Krankheit 90, 125, 126, 130, 134, 137, 139, 200, 308, 364
Kriegsdienste 181, 350, 362
Kriminalpolizei 326, 327
Krisenjahre 107, 241
Kugellos 306, 306
Kultur 120, 120
Kunsthaus 118, 118, 119
Kunststoff Schwanden AG 212, 212, 213
Kunstverein 118
Kurbetrieb 158
Kurhaus 132, 133, 158, 159
KVA 243, 319, 320, 320, 321

L

Lab 148, 148
Läderach AG 154, 154, 155
Landammann 57, 104, 105, 110, 181, 189, 193, 234, 235, 308, 308, 311, 325, 339, 352, 361, 367, 367
Landesarchiv 111, 281, 314, 314, 315
Landesbibliothek 22
Landespatron 114, 336, 336
Landesplattenberg 237
Landessatzungen 324, 345
Landjäger 106, 324, 324
Landolf 337
Landsgemeinde 22, 62, 92, 93, 96, 111, 137, 146, 172, 173, 229, 234, 235, 249, 280, 297, 306, 307, 308, 309, 310, 310, 311, 324, 326, 345, 352, 354, 355, 366, 366, 367
Landstrasse 37, 50, 116, 276, 281, 297
Landvogt 35, 92, 132, 306, 352, 353, 354, 354, 355
Lawinen 41, 52, 53, 54, 54, 55, 82, 108, 222, 225, 276, 302
Lebensräume 84, 85, 90, 328, 329
Leglerhütte 264, 266, 266, 267
Leibeigene 354
Letzi 341, 343, 345
Leuggelbach 51, 55, 191, 291
Leuzinger Hans 118
Lill Tschudi 118
Limmerenalp 197
Limmernsee 63, 64, 65
Linth 14, 15, 16, 20, 20, 21, 34, 40, 44, 50, 50, 56, 58, 62, 64, 66, 66, 67, 82, 88, 90, 162, 187, 197, 206, 218, 219, 235, 282, 282, 318, 319, 335
Linthal 14, 16, 20, 21, 31, 48, 49, 50, 51, 63, 65, 66, 67, 78, 98, 128, 132, 132, 182, 190, 199, 199, 226, 256, 270, 287, 287, 290, 290, 291, 291, 293, 294, 295, 306, 308, 311, 324, 338
linth-arena 248, 248
Linthebene 14, 15, 15, 56, 56, 58, 58, 59, 65, 82, 276, 302, 340, 342
Linthkorrektion 57, 59, 59, 61, 128, 281
Linth-Limmern 62, 62, 63, 64, 65
Linthschlucht 66, 66, 67, 300
Lochsite 28, 29
Lochsitenkalk 28, 29
Löntsch 20, 20, 166, 235, 253
Lothar 47, 47
Luchs 78, 80, 80
Luchsingen 55, 107, 166, 204, 204, 291, 311, 324
Luftverschmutzung 138

M

Maag 56, 57
Maarchelauf 338, 338, 339
Maggi Julius 192
Margarine 151
Martinsloch 18, 25, 25, 28, 106, 108
Mathias Dürst 364
Matt 24, 35, 35, 72, 107, 112, 112, 113, 128, 237, 296, 297, 299, 300, 303, 303, 311, 324, 325, 348, 365

Mediationsakte 360, 361
Meier 176, 343
Metall AG 210, 210
Mettlen 88, 89, 93
Michi Frefel 248, 249
Militärflugplatz 301
Mineralquellen Elm 158, 158, 159
Mitlödi 15, 121, 151, 204, 287, 296, 311, 316, 324, 364
Mittelalter 56, 57, 84, 96, 114, 147, 156, 164, 164, 165, 244, 280, 314, 336, 340
Mittelholzer Walter 302, 302
Model 186, 194, 194, 195
Mollis 21, 61, 69, 80, 92, 98, 99, 104, 104, 120, 128, 136, 144, 153, 157, 173, 179, 183, 192, 193, 232, 248, 277, 298, 300, 300, 301, 301, 308, 311, 324, 325, 327, 342, 358, 361, 366
Moränen 30, 33, 258
Mordnacht 343, 345
Mühlehorn 68, 118, 244, 280, 281, 283, 311, 318
Murg 280, 281, 283, 318
Murmeltier 72, 75, 75, 78, 79, 264
Museum 28, 58, 118, 180, 181, 224
Muttsee 62, 62, 64, 65, 182

N

Näfels 15, 21, 45, 88, 91, 98, 106, 116, 116, 117, 173, 178, 178, 180, 180, 206, 206, 212, 216, 220, 220, 248, 248, 287, 311, 322, 324, 325, 326, 340, 341, 342, 343, 345, 345, 348, 357
Näfelser Fahrt 88, 96, 116, 116, 117, 188, 249, 324, 326, 345
Napoleon Bonaparte 360, 361
Naturschutz 34, 58, 90, 91, 93
Netstal 14, 15, 20, 21, 22, 34, 34, 51, 52, 88, 88, 116, 138, 138, 173, 204, 206, 210, 210, 214, 214, 215, 240, 242, 242, 311, 324
Netstal-Maschinen AG 206, 206, 213
New Glarus 144, 364, 365
Nidfurn 44, 291
Niederurnen 56, 57, 59, 80, 128, 153, 156, 156, 199, 208, 208, 209, 281, 284, 286, 311, 318, 319, 320, 320, 321, 325, 345

O

Oberblegisee 191, 191
Oberfessis 230
Obersee 203
Oberseetal 46, 79, 220
Oberurnen 21, 179, 220, 248, 311, 324, 340, 340
Obstalden 98, 130, 280, 311, 318, 324, 325, 358
Operationssaal 124, 135
Orgel 177, 179, 216, 216, 217, 347
Orgelbau 216, 216, 217
Orgelbau Mathis AG 216, 216, 217
Oswald Heer 72, 72, 113, 142, 165

P

Pablo Picasso 118
Panixer 77, 113, 278, 279, 356, 357
Pantenbrücke 66
Panzer 220, 330, 330, 331
Paravicini-Blumer Emilie 136, 136
Pest 128, 131
Pfändler Heinrich 18
Pfändler Jost 126
Pflegeheim 101, 101
Picasso Pablo 118
Planurahütte 182, 182, 183, 256
Plattenberg 36, 37, 143, 236, 236, 237, 238
Pocken 129
Polizei 324, 324, 325, 326, 326, 327
Pragellauf 252, 253
Pragelpass 80, 255, 357
Projekt LUNO 80

Q

Quarten 280

R

Rathaus 22, 23, 89, 173, 175, 306, 307, 353
Rathausplatz 23
Rauti-Troos 329
Rebberg 153, 156, 157, 157
Reformation 177, 179, 314, 348, 350
Reformator 350, 350

Regierungsrat 116, 117, 272, 314, 325, 328, 361, 367
Regionalpolizei 326, 326
Reislauf 350
RGVE 227, 230, 231
Richetlipass 48, 49, 300
Richisau 168
Riedern 22, 166, 167, 241, 311, 357
Riseten 75, 303, 303
Ritter 346
Romano Frei 266, 266
Römer 278, 334, 334, 340, 342, 353
Rötidolomit 31
Ruch Jakob 118, 288
Rudolf Steinmüller 105
Rüti 49, 51, 84, 132, 162, 166, 291, 294, 306, 311

S

SAC Tödi 266
Säckingen 92, 96, 145, 218, 314, 336, 337, 342, 342
Säckinger Urbar 165, 230
Samuel Blumer 200, 200
Sardona 28, 254
Saumwege 276
Saurierspuren 30, 31, 31
Sauter, Bachmann AG 214, 214
Schabziger 145, 145, 146, 146, 147, 282
Scheuchzer Johann Jakob 18, 132
Schiefer 28, 29, 29, 30, 36, 45, 147, 159, 163, 208, 236, 236, 237, 238, 264, 282
Schifffahrt 56, 282, 282
Schilt 14, 16, 77, 79, 93, 329, 351
Schindler Konrad 57, 144, 308
Schlacht bei Näfels 344, 345
Schlafstein 351, 351
Schlattstein 34, 34
Schlössli 59, 156, 157
Schmiedekunst 244, 244, 245
Schneeli Gustav 118
Schneider Vreni 259, 259
Schreyenbachfall 67
Schule 22, 98, 98, 106, 107, 110, 114, 115, 137, 169, 189, 200, 237, 272, 308, 321, 327, 361
Schuler Fridolin 132, 192, 192, 193, 358
Schutzwald 46, 46, 50, 55, 85
Schwammhöhe 23, 80, 262
Schwanden 14, 15, 16, 20, 40, 42, 46, 72, 84, 93, 98, 99, 114, 128, 129, 144, 157, 162, 165, 167, 187, 200, 200, 201, 204, 212, 232, 235, 237, 242, 248, 258, 264, 287, 291, 296, 297, 311, 316, 324, 325, 326, 328, 342, 348, 349, 357, 360
Schwändi 14, 15, 98, 219, 224, 224, 234, 311
Schwändital 91
Schwefelquelle 132
Schybefleuge 112, 112, 113
Sedimente 29, 30, 31
Segnes 28, 29
Senn 16, 92, 96, 145, 145, 148, 148, 226, 256, 299, 300, 323
Sennerei 231
Senntenbauer 227
Sennwald 104
Sernf 20, 20, 37, 39, 72, 87, 90, 93, 162, 235, 316
Sernftal 14, 24, 24, 28, 34, 54, 64, 72, 128, 129, 158, 173, 230, 236, 277, 279, 296, 296, 297, 297, 300, 303, 318, 325, 357
Sernftalbahn 107, 296, 296, 297
Sicherheitspolizei 326
Siegel 335, 335, 336, 343
Silberen 254
Simon Bernhard 175
Simon und Wolff 175
Sixtinische Kapelle 216, 217
Skatepark 248, 248
Skater 248, 248, 249
Skiclub 252
Skifahren 252
Skirennen 252, 259
Skisport 181, 222, 252, 253
Skispringen 252, 252
Snowboard 85, 260, 260, 261
Soldenhoff Alexander 118
Söldner 350, 362
Sool 14, 28, 29, 65, 80, 84, 114, 165, 165, 230, 230, 231, 311, 316, 316, 317
Spezialdienste 327, 327
Spezialitäten 145, 147, 152, 152, 154
Spielhof 22, 110, 312
Spinnerei 56, 113, 187, 188, 188, 190, 198, 199, 199, 297
Spital 126, 126, 127, 134, 134, 135, 169, 192, 352, 363
Spitex 100
Sportzentrum 272, 272, 273
Spritzgiessmaschine 206, 212

St. Fridolin 114, 336, 336, 337, 337
Stachelberg 132, 132
Stäger Balz 118
Staumauer 62, 63, 64, 65, 67
Stausee 62, 65, 66, 90, 91, 264
Steffan Johann Gottfried 118
Steinadler 78, 78, 79
Steinbock 76, 76, 77
Steinmüller Rudolf 105
Stemmler Carl 78, 79
Stöckli AG 210, 210, 211
Stoffdruck 194, 194, 195
Streiff Caspar 288, 289
Suworow Alexander 356, 356, 357, 358

T

Tagesstätte 204
Tagsatzung 56, 57, 280, 352, 355
Tambora 142
Textilindustrie 107, 162, 187, 212
Textilmuseum 181
Therma 200, 200, 201
Tierfehd 14, 30, 63, 64, 65, 67, 67, 68, 256, 300
Tod 50, 105, 128, 129, 130, 130, 137, 142, 151, 181, 232, 302, 303, 308, 336, 337, 348, 354, 355, 356, 357, 365
Tödi 14, 16, 30, 31, 34, 39, 43, 45, 142, 182, 183, 253, 254, 256, 257, 300
Torf 91
Totenbuch 130
Tradition 112, 112, 113, 114, 114, 115, 115, 145, 147, 153, 201, 211, 253, 310, 311
Trias 31
Trinkkuren 133, 158
Trinkwasser 129, 159, 166, 166, 266, 319
Trölen 306
Tschingelhörner 18, 25, 25, 28, 106, 108
Tschudi Aegidius 110, 127, 165, 352, 352
Tschudi Alexander 127
Tschudi Lill 118
Tschudi Valentin 348
Tüchel 133, 166, 316, 317
Tüchelbohrer 317
Tuggener See 56, 57
Typhus 129

U

Überschwemmung 21, 49, 49, 50, 50, 51, 56, 59, 60, 82, 162, 276
Unglück 39, 54, 61, 173, 175, 237, 283, 326
Untertanen 93, 354, 355, 360, 361
Unwetter 48, 48, 49, 49, 50, 51, 300
Urechsen 30, 31, 31
Urkunden 175, 314, 315, 352, 353, 355
Urnerboden 79, 270, 318
Urso 337, 337
Ursus 337, 337

V

Valentin Tschudi 348
Verfassung 307, 325, 356, 360, 361, 362, 366, 367
Verkehrspolizei 327
Verrucano 28, 29, 29
Versteinerung 238, 243
Versumpfung 56, 59, 82
Viehalp 226, 226
Viehschau 228, 228, 229
Viehzucht 142, 180, 276, 354
Vivian 46, 47
Vogt 21, 35, 92, 132, 158, 306, 322, 324, 341, 342, 352, 353, 354, 354, 355
Volksgarten 118, 309, 309
Vorburg 340, 340, 341
Voremwald 334, 334
Vreenelisgäärtli 19, 19
Vreni Schneider 259, 259

W

Wald 24, 36, 40, 43, 44, 46, 46, 47, 50, 54, 56, 57, 66, 72, 79, 80, 82, 82, 83, 84, 84, 87, 90, 91, 96, 113, 114, 116, 119, 162, 162, 172, 227, 235, 254, 265, 298, 339, 365
Waldstrasse 82, 231, 265
Walenbach 64, 66
Walensee 34, 56, 58, 88, 268, 269, 272, 283, 283, 284, 285, 285, 334, 340, 342
Walenseestrasse 139, 157, 280, 281, 281
Walenstadt 56, 280, 281, 282, 284, 285
Walter Blumer 138, 138
Walter Mittelholzer 302, 302
Wappen 113, 165

Wappenscheibe 96, 97, 143, 180, 336, 362
Warhol Andy 118, 119
Wasserkraft 218, 244, 245, 245
Wasserversorgung 231, 316, 316, 317
Weberei 56, 187, 198, 198, 199
Weesen 56, 60, 61, 117, 269, 280, 281, 282, 283, 284, 287, 290, 308, 318, 342, 343, 345, 350
Weihnacht 76, 103, 114, 189, 205, 363
Wein 16, 18, 96, 143, 153, 156, 156, 232, 277, 280, 299, 303, 306, 346, 347, 354, 356
Weissenberge 24, 24
Welschlandhandel 145
Werdenberg 105, 306, 354, 354, 360
Wetter 16, 40, 42, 42, 43, 44, 45, 48, 61, 103, 107, 137, 183, 249, 258, 267, 282, 300, 302, 312, 318, 328, 334, 364
Wichlenalp 14, 48, 330, 331
Wiebke 46
Wiggis 14, 45, 52, 52, 77, 88, 163, 232, 301
Wild 18, 74, 74, 76, 76, 84, 85, 92, 365
Wildasyl 92, 93, 93
Wilderer 93
Wildheu 224, 224, 226, 338
Wildhüter 78, 80, 85, 93, 313, 328, 329
Wildmad 264, 264, 265
Wildnis 162
Wildschaden 84, 85
Wildschutzgebiet 28, 92, 266, 329
Windwurf 46, 47, 328
Wolf 78, 84, 85, 329
Wolff Johann Kaspar 175, 177
Wuhre 21, 162, 219
Wyn Cerith Evans 119, 119

Z

Zahnräder 214, 214, 215
Zaunplatz 22, 23, 228, 228, 229, 310, 310, 311
Zehnten 96, 354, 361
Zeugdruck 181
Ziegelbrücke 56, 57, 278, 282, 286, 286, 287, 293, 321
Ziger 18, 73, 96, 142, 143, 144, 145, 146, 146, 147, 152, 203, 218, 226, 282, 342
Zigeralp 145
Zigerklee 145, 147, 147
Zigermanndli 147
Zigerschlitz 122, 146
Zigersenn 145, 145
Zigerstöggli 147, 147, 152
Zopfi Emil 121, 256
Zweckverband 320
Zwicky David 92, 232
Zwingli Huldrych 350, 350







